BAUSTEINE: GESAMMELTE KLEINE SCHRIFTEN

Felix Dahn

Bausteine.

Dritte Reihe.

Bausteine.

Gesammelte kleine Schriften

von

Felix Dahn.

Dritte Reihe.

Berlin 1882.

Verlag von Otto Janke.

Herrn Professor Friedrich Vischer

in Tübingen

und

Herrn Dr. Ludwig Steub

in München

in Dank, Verehrung und Freundschaft

zugeeignet

von

Felix Dahn.

Inhalt des dritten Bandes.

Ueber den Bau der Ballade.

I.

Ein ordentlicher Professor der Aesthetik an einer deutschen Hochschule sagte mir einmal: „Was dichten Sie? Balladen dichten Sie? Balladen? Nein! Die les' ich nicht. Balladen sind langweilig."

Vergeblich berief ich mich auf den „Erlkönig", auf „Gott und Bajadere", auf den „Taucher"; und als ich unglücklicherweise den „Kampf mit dem Drachen" auf die Zunge brachte, rief der Herr College ganz schadenfroh: „Nun, wenn der nicht langweilig ist!" Ich konnte den Mann nicht bekehren: aber er mich auch nicht: wenigstens fuhr ich fort, Balladen zu dichten, und er — höchst wahrscheinlich — sie nicht zu lesen.

Wenn jenes Urtheil, wie die alte formale Logik sagte, „einschränkend" und nicht „allgemein" abgegeben worden wäre, so hätte ich keinen Widerspruch erhoben: denn allerdings: zwar nicht alle Balladen, aber einige, sogar viele, sogar sehr viele, ja ich fürchte, fast muß es zugegeben werden, — die meisten Balladen sind wirklich langweilig.

Wer es bezweifelt, der nehme eine an sich sehr verdienstliche Sammlung, die von Ignaz Hub, zur Hand, bei welcher doch noch eine „künstliche Zuchtwahl" stattgefunden hat,

und wenn er mir nicht nach dem Genuß sämmtlicher hier aufgetischter Balladen Recht giebt, dann will ich sie zur Strafe selbst noch einmal lesen.

Woran nun liegt es, daß wirklich so sehr viele Balladen und Romanzen langweilig sind? wie schon der selige Räuberhauptmann, der im Gusthaus zu Terracina ein so frühes Ende findet, Fra Diavolo nämlich, urtheilt — der ganz erschrocken fragt, ob man „alle" Strophen der Ballade hören müsse, welche ihm vorgesungen werden soll. Und doch konnte ihn der Held der Ballade interessiren: denn er war es selbst. —

Von vornherein ist klar, daß mit den Lehr-, Hand- und Kochbüchern der Poetik kein ästhetischer Hund hinter dem Ofen hervor zu locken ist: die stets wieder abgeschriebene Erinnerung daran, daß man die „Ballata" ursprünglich mit Tanz und Pantomimen vorgetragen habe, macht uns zwar gelehrter, wenn wir es nicht schon vorher wußten, aber nicht klüger: denn daß man den „König von Thule" nicht tanzen kann und daß dies Gedicht gleichwohl eine nie übertroffne Ballade ist, steht fest.

Sehen wir nun zu, wie sich die neueren unter der Aufschrift „Ballade" (seit Ende des vorigen Jahrhunderts) auftauchenden Dichtungen gruppiren.

Ohne Zwang, ohne Willkür werden wir folgende sich von selbst darbietende Unterscheidungen mehr wahrnehmen als aufstellen dürfen.

Da ist einmal die didaktische Ballade mit sehr starker, dem Umfang und der Energie des Ausdrucks nach lebhafter Ausprägung einer „sittlichen", philosophischen rc. Idee: die Geltendmachung der Moral der Fabel ist für den Dichter hier die Hauptsache: nur nebenher als Beiwerk wird die Fabel selbst behandelt: eher noch wird die Beschreibung z. B. der Naturgewalten, des Zuständlichen in breiter, für unsere moderne Empfindung allzu breit und behaglich ausmalender Umständlichkeit gepflegt: dagegen die eigentliche Handlung, das — um das entscheidende Wort auszusprechen

— dramatische Moment in der Ballade wird vernachlässigt. (Kraniche des Ibykus, Ring des Polykrates, Kampf mit dem Drachen, Arion). Freilich begegnet es unsern großen Dichtern manchmal, daß vermöge ihres durch irrige ästhetische Theorien nicht zu beirrenden Genius auch diese didaktischdescriptiven Balladen ganz anders „heraus kommen" als beabsichtigt war: nämlich so, daß der Leser über der Pracht der Beschreibung die gepredigte Moral kaum beachtet oder die Verkümmerung der dramatischen Handlung verschmerzt. Aber wer hat nicht empfunden, daß in dem Taucher die „zarte Gestalt" der Königstochter doch einige Zeilen mehr verdient hätte? Das hier angedeutete kleine Drama in der Ballade ergreift doch mehr, als die Pracht der epischen Beschreibung, selbst der „purpurnen Finsterniß."

Es giebt auch Balladen — nicht unserer großen Dichter, aber unzähliger kleiner — welche nur descriptiv sind, mit einem Minimum von wirklicher Handlung und diese dann meist so abstract, so ohne alle Individualität von Personen, Zeit, Costüm und Ort als nur möglich: das sind die Eisenbahnunglückbrückeneinsturzpetroleumexplosionraubmordmitfünfdoppelwaisen-Balladen oder die Mori-Thaten-Balladen, welche früher meist im kirchlichen Chorrock der Legende auftraten: die Mirakel- und Errettungs-Balladen.

Sie sind von einer Langweile, welche bald an den Staub der Criminalacten des XVII. Jahrhunderts, bald an eine Sommersonntagnachmittags-Predigt errinnert. Zahllose Localsagen werden in diesem Stil verarbeitet.

Sehr schlimm ist auch die „Historischevereinsballade": wenn in irgend einen alten Kirchthurm eine Schwedenkugel einschlug oder wenn die prachtvollen Niederschläge unserer germanischen Götter- oder Helden-Sage in irgend einem unterfränkischen Städtlein localisirt sind, wenn der wilde Jäger oder Frau Holle oder Sigfrid irgendwo Spuren zurück gelassen haben, so entsteht eine ganze Sintfluth (die in diesen Fällen freilich auch eine Sündfluth be-

deutet) von Balladen und Romanzen: jeder nun in den Ort kommende Schullehrer oder Pfarrer „dichtet die Sage neu".

Ein großer Theil der langweiligen Balladen ist also darum langweilig, weil er rein didaktisch oder descriptiv ist, — die angeführten unsterblichen didaktischen und descriptiven Balladen unserer Classiker sind nicht musterhaft, weil, sondern obgleich sie didaktisch oder descriptiv sind: es ist aber nicht das Wesen und die Aufgabe der Ballade, zu lehren oder zu beschreiben.

Andere Balladen sind deshalb verfehlt, weil sie allgewöhnliche Naturereignisse oder Unglücksfälle oder allbekannte Gestalten oder Begebenheiten der Sage oder Geschichte ohne Individualisirung und ohne Charakteristik von Person, Zeit und Ort, endlich ohne jedes dramatische Element oder mit Unfähigkeit zu aller dramatischen Behandlung wiedergeben.

Genug für diesmal. Es gilt ja nur eine Plauderei, keine Studie. Eine Fortführung des Gegenstandes wird die lyrische Ballade, (König von Thule) die Volksballade, (Bürger) die historische Ballade (Uhland: Rauschebart) und diejenige Ballade zu besprechen haben, welche ich für die recht eigentliche Ballade, für die das Wesen dieser Dichtungsart am Wirkungsvollsten entfaltende halte: die dramatische Ballade.

II.

Die „lyrische Ballade", wie wir sie genannt, wird in vielen Fällen mit dem Namen „Romanze" bezeichnet werden; z. B.: „Mädchens Klage", „König von Thule". Sie kann sich aber auch sehr dem rein lyrischen Gedicht nähern, welches nur etwa die Landschaft, die Naturumgebung, die Stimmung der Jahreszeit oder Tageszeit in epischer Färbung schildert: z. B. wenn Schiller in dem genannten Gedicht das Mädchen allein hätte sprechen, nicht die Natur-

stimmung in den Anfangszeilen durch den Dichter schildern lassen, sondern etwa durch das Mädchen selbst, so wäre der Unterschied von einem rein lyrischen Gedicht ein verschwindend kleiner. — Denn hebt es den Begriff der Lyrik nothwendig auf, wenn der Dichter nicht aus eigner, sondern aus fremder Seele spricht?

Jeder weiß, daß gar manches rein lyrische Gedicht von dem Dichter später erst einer andern Gestalt in den Mund gelegt wurde, durch einfache Aufschrift, z. B. „Mädchenlied" (Geibel), „Gesang des Weltweisen", „Lied des gefangnen Königs", weil aus irgend welchem Grunde das Aussprechen in eignem Namen sich nicht gut machte.

Sollen diese Gedichte durch die veränderte Aufschrift ihren Charakter aus dem Lyrischen in's Epische verändern?

Man sieht, es läßt sich zwischen reiner Lyrik und lyrischer Ballade keine feste Grenze ziehen. —

Eine sehr interessante Frage ist nun: wie sind zu rubriciren solche Gedichte, welche von dem Dichter als „Lied" oder „Gesang" einer bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit (oder mythischen, was hier gleichbedeutend ist) oder einer Gruppe, eines Chores bestimmter Genossen eines Lebenskreises bezeichnet werden?

(Göthe: „Mahomets Gesang", „Prometheus", „Gesang der Geister", Parzenlied", Schiller: „Kassandra", Geibel: „Gesang der Prätorianer", „der Bildhauer des Hadrian", „Gebet des Priesters", Lingg: „Lied der Städte", andre Beispiele: „Gesang der Legionen", „Odysseus", „Lied der Puritaner", „Lied der Cavaliere", „Lied der Geusen", „Lied der Sachsen".)

Es leuchtet ein, daß diese *formelle* Bezeichnung für sich allein einen Eintheilungsgrund *nicht* gewährt: der Inhalt eines solchen Monologes oder Liedes oder Chores kann lyrisch, philosophisch-didaktisch oder überwiegend episch sein und nur *nach dem Inhalt* wird man diese Gedichte bestimmen können.

Die „Nadowessische Todtenklage", entschieden episch,

könnte ebenso gut „Todtenklage der Nadowessen“ heißen, worauf offenbar nichts ankömmt.

Wer bezweifelt, daß ein Monolog „Mahomets Gesang“ oder ein „Faust“, „Spinoza“, oder auch eine dem Tacitus, Aëtius in den Mund gelegte, und daher den Zeiten und Costümen der Sprechenden angepaßte Betrachtung doch überwiegend lyrisch-didaktisch-philosophisch sein kann, so daß das Epische sich nur in jenen Cultur- und Zeit-Färbungen fühlbar macht?

Hier liegen Mischungen von Lyrik, Didaktik und Epik vor, mit sehr verschiedener Abstufung der drei Momente, die doch keineswegs etwa um dieser Mischung willen zu verwerfen sind: kostbare Perlen unserer classischen und neueren Poesie gehören mit hieher.

Eine solche Mischung von Epik und Lyrik liegt z. B. auch in den Reiterliedern, (Schiller), Jägerliedern, Hirtenliedern (in Schillers Tell) Zigeunerliedern, Matrosenliedern der Kunstpoesie, in welchen das Epische bald mehr, bald minder gepflegt wird: sind das Balladen? oder Romanzen? oder „namenlose“ Lieder?

Uebrigens neigt auch die lyrische Ballade zur dramatischen Färbung, schon um der Lebendigkeit der dialogischen Form willen: dann tritt das Epische fast ganz zurück, und es ergiebt sich ein kleines lyrisches Drama, wenn auch vielleicht mit leiser epischer Umrahmung, z. B. „Sah ein Knab' ein Röslein stehn.“

In einer folgenden Betrachtung wollen wir noch einige Worte über die dramatische Ballade und deren Bau beifügen.

III.

In der That: neben der lyrischen gehören die Edelperlen deutscher (und englischer) Balladen der dramatischen Gruppe an, und in allen Gattungen bildet oft die dramatische Architektonik den festen Rahmen, den Kern und zugleich den belebenden Reiz der Dichtung.

Als Muster gelten mir hierin die ausgezeichneten Balladen von Theodor Fontane, von welchem, neben den englischen Volks- und Kunst-Balladen, ich am Meisten gelernt zu haben mich dankbar berühme.

Manche dieser Fontane'schen Balladen sind kleine, condensirte Dramen, und von meinen eigenen darf ich vielleicht anführen, daß viele unter ihnen von Anderen und von mir selbst als Dramenstoffe angesehen werden, welche nur breiterer Ausführung bedürfen, um als kleine Stücke (dramatischer noch als des Dänen Herz reizendes lyrisches Drama „König René's Tochter"), zumal aber als Operntexte, verwerthet werden zu können.

Daher stehen diese dramatischen Balladen bis auf einen gewissen Grad unter den Gesetzen des Drama's.

Wie viel von epischer Schilderung, von Localfärbung, von geschichtlichem Costüme der Zeit und des Volks, wie viel etwa auch von lyrischem Erguß anzubringen ist — das hängt natürlich ganz von dem Stoff des Einzelfalles ab.

Als Regel aber wird man aufstellen können, daß bei der dramatischen Ballade die Gefahr eher in dem Zuviel als in dem Zuwenig der epischen Ausschmückung und der lyrischen Empfindungs-Ausströmung liegt. Die Schwäche einzelner Balladen von Freiligrath liegt in der Ueberwucherung der Description über das Dramatische auch da, wo offenbar das Schwergewicht auf die Handlung fallen müßte (eine rein beschreibende Ballade ohne jeden dramatischen Kern ist sein „Wüstenritt"), und bei Uhland und Geibel hie und da in der Ueberströmung des Lyrischen. Bürger's „Leonore" wirkt durch das grausig-wahre Ineinandergreifen von Dialog und Schilderung so ganz unvergleichlich lebendig. Gerade wenn das Epische der Schilderung auf wenige glücklich gewählte Züge beschränkt, wenn zumal die lyrische Empfindung während des ganzen Gedichts stumm verhalten und nur etwa am Schluß in zwei Zeilen zusammengepreßt, z. B. als Antwort des Helden auf eine

Frage ausgedrückt wird, wirkt dies Wenige viel stärker als breite Darstellung. Ich habe aus meinen Balladen gar manche an sich nicht unpoetische epische oder lyrische Strophe bei der Durchfeilung gestrichen, gewiß zum Gewinn der Dichtung, obzwar nicht ohne Schmerz des Dichters. Je knapper, desto kräftiger. Manche meinen freilich, die ganze Landschaft, Jahreszeit, Costümkunde muß erschöpfend verwerthet und die Empfindung auf einer Handvoll Ausrufungszeichen ausgestellt werden.

Der Dialog muß bei der dramatischen Ballade dem Erzähler die Exposition ersparen. Je mehr wir die Personen, je seltener den Erzähler vernehmen, desto besser. Die „Braut von Korinth" wäre noch schöner, wenn mehr dialogisch und weniger didaktisch. Dadurch wird die Sprache viel lebendiger, charakteristischer, die Gesammtdarstellung kürzer.

Ist die Ballade ein kleines Drama, so muß sie auch ein „plot", eine fabula" haben. Die didaktische Ballade gibt oft ein mageres Fleisch von „Fabel" und eine lange Brühe von „Moral"; das gerade Gegentheil ist balladenhaft. Die „Moral" muß in der „Fabel" als der ästhetisch-sittliche Kern in der Handlung so lebendig und unverkennbar ausgelebt sein, daß der Dichter sie gar nicht noch auszusprechen braucht.

Die Handlung muß überraschend, daher der Ausgang im Anfang nicht errathbar, aber doch durch das Ganze so voll motivirt sein, daß dieser und gar kein anderer Ausgang dem Leser (oder Hörer: denn die Ballade soll laut gelesen werden) nothwendig scheint. Darin liegt die größte Kunst des Balladendichters. Die Volksballade leistet darin Außerordentliches. „Gott und Bajadere" ist ein Muster, ebenso die „Bürgschaft"; Fontane's „Archibald Douglas", Alfred de Musset's „Eginhart und Emma" übertreffen sie beinahe noch. Von meinen Balladen scheinen mir Ralf Douglas, Lord Murray und Lady Anna, sowie Hako Heißherz in diesem Punct zu den besser gelungenen zu zählen.

Der Leser hat eine tiefe ästhetische Befriedigung durchzukosten, wenn er erst mit kurzen, kräftigen Worten gleich des Dialogs in Stimmung und Situation versetzt (I. Act.), dann in besorgte Spannung gesteigert (II. Act.) und zuletzt durch einen überraschenden, wo möglich versöhnenden (Gott und Bajadere) und voll motivirten, ja nothwendigen Abschluß entlastet wird (III. Act der Ballade.). Er liest dann eifrig die Dichtung wieder und freut sich, wie fein und leis und fast unmerkbar der Dichter durch allerlei Wendungen und Wörtlein, deren Sinn bei dem ersten Vernehmen in ihrer vorbereitenden Bedeutung gar nicht gewürdigt wurde, den Ausgang mit unentrinnbarer, ästhetisch und sittlich befriedigender Prädestination vorgeschaffen hat. Auch musikalische Analogien in der Symphonie lägen hier nah, und noch Manches könnte ich sagen, was ich in der Volksballade und in der großen Balladen-Meister Werkstätte erlauscht zu haben glaube. Aber Einiges von meinem Recept möchte ich doch auch für mich behalten.

Soll und Haben.*)

I.

Bei Erörterung ästhetischer Gegenstände wird häufig ein großer Fehler begangen, welcher den Werth einer solchen Beurtheilung fast aufhebt, indem dieselbe, statt eine begriffliche und erschöpfende Definitivsentenz über das Kunstwerk zu enthalten, höchstens einige Nebenpuncte in geistreicher, schillernder Sprache behandelt.

*) Roman von Gustav Freytag. 1855.

Man pflegt nämlich nach einer Einleitung, welche den culturhistorischen Boden des Kunstwerks zu bestimmen sucht, die Vorzüge und einzelnen Trefflichkeiten desselben hintereinander her aufzuzählen, dann ebenso die einzelnen Mängel in eine Reihe zusammenzustellen und die Summe der Letztern von der Summe der Erstern abzuziehen — bleibt dann ein Rest des zu Lobenden übrig, so ist das Kunstwerk gerettet, übersteigt aber der ästhetische Subtrahent die positive Zahl, dann ist das kritische Todesurtheil ausgesprochen.

Diese mechanische Methode der Kritik vergißt, daß das Kunstwerk ein Organismus ist, welcher nicht aus einer Summe von einzelnen Schönheiten bestehen, sondern selbst Eine lebendige Schönheit sein soll. Jedes Kunstwerk enthält Ein bestimmtes Problem: es will einen bestimmten Schönheitsgedanken in der Form einer bestimmten Kunstart darstellen: und die wissenschaftliche Kritik hat demgemäß die Frage zu beantworten, ob dies Problem gelöst ist oder nicht. Wenn die Aesthetik eine Wissenschaft ist, so muß sie diese Frage ebenso genau und bestimmt beantworten können, wie der Mathematiker, welcher eine algebraische Aufgabe nachrechnet, entscheiden kann, ob sie gelöst ist oder nicht, ob falsch oder richtig gerechnet ist.

Die Hauptfrage bei jedem Kunstwerk ist also, ob das ästhetische Problem gelöst, ob das Werk im Ganzen gelungen ist oder nicht. Die objective und erschöpfende Entscheidung dieser Frage muß in jedem einzelnen Falle möglich sein, wenn anders die Aesthetik mehr als bloße Geschmacksache, wenn sie eine Begriffswissenschaft, und ein wesentlicher Theil des philosophischen Systems ist.

Diese Frage löst sich gemäß dem Begriff des Kunstwerks, die Darstellung einer ästhetischen Idee in ästhetischer Form zu sein, in folgende Unterfragen auf:

Ist der gewählte Stoff überhaupt ein ästhetischer? Ist er für die gewählte Kunstform (z. B. in der Poesie für Lyrik, Epik, Dramatik und Didaktik) geeignet? Sind die

Gesetze dieser Kunstform eingehalten? ist der Stil, d. h. die Art, in welcher der Inhalt sachgemäß ausgedrückt ist, rein durchgeführt, ist somit die innere Form harmonisch und rein? Ist das technische Element, die äußere Form (in der Poesie, Sprache, Versbau, Reim, Euphonie) rein und befriedigend?

Wenn diese Fragen, welche aus dem Begriff des Schönen und der Kunst als nothwendig von selbst sich ergeben, beantwortet sind, dann ist nicht nur entschieden, ob das ästhetische Problem gelöst ist oder nicht, sondern es sind zugleich die Gründe entdeckt, weßhalb es vollendet oder mißlungen ist.

Stellt man nun diese Fragen an den genannten Roman von Freytag, so widerfährt der wissenschaftlichen Kritik die seltene Freude, sie sämmtlich entschieden bejahen und das Kunstwerk als wohl gelungen bezeichnen zu dürfen.

Freytag gehörte nach Wesen und Richtung seiner früheren Werke, namentlich der „Valentine“ und des „Grafen Waldemar“, der jungdeutschen Schule an, welche, nach den politischen Bewegungen der dreißiger Jahre entstanden, das eigenthümliche Gepräge jener schwülen Zeit trug.

Es gährte allüberall in Deutschland: der geistigen Bewegung im politischen und daher auch im literarischen Gebiet war die freie Aeußerung versagt und so war es natürlich, daß eine ungesunde, unnatürliche und gezwungene Literatur anwuchs, voll von einem Geiste versteckter, aber desto bitterer Opposition und bestrebt, diese Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen überall zu äußern, zugleich aber so künstlich einzukleiden, daß man dabei den Argusaugen der Censur entging.

Diese Kunst, die Fäuste in der Tasche so zu ballen, daß man es durch die Hülle merkte und doch nicht verbieten konnte, war ein Hauptgeheimniß der Technik der jungdeutschen Schule. Das Streben nach versteckten Anspielungen und schillernden Pointen gibt dieser Schule sogar eine gewisse Aehnlichkeit mit der französischen Literatur, welche

ohnehin wegen dieses Liberalismus das Ideal für die deutsche Opposition war. Andrerseits wandte sich diese Richtung, da die Behandlung der nächstliegenden und gesundesten Stoffe versagt war, nach entlegenen Gebieten, für welche man sich selbst und seinen Lesern ein großes Interesse vorspiegelte: da man auf deutschem Boden sich nicht frei bewegen konnte, so tummelte man die Phantasie in den Wüsten Arabiens wie auf den Prärien Amerika's und pflückte dort scheinbar harmlose Blumen.

Da kam das Jahr 1848 mit seinen Gewittern an: und siehe, nur wenige der vormärzlichen Tendenzpoeten und jungdeutschen Oppositionsmänner. welche in der schwülen Stickluft hatten aufwachsen müssen, vermochten, in der frischen, sturmgereinigten Luft zu athmen. Die Kunst der versteckten Opposition war unnöthig geworden, denn man konnte nun frei reden: die ferngelegenen Stoffe verloren ihr Interesse, denn die Behandlung des Nächstliegenden war wieder eröffnet: zugespitzte und gekünstelte Figuren erschienen als unwahr neben den breiten und gesundkräftigen Charakteren, welche die Gegenwart erforderte: und die leise vielfach negative Sprache, in welcher das gedrückte Geistesleben geredet, verhallte vor dem lauten pathetischen Wort, welches die entfesselte Begeisterung sprach.

Freytag hat nun in diesem Roman bewiesen, daß er in seiner Entwicklung das Jahr 1848 zu überleben vermocht: in diesem Buche weht ein gesunderer, frischerer, glücklicherer Geist als in „Valentine“ und „Waldemar“, bei denen neben bedeutendem Talent auch leise Spur der Krankheit und Unwahrheit sich zeigte, welche ihrer Entstehungszeit eigneten.

Mit Recht hat man das Buch ein Gegenbild des Goethe'schen Wilhelm Meister genannt: und zwar ist es in Beziehung auf die ethische Tendenz eine entschiedene Verbesserung der in diesem niedergelegten Weltanschauung, wonach die vornehme Ueberhebung aus den Standesgrenzen und die Aneignung adliger Lebensbildung als das Strebe-

ziel für den bürgerlichen Geist und das bürgerliche Talent aufgestellt wird. Das Problem des Freytagischen Romanes dagegen ist die Darstellung der Entwicklungskämpfe eines jungen Mannes, welcher, nach Geburt und Sinnesart dem Bürgerstand angehörig, von dem Zauberschimmer aristokratischen Lebens aus seinen Sphären gelockt, aber endlich dadurch, daß er jenen aristokratischen Glanz in der Nähe betrachtet, von dieser gefährlichen Neigung geheilt und von der Wahrheit überzeugt wird, daß das arbeitstreue, glanzlose, aber kraftvolle Bürgerthum mit seinem Fleiß und seiner sittlichen Gediegenheit die höchste und edelste Macht unserer heutigen Culturwelt ist.

Diese Idee ist ohne Zweifel ebenso ästhetisch darstellbar, als sie richtig und ethisch ist: und zwar ist die Form epischer Prosa die diesem Stoffe angenehmste: denn nur der Roman vermag ihn in der Vielseitigkeit und erschöpfenden Rundung darzustellen, welche er vermöge seiner Tiefe und seines Zusammenhanges mit all' unsern Culturfragen erheischt.

Dabei sind die Gesetze des Romans streng eingehalten: die lebendige Bewegung und das Interesse der Handlung ist vereinbart mit einer feinen, tiefen Charakterzeichnung und mit einer maßvoll, aber befriedigend angewandten Reflexion. Die Sprache endlich ist einfach und gediegen, wie der Held des Romans, rein wie das sittliche Ideal des Buches selbst. Zwar erinnert sie vielfach an englische Vorbilder, namentlich an die Humoristik Dickens und Thackerays; allein der Deutsche übertrifft seine englischen Nebenbuhler bei Weitem an Maß und an Wahrheit; niemals erstrebt er einen Effect auf dem Wege der Uebertreibung und die Carricatur ist mit edlem Tact auch da vermieden, wo die Versuchung reichlich dazu vorhanden gewesen wäre. Mit vollendeter Meisterschaft ist der nationale Gegensatz des Deutschen und Slavischen Geistes, der ständische Unterschied des Adels und des Bürgerthums gezeichnet und jene Urtheilsgerechtigkeit geübt, welche nur auf dem höchsten Standpunct ästhetischen und philosophischen Friedens möglich ist.

Gerade dieser Geist des Friedens, der milden Versöhnung der Gegensätze, deren Kampf nicht gemieden, aber überwunden ist, dieser Geist verleiht dem Buche seinen höchsten Vorzug: die sittliche Weihe. Alle Vollendung bewährt sich als solche darin, daß sie Friede hat und dieser ästhetische, intelligible und ethische Friede liegt in dem Buch; die Moral seiner Fabel ist die ernste Warnung vor unberechtigter Genußsucht, vor eitler Ueberfliegung der Standesschranken, die Aufforderung zu treuem Fleiß, die Verherrlichung der Kraft und Gediegenheit deutschen Bürgerthums; es ist ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß solche Bücher nicht nur geschrieben, sondern auch verstanden und mit Liebe und Freude gelesen werden.

Gustav Freytag: Aus einer kleinen Stadt.*)

Vor einem Vierteljahrhundert habe ich den ersten Roman Gustav Freytags besprochen: in vorstehendem Aufsatz, welcher in die gesammelten Schriften aufgenommen worden ist, nicht nur, weil er prophetisch die Bedeutung des Verfassers für unsere epische Prosa vorverkündet hat, auch deßhalb, weil darin eine Art Kanon aufgestellt ward über die Methode ästhetischer Kritik: die herrschende Methode unserer Tageskritik scheint mir nämlich die Methodelosigkeit.

*) Der „Ahnen" sechste Abtheilung. Leipzig. 1880. Verlag von S. Hirzel.

Wie überreich hat seitdem Gustav Freytag als Romandichter mein Lob erfüllt und übertroffen! Man muß es doch freudig bezeugen, daß kein Mensch in Deutschland einen so kunstvollendeten, kristallhellen, bis ins kleinste Gefüge geschmackvoll gewählten Erzählungsstil schreibt, wie ihn der Verfasser von „Soll und Haben" immer köstlicher ausgereift hat.

Die in den „Ahnen" behandelte Aufgabe, von germanischer Urzeit an bis auf das Jahr 1848 „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in Romanform darzustellen, hat jenes Stil-Talent auf die denkbar schwierigste Probe gestellt: denn nicht nur im Dialog der Handelnden, auch in dem Ton des Erzählers muß der Charakter der Zeit, der Landschaft, des Standes gewahrt bleiben. Und, wie zu erwarten war, meisterhaft hat der Meister des Stils im Ganzen und Allgemeinen das Problem gelöst. Am erfreulichsten wirkt der Reiz solcher Sprachvollendung bei Stellen jenes liebenswürdigen, niemals derben, stets maßvollen Humors, der dem Verfasser, an Thackeray gemahnend, eignet.

Geradezu genial muß man den Grundgedanken der „Ahnen" nennen: in den Geschicken zweier Familien von Geschlecht zu Geschlecht zugleich Vererbung und Individualität und die Einwirkungen des geschichtlichen Hintergrundes darzustellen; besonders die Malerei der Culturzustände, mit wenigen, aber vortrefflich gewählten Farben, ist vorzüglich gelungen, in einzelnen Fällen besser als die Handlung.

Außerordentlichen Reiz hat es für den Geschichtskundigen dem Verfasser nachzuspüren in seiner Verwerthung der Quellen und so oft das meist Charakteristische mit glücklicher Hand herausgegriffen zu finden. Und jeder Leser wird mit tiefster Befriedigung jene „Leit-Motive" — aber in noch anderem Sinn als in Wagner'scher Musik! — wieder und wieder auftauchend finden, welche in den Urenkeln Charakter und Schicksal der Vorfahren wiederholen, gleich, oder ähnlich und doch ganz anders vermöge der veränderten Cultur-Umgebung: die schönste Verwerthung der Darwin'schen Principien

von Individuation, Vererbung, Anpassung und Atavismus. Zum köstlichsten dieser Art zählt, wie die Nachkommen der Völker der Vandalen und der Thüringer, die sich in „Ingo“ bekämpft, als Corpsburschen der „Vandalen“ und „Thüringer“ anno 1840 zu Jena auf die Mensur gehen!

Aesthetisch ist die principielle Aufgabe der Kritik dieser Cultur-Romane, zu prüfen, wie sich in jeder der einzelnen Erzählungen die Romanhandlung zu der Cultur-schilderung verhält; es liegt in der Natur der Stoffe, daß dies Verhältniß nicht in allen Fällen gleich günstig sein kann; die Vollendung ist da erreicht, wo die Harmonie beider Momente die innigste geworden; die Gefahr liegt darin, daß das Eine der beiden Probleme unter Lösung des Anderen leide.

Die ganze Eigenart Gustav Freytags bringt es nun mit sich, daß das Uebergewicht dramatisch bewegter Handlung, die Uebergriffe der frei schöpfenden Phantasie nicht zu besorgen sind: vielmehr droht die Gefahr von der anderen Seite her, daß die Handlung, zumal die Thatkraft des Helden, allzusehr in den Hintergrund tritt, daß die liebevolle breite Ausmalung des Zuständlichen, die Pflege der Episoden (die freilich meist das allerköstlichste enthalten), kurz, die Cultur-Schilderung allzu stark überwiegen.

An diesem Maßstab gemessen, erscheint ohne Frage Ingo, dann Ingraban als die vollendetste dieser Erzählungen. Nur in Deutschland, wo Pietät für lebende Meister unbekannt ist und die Kritik leider zum Theil in den Händen der Frivolität und Unbildung liegt, konnte es geschehen, daß Sprache und Stil des Ingo, die der Kenner der Quellen hochwerthet, mit dem Spott der Ignoranz verhöhnt wurde.

Mag der eine oder andere Ausdruck für die Menge moderner Leser zu alterthümlich sein — stets beruht die Wahl auf gründlichster Kenntniß und gerade dem Kenner wird kaum je ein Mangel an Tact in jenem Archaismus

begegnen. Ahnten nur die Herren Recensenten, welches Maß von vornehmster Geistesarbeit dazu gehört, solche Probleme stilgerecht zu behandeln, eine Sprache zu wählen, welche der Gegenwart verständlich bleibt und doch den Hauch der Vergangenheit athmet, welche den Charakter der Vorzeit und ihrer poesievollen Ausdrucksweise wahrt, ohne affektirt zu werden.

Aber freilich: wie sollten diese Herren das ahnen können!

Weniger scheint in dem „Nest der Zaunkönige" und den „Brüdern vom deutschen Hause" jene Versöhnung der Handlung und Schilderung gelungen, obzwar letztere Erzählung Schönheiten hohen Ranges enthält.

Bedeutend mehr nähert sich jenem Ideal Marcus König (das Landsknechtwesen ist hier unübertrefflich): zu beklagen ist der demüthigende Ausgang: die Unterwerfung unter Polen, die freilich diesem Stoff unausscheidbar anhaftet. In dem vorletzten Bande, „die Geschwister", der in zwei Novellen zerfällt, ist die Kleinmalerei des Zuständlichen vielleicht noch vorzüglicher gelungen, als in den meisten vorhergehenden Bildern. Endlich bei dem letzten Band, „aus einer kleinen Stadt" soll schon der Titel einschärfen, daß der Verfasser mehr Gewicht auf die Schilderung, auf die „Bilder" aus dem Leben der schlesischen Kleinstadt als auf dramatische Wucht und Einheit der Handlung legen wollte: dies geht so weit, daß mit dem XIII. der fünfzehn Capitel eigentlich eine neue Novelle anhebt: der Band hätte so gut wie der vorletzte in zwei Erzählungen getheilt werden können: er liest sich oft wie ein „Bild aus der deutschen Vergangenheit," nicht wie ein Werk der Phantasie. Sieht man davon ab, daß die Handlung der Einheit, der dramatischen Geschlossenheit vielfach entbehrt, so muß man diesen Band vermöge seines köstlichen Humors in Episoden, vermöge des ganz besonders vollendeten Stils (der nur etwa in einigen Stellen aus der Rolle d. h. aus der Sprache des XIX. Jahrhunderts in das Pathos

der Vorzeit zurückfällt) und der lebenswahren Detailmalerei zu den hervorragendsten seiner älteren Brüder stellen.

Nur ein Bedenken habe ich gegen die Schürzung des Knotens und (nationaler, nicht ästhetischer Natur) eine — Klage und Bitte.

Das Bedenken gegen die Schürzung des Knotens: der ganze Conflict beruht darauf, daß der halb ohnmächtigen Heldin trotz ihres Widerstrebens — sie kann nicht sprechen, aber sie versagt den Finger — von einem Unbekannten ein Ring an den Finger gezwungen wird unter dem falschen Vorgeben, sie sei seine Braut, und dieser Vorgang sei eine Verlobung! Und an und durch dieses sittlich wie juristisch nicht bindende Erleiden — denn es ist kein Willensact auf ihrer Seite — glaubt sich das Mädchen alles Ernstes gebunden, das einen Andern liebt. Und dieser Andre, der „Held“, freilich ein sehr passiver, wie Viele der Freytag'schen Helden, thut sehr wenig, ihr diesen Irrwahn zu benehmen.

Und nun die Klage: die beiden Schurken, welche an der Heldin das im deutschen Strafgesetzbuch § 177 mit Zuchthaus bedrohte Verbrechen versuchen, sind bairische Officiere. Der Reiter, der in unerhörter Roheit der friedlichen Bürgerwache beim Abritt eine Wunde haut, weil er mit dem Getränk der Stadt nicht zufrieden, ist ein Baier.*)

Vergebens habe ich nach einem Grunde gesucht in dem ganzen Buch, weßhalb jene Scheußlichkeiten gerade von Deutschen begangen werden müssen: es durften (nach der Anlage der Verwicklung) nicht Franzosen sein: aber Napoleon führte Polen, Italiener, Holländer mit sich: warum also Süddeutsche in diesem nationalen Werk so brandmarken? Frei-

*) Vorher kamen die Würtemberger übel weg und die süddeutsche Mundart wird als „grobe Sprache“ gescholten. Die durch so viel Slavisches entadelte Redeweise der Nordostdeutschen scheint den Stammgenossen Goethes, Schillers, Uhlands, Rückerts, Platens, Wolframs und Walthers auch theils roh, theils süßlich: ich habe das aber nie in dem Kunstwerk eines Süddeutschen ausgesprochen gefunden.

willig sind die 10,000 Baiern, die in Rußland den Tod fanden, Napoleon so wenig gefolgt als die Preußen ihm Heeresfolge gegen Rußland leisteten — wie übrigens Freytag selbst einen anständigen bairischen Major sagen läßt. Man klagt manchmal in Norddeutschland, daß damals (1806—1812) Süddeutsche mehr als Franzosen gefürchtet waren: wenn das begründet ist, — und wer kann dies abwägen? — muß es in der nationalen Dichtung verewigt werden? Wenn wir Baiern Alles dichten wollten, was uns in Geschichte und Eigenart der Preußen nicht liebsam — wir könnten auch aufwarten. Aber ich meine, die deutsche Poesie soll solche Erinnerungen nicht auffrischen und kristallisiren: sie soll sich vielmehr erfreuen — ich thue es gern in Lied und Leben — an den reichen Gegensätzen der deutschen Stämme, die auch der Kunst so dankbare Contraste darbieten. Sie darf auch, mit Humor und Schonung, die Schwächen der einzelnen Stammesarten aufdecken: aber sie soll nicht, ohne jeden zwingenden Grund, Abscheulichkeiten erfinden oder aus der Vergessenheit hervorziehen. Ich dächte, wir Baiern hätten seit 1870 Anspruch darauf, daß die deutsche Poesie den Rheinbund und seine traurigen Folgen der Geschichtsschreibung überläßt. Dies „Bild aus der deutschen Vergangenheit“ hat mich tief geschmerzt: und nicht mich allein unter meinen Stammesgenossen.

Gerade weil ich das Gesammtwerk Gustav Freytags episch und historisch hoch stelle, bitte ich den Verfasser, in folgenden Ausgaben wenigstens jene beiden Schurken in Nicht-Deutsche zu verwandeln.

Königsberg. 1881.

Friedrich Leutner.*)

Wohl mancher unserer Leser wird noch des liebenswürdigen blassen Dichters gedenken, der aus seiner kranken Brust eine so gesunde Sprache geredet und aus wundem Herzen so frische, fröhliche Weisen und Bilder geschaffen, den sein lebendiger Sinn und sein unstätes Geschick so vielfach umhergetrieben im Lande und der, wie jener Zaubervogel unserer deutschen Sage, wo immer er einkehrte, eine schimmernde Goldfeder fallen ließ.

Seinem zu früh verstorbenen Freund Lentner hat Ludwig Steub durch die einfache, treue Erzählung seines Lebens ein Denkmal gesetzt, das dem überlebenden wie dem verstorbenen Freund gleich sehr zur Ehre gereicht.

Mit warmer Liebe und mit feinfühlendem Verständniß hat Steub die gemüthselige Natur, die freundliche Eigenthümlichkeit des Verstorbenen dargestellt und gezeigt, daß auch in unserer Zeit noch das Leben eines Dichters eine tiefpoetische, wenn auch schmerzliche Weihe tragen kann.

Unser harmloser, milder Lentner, der keiner Sele etwas zu Leide that, der kein anderes Bedürfniß hatte, als unter der warmen Sonne seines lieben Meran sein friedsames Leben zu fristen und in dem Land athmen zu dürfen, das er geliebt, verstanden und verherrlicht hat wie wenig Andere und dem das Schicksal auch diesen Wunsch versagt und das Leben so unnöthiger Weise verbittert hat, ihm zum Gram und seinen Quälern nicht zur Ehre —: das ist gewiß ein poetisches Bild, wenn auch mit wehmüthiger Färbung.

*) Der Plattebner und seine Kinder von Joseph Friedrich Lentner, mit einer Biographie des Verfassers, herausgegeben von Ludwig Steub. Stuttgart, Scheitlin. 1855.

Und doch ist Lentner nicht zu beklagen: es war ihm vergönnt, seinen poetischen Inhalt allüberall reich und anmuthig auszuleben: es ist eine wahre Freude, ihm auf seinen Wanderzügen zu folgen und zu sehen, wie er überall, wohin er kömmt mit Pinsel und Palette, mit Lied und Gedicht eine Welt der Poesie um sich schafft, an alle Wände seine bunten Traum-Gestalten zeichnet und der Philisterei zum Possen in jedem Bauerhaus, in jeder Waldschenke, wo er einkehrt, das freie Zauberreich der Phantasie und des Gemüthes aufrichtet: er hatte ein organisirendes, man möchte sagen ein administratives Talent der Poesie: er war ein Ceremonienmeister der Schönheit und hätte eigentlich im festreichen, freudelustigen Mittelalter zur Blüthezeit des deutschen Städtewesens als ehrsamer Festwart leben sollen: da hätte er Schaugepränge und Festzüge und Einholungen von Kaisern und Bischöfen angeordnet wie kein Anderer „mit allerlei Aufputz nach Schick und Sinn geordnet. mit Teppichen, Fahnen und Rüstung, Wappenschildern und Laubwerk", wie er selbst einmal von der Festlichkeit schrieb, welche er zum Empfang des Erzherzogs Johann in Meran angeordnet.

Dieser rege und empfängliche Sinn für das Schöne in allen seinen, wenn auch noch so leisen Aeußerungen, diese emsige poetische Werkthätigkeit und seine künstlerische Doppelnatur als Poet und Maler machten ihn auch trefflich geeignet, den schönen Gedanken des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Maximilian II. zu verwirklichen, nämlich — wie ihn Steub gut bezeichnet — „das baierische Volksthum zu inventarisiren."

Von 1846 an wanderte Lentner, überall Bekanntschaft machend, mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Schnitterinnen und Näherinnen durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbayern, durch Baierisch-Schwaben, durch den baierischen Wald und einen Theil der Oberpfalz, um Alles zu sammeln, was das Volks-

leben charakterisirte: Lieder, Sagen, Volks-Glauben, Bauernregeln, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten, Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, so daß er, wie er schrieb, in allen jenen Gegenden hätte Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden können, ohne gegen Ritus und Mode zu sündigen.

Diese Arbeit machte ihm hohe Freude: sie stimmte so ganz zu seiner Natur und Neigung. Denn das größte Verdienst Lentners ist, die Art und Weise des Bauernthums, und zwar zunächst des Tiroler Bauernthums, mit einer Liebe erfaßt, mit einer Feinheit und Tiefe durchdrungen zu haben, wie vor ihm kein anderer —: die „Dorfgeschichten" Berthold Auerbachs sind erst nach den Lentner'schen Arbeiten erschienen.

Die Darstellung der derben und für unsere Empfindung oft bis zur Unverständlichkeit rauhen Art und daneben wieder der ergreifendsten Züge in dem Wesen des süddeutschen Bauern, die Enträthselung der scheinbaren psychologischen Widersprüche seines Charakters und die Verherrlichung seiner treuen Einfalt und Gediegenheit neben der Schilderung seiner naiven Selbstsucht und Schlauheit: — dies ist das Gebiet, auf dem Lentner zu Hause, in welchem er Meister ist.

Und alle diese Vorzüge finden wir auch in hohem Grad in der vorliegenden Novelle, welche sich ungedruckt in seinem Nachlaß vorfand und die Geschichte eines biedern Meraner Bauern und seiner beiden Kinder enthält, deren Unglück ein Wiener Hofrath und dessen Tochter herbeiführen. Die Schilderung der bäuerischen Charaktere und Zustände, der Natur und Gegend von Meran ist vortrefflich.

Dagegen wenig gelungen ist die Zeichnung der beiden Figuren des gebildeten, städtischen Lebens. Es ist immer eine Geschmacklosigkeit und ein starker Fehler gegen die ästhetischen Gesetze, wenn man Einen Charakter zum Sündenbock der ganzen Handlung macht und von dieser dunkeln Folie die andern Gestalten desto heller abzuheben gedenkt. Ein Hofrath, wie der hier gezeichnete, mit seiner perfiden

Niederträchtigkeit, welche gar keiner andern Regung als der raffinirtesten Selbstsucht fähig ist, ohne auch nur einen augenblicklichen Scrupel über seine Schlechtigkeit zu empfinden, und ohne von einer großen rechtfertigenden Leidenschaft fortgerissen zu sein, und dessen Tochter, welcher anfangs manche gute Eigenschaft nachgerühmt wird, und die dann so schnöden Undank, so motivlose Härte zeigt, daß sie ihrer Freundin die Reinigung ihrer Ehre gegenüber deren Verlobten verwehrt, obwohl sie kein besonderes Interesse an dieser Grausamkeit haben kann —: das sind unwahre und vor Allem unästhetische Gestalten.

Das Häßliche, das Böse darf in einem Kunstwerk nie so dargestellt werden, daß es ohne alle Entschuldigung als das Absolut-Negative erscheint: es muß wenigstens Ein Punct angedeutet werden, von welchem aus eine versöhnende Betrachtung möglich ist. Man kann daher selbst Charaktere wie Richard III. mit ästhetischer Liebe umfassen, dagegen — um an einer andern Shakespearischen (?) Figur den Gegensatz zu veranschaulichen — der Mor in Titus Andronicus ist eine nicht zu rechtfertigende Negation, welche nur Widerwillen, aber kein ästhetisches Gefühl mehr erregt.

Dasselbe gilt wie im Drama so auch im Roman, ja in allen Gebieten aller Künste. Die carrikirende Zeichnung des Hofraths und seiner Tochter ist daher gewiß der Herzfehler der Novelle und der Grund, weßhalb sie trotz ihren reichen Einzelschönheiten als Kunstwerk keinen befriedigenden Eindruck hinterläßt. Ueberhaupt spricht aus ihrer Auffassung des Verhältnisses des Bauernstandes zu der Welt der Bildung und der Macht eine gewisse bittere Gereiztheit, welche wir zwar gern der Vorliebe unseres Lentner für jenen Stand und seinen eigenen trüben Erfahrungen zu Gute halten wollen, welcher aber gleichwohl eine unaufgelöste Dissonanz und ein Zeichen dafür ist, daß das Kunstwerk der höchsten Weihe, des ästhetischen und ethischen Friedens, entbehrt.

Zur Märchen-Poesie.*)

I.

Es ist eine heutzutage weit verbreitete Ansicht, daß die Dichtung nur dann die Stufe der Vollendung erreicht habe, wenn eine große Dichtergestalt, alle anderen überragend, jene höchsten Werke schaffe, welche den Stempel des Genius, der Unvergleichlichkeit tragen: und weil nun seit Schiller und Göthe ein solcher Vorkämpfer der Poesie in Deutschland nicht mehr aufgetreten, wird die ganze Epigonenliteratur als eine Zeit des Verfalles bezeichnet. Wir müssen nun vorausschicken, daß wir dieser Ansicht nicht beipflichten, damit der Tadel, welchen wir über das genannte Märchen aussprechen müssen, nicht etwa als eine Anwendung jenes Princips verstanden werde. Die Geschichte aller Culturvölker beweist, daß in abwechselnden Perioden bald Einer oder nur Einzelne in alles überragender Größe die Idee des Schönen in der Poesie verwirklichen, bald in reicher, mehr oder weniger gleicher Vertheilung die poetische Kraft in einer Vielzahl von Talenten zweiten und dritten Ranges auftritt. Es ist einseitig, letztere Perioden nur als Rückschritte anzusehen.

In Zeiten, da eine vielseitige Bildung allgemein zugänglich gemacht wird, ist es natürlich, daß einerseits eine reiche Anzahl von Talenten zur Production angeregt wird, welche in andern Culturzuständen und ohne die äußeren Veranlassungen nicht zu solcher Thätigkeit gelangt wären, daß andererseits jene einsamen Geister nicht mehr gedeihen, welche an den Anfängen einer Zeiterneuerung zu stehen

*) Das Rosenmärchen. Von P. S. herausgegeben von J. S. Berlin 1854.

pflegen, mit dem Fuße noch haftend auf der nächtigen Vergangenheit und nur mit dem hohen Haupte an jene neuen Gestirne rührend, welche sie selbst heraufbeschworen haben. Die poetische Vielherrschaft unserer Tage und der Mangel an Dichtern ersten Ranges ist also an sich noch kein Unglück, sondern eine nothwendige und in mancher Hinsicht segenvolle Folge unserer reiferen, reicheren Culturzustände. Aber nahe liegt allerdings die Gefahr, daß Talentlosigkeit und Dilettantismus, verleitet durch die Leichtigkeit, welche ihnen die allgemein verbreitete Bildung in Behandlung der poetischen Sprache, in Beherrschung der Technik von Vers und Reim gewährt hat, als Poesie auftreten, während sie doch sowohl von poetischem Gehalt als von wahrhaft poetischer Form gleich weit entfernt sind. Dann entsteht jene conventionelle Poesie, welche, unfähig aus eigner Brust neue Stoffe zu fördern oder die alten, ewig-schönen Stoffe in eigenthümliche neue Form zu kleiden, dem Tagesgeschmack huldigend, immer wieder die hergebrachten Vorstellungen in wenig wechselnder Form darstellt und die Gesetze der Kunstart, in welcher sie gerade schreibt. weder durch die instinctive Anschauung des Genius noch durch den wissenschaftlichen Begriff erfaßt.

Dieses harte und ungalante Urtheil muß auch über vorliegendes Märchen gesprochen werden: und es kann daran nichts ändern, daß es eine Dame geschrieben oder daß sie es, wie der Gatte, der Herausgeber, uns im Nachwort sagt, „in weniger als acht Tagen erfunden und vollendet hat“. An diesem Gedicht, welches keineswegs eines der schlechtesten seiner Art ist, treffen alle oben an conventioneller Poesie gerügten Fehler zu. Vor Allem fehlt dem Gedicht, was das Herz des Märchens ist: eine wenn auch noch so kleine, doch wirkliche Handlung. Das Märchen ist Zauberepos und hat als Epos das Recht, sich so breit es will in Schilderungen zu verlieren: aber ein Märchen ohne alle Handlung ist eine Scheide ohne Schwert. Der Inhalt dieses Gedichts ist, daß auf einer Roseninsel im

goldnen Zeitalter ein junges Gärtnerpar lebt und daß die junge Frau von dem durch ihre Hütte ziehenden Rosenkönig und dessen Tochter Rosenblüt für ihr in der Wiege schlummerndes Kind sich eine Gnade ausbitten darf, weil das Ehepar die Unterthanen des Königs, die Rosen, von jeher liebreich gepflegt. Wenn uns nun gesagt würde, worin eigentlich die vom Rosenkönig gewährte Wiegengabe bestanden, in welchem Vorzug oder in welchem Zaubersegen, wenn man erzählen würde, wie sich dieses Elfengeschenk in dem Lebensschicksal des Kindes bewährt, — dann wäre doch wirklich ein Märchen gegeben, zwar kein neues, aber doch eine Wiederholung jenes ewig anmuthigen deutschen Feenmärchens, worin das Kind von einer elbischen Pathin ein für sein Leben entscheidendes Wiegengeschenk empfängt. Aber gerade hier, wo das Märchen anfangen sollte, bricht das Gedicht ab, und sagt uns nur ganz allgemein, daß der Schutz des Rosenkönigs das Kind durch's ganze Leben begleitet habe, und löst endlich den Elbensegen in die Prosa einer moralischen Allegorie auf:

„Den hat mit einer Rose
Der Rosenfürst gefeit,
Dem aus der Unschuld Schoße
Blüht Liebesseligkeit."

Anstatt der märchenmäßigen Construirung des Elfensegens und der Erzählung der Wundergeschichte des Kindes wird eine völlig unmotivirte, mit der Fabel auch nicht im Geringsten verbundene Elben-Festlichkeit geschildert und dieses willkürliche mechanische Aneinanderfügen, dieser Mangel an jeder organischen Einheit ist wieder ein ächtes Kennzeichen des Dilettantismus.

Zum Schluß muß noch gerügt werden, daß das Gedicht sich keineswegs, wie doch häufig Damenpoesie, durch saubere, reine Form auszeichnet: und daß namentlich Reime darin vorkommen, wie sie nach Platens und Rückerts Erscheinen in der deutschen Dichtung sich nicht mehr blicken lassen dürfen: z. B. „glühen — fliehen, pflücken — blicken,

blüt — Lied, Höh — See, Göttern — Blättern, Höhen — sehen, Hütte — Mitte, röthen — Beeten, Höh — Schnee, rücken — blicken, Pförtchen — Gärtchen 2c." Es würde übrigens das zarte Gedicht nicht so hart von uns angefaßt worden sein, wenn es sich hier nicht um ein Princip handelte. Nämlich es galt einmal den Unterschied hervorzuheben, welcher in der Beurtheilung unserer überreichen Tagesliteratur gemacht werden muß: daß wir nur Talente zweiten und dritten Ranges und diese in Ueberzahl haben, ist kein Uebelstand und die Kritik muß die auch noch unreifen und vielleicht verwilderten Anfänge derselben hegen und fördern; aber die mit solcher Vielproduction unvermeidlich verbundene Gefahr des eindringenden conventionellen Dilettantismus mit wachsamer Strenge abzuwehren, ist die heiligste Pflicht der Kritik, denn von hier aus droht die Versandung und Verschüttung unserer ganzen Literatur.

II.

Die Märchendichtung und Victor Blüthgen.*)

(1879).

Unwahrheit, Albernheit und Prosa durchdringen statt Kindlichkeit, Naivetät und Poesie die allermeisten neueren Märchenbücher. Und doch ist für unsere Jugend das Allerbeste gerade nur gut genug. Letzteren Gedanken, den man das Motto der verdienstvollen „deutschen

*) Hesperiden. Märchen für Jung und Alt von V. Blüthgen, mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen. Leipzig. Verlag von Alfons Dürr. 1878.

Jugend" Julius Lohmeyer's (— kein anderes Volk darf sich einer solchen Jugend-Zeitschrift berühmen —) nennen könnte, hat Victor Blüthgen, einer der hervorragendsten Mitarbeiter jenes schönen Unternehmens, offenbar bei seinem Märchen-Werk stets vor Augen und im Herzen getragen. Dieses Buch, von der Verlagshandlung im höchsten Sinne des Wortes „künstlerisch" ausgestattet, mit trefflichen Holzschnitten nach ganz außerordentlich hübschen Zeichnungen von F. Flinzer, W. Friedrichs, A. v. Heyden, E. Klimsch, H. Lüders, O. Pletsch und P. Thumann, ist einzig in seiner Art. Es ist nur mit Wilhelm Hauff's köstlichen Märchen zu vergleichen: es übertrifft Andersen vielfach an Wahrheit des Humors, der bei dem genialen Dänen manchmal verzwickt und gezwungen ist.

Das Buch wendet sich zugleich an Jung und Alt. Es ist nicht blos „Kinderliteratur". Ein großes Stück ernster poetischer Arbeit steckt darin: ohne Zweifel hat die Märchenform ihr volles Recht neben andern Formen der Epik, wenn sie nur eben von Poeten gehandhabt, nicht von Dilettanten mißbraucht wird: — ganz ebenso wie das „Kinderlied" in der Lyrik. Das „Volksmärchen", das uralte, die Schwester der Sage, kann selbstverständlich ein moderner Kunstdichter nicht schaffen und nicht ersetzen — nur äußerlich mechanisch werden seine Gestalten und Natur wiederholt von dilettantischen „Nach-Erzählern."

Anders Andersen, Hauff und Blüthgen. Ihnen ist Princip und Methode, Anschauungs- und Ausdrucksweise des Märchens in Fleisch und Blut übergegangen, mit voller Berücksichtigung des Modernen. So ist das moderne Kunst-Märchen entstanden.

Blüthgen, ein echter Poet von Gottes Gnaden, hat durch das Märchenwort, das in der niedern unbelebten und belebten Welt der Sachen, des Spielzeugs, der Pflanzen, der Thiere gebundene, geheime, schweigende Leben erlöst, indem er ihm zu Gefühl, Bewußtsein, Wort und Sprache verhilft, ähnlich wie dies die Thierfabel mit Beschränkung

auf die Fauna thut. Stimmungen, Ideen, Thatsachen von poetischem Wortgehalt werden durch naiv-phantastische Anschauung und Ausdrucksweise zur Märchen-Poesie geformt, welche eben deßhalb für Alt und Jung gleich geeignet sind, wenn das Problem gelöst ist, wie es bei Andersen, bei Hauff und bei unserem Verfasser in mustergiltiger Weise der Fall ist. Wir können seinen Worten in der Vorrede nur beipflichten: „seit Hans Christian Andersen weiß man, daß es auch Märchen für große Leute geben kann — ja, daß ein gutes Märchen zugleich das Kind und den Erwachsenen anmuthen muß. Ein gutes Märchen ist eben ein Kunstwerk: und was ihm den Märchencharakter aufdrückt, ist eine gewisse naiv-poetische Art, die Wirklichkeit zu sehen und gestaltend zu verwerthen. Auch um jene mythologischen Ueberreste, die wir Volksmärchen nennen, steht es von Haus aus nicht anders; und es ist ein verhängnißvoller Irrthum, als dürfe ein buntschillerndes Phantasiespiel, welches mehr oder weniger geschmackvoll ersonnene Unmöglichkeiten durcheinander webt, Anspruch auf literarischen Werth erheben . . .“ Bescheiden fährt der Verfasser fort: „Vielleicht ist damit auch über einzelne der folgenden Märchen der Stab gebrochen, unter denen sich die eine und die andere Jugendarbeit findet.“

Wir haben in der ganzen Sammlung von siebenundzwanzig Nummern nur das eine Stück, „Der Todtengräber“ — und auch dies nur Kindern gegenüber — zu beanstanden; die außerordentlich poetische, tief erschütternde Darstellung der Vernichtung als endlichen Loses auch des Lieblichsten auf Erden könnte auf ein reges Kindergemüth leicht allzu stark wirken.

Wir stimmen vielmehr dem Dichter bei, wenn er kurz ausführt, daß er den meisten seiner Märchen eine tiefere Realität zu Grunde gelegt habe: „eine Stimmung, welche Ausdruck suchte, ein Stück Natur, das geistig oder wenigstens physiognomisch ansprach und sich wie von selbst in's Menschliche umsetzte, eine Idee, welche Märchengestalt gewann.“ — Das ist eben das besondere Talent des Ver-

fassers, daß ihm dies auf ungezwungene, auf natürliche Weise von selbst so kömmt: wenn unser Einer aus solchen Anregungen, die uns ja auch wohl hin und wieder einmal in Wald und Feld eine Naturbeobachtung bringt, ein Märchen machen wollte — es fiele allzu steif und ernsthaft veranstaltet aus. Schon Andersen hat den glücklichen Griff gethan, bei solchen Stoffen die veraltete (und steif lehrhafte) Form der Fabel durch die des Märchens zu ersetzen. „Hesperiden", Abendkinder sind diese Dichtungen von Frauenmund artig getauft worden: verknüpft sich doch das Wort Märchen mit Jugenderinnerungen, die ein freundlicher Mund durch Erzählungen würzte und wirkt doch jene Anschauungsart, welche den Märchendichter macht, ähnlich dem Abendlicht, das der umgebenden Welt ein so fremdartiges, geheimnißvoll lebendiges Aussehen verleiht.

Wir hatten uns vorgenommen, aus der Gesammtheit besondere Lieblinge und Muster hervorzuheben: aber es ist unmöglich. Denn fast jedes Märchen, das bei solcher Ausscheidung in den großen Haufen zurückgedrängt worden wäre, reckte das Köpfchen schmollend hervor und wies den einen oder andern Zug in einem reizenden Kindergesichtchen, der es wieder vor allen Schwestern auszeichnete. So seien sie denn alle gleich geliebt und gelobt. Frägt man, ob sie mehr den Jungen oder mehr den Alten taugen werden, so lautet die Antwort: am meisten Freude werden sie der Mutter machen, welche beim Vorlesen in ihrer Kinder Augen blickt. — Die Zeichnungen sind des Textes würdig — das ist ihr bestes Lob. Möge das Buch voll Sinnigkeit, Humor und Poesie so viele Freunde finden als es verdient: Humor, Sinnigkeit, Poesie — mögen sie weben und schweben fort und fort um den Herd unseres Volkes: in diesem Märchenbuch liegen ihre freundlichsten Geister wie gute Licht-Elben und harmlose Wichtelmännchen beschlossen.

Maximilian Beilhack.*)

Maximilian Beilhack, der Sohn des verdienstvollen baierischen Schulmannes, bietet uns hier eine Auswahl von Gedichten, welche ein schönes lyrisches Talent, von dem er schon in einem frühern, dramatischen Versuch, der Tragödie Constantin Dragoses, sichere Spuren gezeigt, in jugendlicher Frische und sichtbarer Weiterbildung bekunden. Das bescheidene Heft enthält mehr wahre Poesie als so manche mit Prätension auftretende, umfangreiche Sammlung.

Es ist freilich heutzutage bei der reichen Ausbildung der poetischen Sprache und unserer vielseitigen Cultur noch kein Zeichen wirklichen Berufs zur Lyrik, wenn eine jugendliche Phantasie einige artige Ideen in die so handsam gewordene Form zu bringen vermag: und in diesem Sinn ist allerdings die Anforderung nicht unbegründet, die poetische Begabung durch eine gewisse Fülle der Production, durch den Nachweis einer reichen Anzahl von glücklich durchgebildeten Stoffen, in welchen sich die Vielseitigkeit des Talents darstellt, zu bewähren. Allein was in so engem Rahmen an Mannichfaltigkeit geleistet werden konnte, hat Beilhack redlich gethan: er bringt zuerst eine Abtheilung „Leben und Lieder" dann eine Reihe von „Liebesgedichten und Romanzen", und schließlich „Blätter der Geschichte", d. h. historische Skizzen in epischer Darstellung.

In der Lyrik unterscheidet man wirklichen künstlerischen Beruf von gebildetem Dilettantismus manchmal schwerer als in andern Dichtungsarten. Das sicherste Merkmal des Talents ist jedesfalls eine gewisse individuelle Eigenthümlichkeit in der Auffassung und Darstellung der alten, allgemein menschlichen

*) Gedichte von Maximilian Beilhack. Cannstatt Bosheuyer. 1857.

Stoffe, welche, in Folge der wesentlichen Einheit der Grundgefühle bei allen Menschen, sich in jeder Lyrik wiederholen. Der Dilettant wird diesen allgemeinen Stoffen das Gepräge seiner Individualität nicht einprägen können: seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er nichts Eigenthümliches hat. In den vorliegenden Gedichten findet sich aber eine gewisse Zartheit der Empfindung, eine weichfühlende, zu wehmüthiger Betrachtung neigende Sinnigkeit, welche in der That der obigen Anforderung entspricht und charakteristisch für unsern Poeten erscheint. Wir glauben im Interesse zugleich des Verfassers und des Publikums zu handeln, wenn wir hier einige Stücke aus der ersten und zweiten Abtheilung als Belege für unser Urtheil mittheilen:

Rein bist Du.

Rein bist Du wie der Tropfen der hier am Glase hangt:
Sieh wie im Glanz der Sonnen er siebenfarbig prangt.
Ich rücke nicht am Glase, lockt drin auch süßer Wein:
Der Tropfen könnte fallen und schimmert doch so rein. —

Rheinsage.

Noch duckt der Mond sich hinter'm Wald, ein Weilchen warten will er,
Bis der Gesang im Fluß erhallt, schon gehen die Wellen stiller.
Der Flußgott taucht zum Licht empor, — ringsum die Wasser gähnen —
Und zählt und scheidet was der Fluß getrunken heut' an Thränen.

Und endlich schüttelt das Haupt er ernst, von grauem Gischt umgossen,
Daß wieder so manchem Menschenaug' sind Thränen heut entflossen.
Und seine Töchter heben an zu klingen und zu klagen,
Daß soviel herbes Erdenweh die lieben Menschen tragen.

Da gießt sich tröstend Abendroth auf Fluren und auf Fluthen,
Der Friedensgeist durchwallt die Welt und wandelt auf den Gluthen:
Der Flußgott taucht hinab: im Fluß tönt leises Singen und Sagen
Und ob der Fluth hilft Poesie den Schmerz der Menschen tragen.

Diese und ähnliche Stimmungen sind offenbar diejenigen, welche Beilhack in der Darstellung am schönsten in künstlerische Form zu bringen versteht und in diesen Gebieten sinniger Betrachtung und zarter Innigkeit scheinen seinem Talent die Sterne am glücklichsten zu leuchten: gewiß wird sein Fortschritt darin bestehen, daß er immer mehr

den Frieden und die Versöhnung, die milde Klarheit zu gewinnen sucht, welche die Krone aller Kunst bildet und für welche er empfänglichen Sinn bewährt. Häufig zeigen sich zwar noch Spuren des großen Einflusses, welchen Heine, der böse, verlockende Zauberer, auch auf diese Phantasie — und nicht heilbringend — geübt hat: allein wer einmal im Princip den Werth klarer Harmonie für das Kunstwerk erkannt, wie Beilhack sichtlich gethan, wird sich von dem gefährlichen Reiz gespensterhafter Dissonanzen ferner nicht mehr verführen lassen. Jene Unklarheit nachgebildeter heinischer Romantik und die daraus entspringende Unfähigkeit zu plastischer, abrundender Darstellung ist in den Romanzen und epischen Gedichten noch am meisten fühlbar; doch zeigt das prächtige Gedicht „Darius," daß der Dichter auch im epischen Gebiet bereits die Erkenntniß des Besseren gewonnen und in der Geschichtspoesie sich einen gar trefflichen Meister, unsern Hermann Lingg, zum edeln Vorbild zu nehmen begonnen hat.

Was endlich die Form betrifft, so ist zwar Beilhack unverkennbar noch nicht zur vollen Herrschaft über die Sprache gelangt: aber er ringt energisch mit derselben, er betrachtet sie nicht mit der vornehmen Verachtung, die das unheilvolle Kennzeichen jener wilden Naturen ist, für welche die Form nur eine lästige Schranke und das große Wort Platen's „vom heiligen Rhythmus" nicht gesprochen ist. Unser Poet hat unleugbar angebornes Talent für die schöne Bildung der Form; manche seiner Gedichte sind auch in dieser Hinsicht schon makellos und verrathen einen feinen Sinn auch für die leiseren Geheimnisse der poetischen Sprache; kleine Fehler, (insbesondere unzulässige Elisionen und mißlautender Hiatus), welche ihm noch manchmal unterlaufen, wird er, sowie seine Merksamkeit sich einmal auf ihre Unschönheit gerichtet hat, selbst mit leichter Mühe ablegen; das steht von seinem sonst feinen Formgefühl, welches gerade zu desto strengeren Anforderungen

berechtigt, zuversichtlich zu erwarten: und zur Ermunterung in seinem glücklichen Kampf mit der Technik möchten wir ihm den schönen Spruch zurufen, den Jacob Grimm zunächst vom Reim gethan, der aber von aller Form überhaupt gilt: „der Reim hat nur schlechte Dichter gezwängt, wahren (Dichtern) gedient, ihre Gewalt der Sprache und des Gedankens zu enthüllen.“ *)

G. E. Lessing.**)

In unserer Zeit, (1859), da der Name Literat, — und leider nicht ohne Grund, — seinen früher so ehrenvollen Klang, ähnlich wie einst der Sophisten Name zu Athen, eingebüßt und sich mit der Vorstellung des Unordentlichen, Oberflächlichen, Zerfahrenen verknüpft hat, ist es wohl angemessen, Freund und Feind jenes Namens an den Mann zu erinnern, den man im edelsten Sinn des Wortes einen Literaten nennen mag, den Freunden zur ernsten Mahnung, den Feinden zur Abwehr. Wenn wir unter einem Literaten einen Mann verstehen, der, bei streng wissenschaftlicher Bildung und auf dem sicheren Boden eines gelehrten Specialfachs stehend, auch an dem freieren, ästhetischen Geistesleben seines Volks lebhaften Antheil nimmt und kritisch und productiv daran mitarbeiten hilft, dann ist Lessing im eminenten Sinn ein Literat gewesen: — aber freilich würden, in dem Sieb unserer Definition gerüttelt, die Meisten, welche heute jenen ehemaligen Ehren-

*) Die Sammlung neuer Gedichte des Verfassers welche 1873 erschien, hat obige Wünsche und Weissagung auf das Rühmlichste erfüllt. (1881.)

**) Sein Leben und seine Werke von Adolph Stahr. Zwei Bände. Berlin. 1859.

namen tragen, nicht probehaltig erfunden werden. In wie vielen Gebieten des geistigen Lebens unseres Volkes hat Lessing neue Bahnen gebrochen: und doch hat diese Vielseitigkeit ihn nicht zersplittert: denn in seinem Specialfach, der Philologie, zur gründlichsten Methode durchgebildet, legte er in Alles, was er anfaßte, die ganze Strenge, den ganzen Ernst seines Gedankens. Man darf deßhalb Lessings Werke das echte Studentenbuch nennen, d. h. den rechten Wegweiser für den rechten Studenten: sorgfältige liebevolle Gründlichkeit, welche jeden Stoff mit Klarheit und Eifer bis in's Detail verfolgt und aus dem scheinbar Geringfügigsten wichtige Aufschlüsse in Inhalt und Methode zu finden versteht, diese erste Voraussetzung echter Wissenschaftlichkeit, ist das Charakteristische in Lessings Natur und Streben.

Die Kenntniß des größeren Publicums von Lessings Wesen und Werken war bisher, mit Ausnahme seiner drei auf der deutschen Bühne für immer eingebürgerten Dramen, eine ziemlich geringe: und dieses Publicum hat bei seinem geringeren Interesse an diesem herrlichen Geist vielmehr an geistigem Genuß und an sittlicher Erhebung entbehrt als es ahnt. Denn es ist der Stil im Ausdruck und die heitere Klarheit in der Bildung des lessing'schen Gedankens, was auch diejenigen seiner Schriften, welche (mit ihrem streng philologischen Gegenstand oder mit ihrer für uns bedeutungslos gewordenen Polemik gegen längst überwundene Vorurtheile) heutzutag unser stoffliches Interesse nicht mehr fesseln, nach ihrer formellen Seite hin bei jeder Wiederholung der Lectüre auf's Neue von unschätzbarem Werth und feinstem Reiz erscheinen läßt. Was liegt heutzutage noch daran, ob man vor hundert Jahren Horaz in einer vergeßnen Uebersetzung richtig oder falsch verstanden, zelotisch oder würdig beurtheilt hat, was liegt daran, wie viel oder wie wenig sich damals die Herren Klotz, Götze und Lange blamirt haben? Aber wer genießt nicht immer wieder mit Entzücken die logische Schärfe und den köstlichen

Humor, die Tiefe des Gedankens und die Anmuth des Stils, womit Lessing seine „Rettungen" wie seine Angriffe geführt! — Und wichtiger noch ist die sittliche Erhebung, welche Leben und Grundsätze dieses edeln Charakters, gegenüber unserer eiteln und eigennützigen Literatenwelt, demjenigen bereiten, welcher den mühevollen Weg seiner Entwickelung verfolgt. — Es ist ein Verdienst des vorliegenden Werkes, daß es gerade diese oft zu wenig berücksichtigte Seite an Lessing in würdiger Weise hervorhebt: seine sittliche Hoheit. Der bekannte Verfasser hatte bei diesem Buch allerdings treffliche Vorarbeiten: das ausgezeichnete Werk von Danzel und die vielfach verdienstlichen Schriften von Karl Lessing, Guhrauer ꝛc. — zur Verfügung, und hat insbesondere Danzel in sehr bedeutendem Maß, wenn auch mit bester Form, ausgebeutet, wie nicht ohne Reizbarkeit von gewissen Leuten gerügt worden ist. Wir können jedoch, wie sehr wir sonst mit der erwähnten Besprechung des Stahr'schen Buchs (in der Beilage der Allgem. Zeitg. 1859), insbesondere mit dem Tadel der durchaus panegyrischen Färbung (Lessing hat solche nicht nöthig!) und mit dem bedauernden Vermissen einer erschöpfenden Kritik von Lessings Eigenthümlichkeit in Stil und Gedankenbildung einverstanden sind, doch in jener trefflichen Benützung eines trefflichen Vorgängers kein Unrecht finden und müssen, bei aller Anerkennung der älteren Schriften, die Arbeit Stahrs keineswegs für überflüssig, sondern sie für verdienstlich erachten.

Die Darstellungsweise in ihrer Klarheit und Kürze ist geeignet, ohne populär im ungünstigen Sinn zu werden, die Theilnahme des größeren Publikums für den Fackelträger der Bewegung des deutschen Nationalgeistes zu Ende des 18. Jahrhunderts gebührlich zu fördern und auch der genauer Unterrichtete wird häufig neue und wichtige Gesichtspuncte in den Stahr'schen Anschauungen finden.

Der erste Theil des Werkes umfaßt die Zeit bis zum Abschluß der hamburgischen Dramaturgie: 1729—71, die

Kämpfe und schweren Verkennungen, welche der junge Lessing gegenüber seiner Familie zu tragen hatte, da sein Vater, Pfarrer zu Kamenz, die Abwendung des Sohnes von der theologischen Laufbahn zu philologischen und ästhetischen Studien, insbesondere aber dessen Umgang mit Schauspielern und Literaten, als eine traurige sündhafte Entartung ansah; auch der wiederholte Aufenthalt zu Berlin, der zu Leipzig, Breslau und Hamburg fällt in diese Zeit, weiter die Arbeiten im Dienst des Generals Tauenzien und die Freundschaft mit Kleist, sowie zu Berlin die Berührung mit Voltaire, dessen schmutzigen und perfiden Charakter Lessing damals auf's Genaueste kennen und für immer auf's Gründlichste verachten lernte. Von den in dieser Zeit entstandenen Werken heben wir die Stahr'sche Besprechung der Hamburger Dramaturgie, der Miß Sarah Sampson und der Minna von Barnhelm als besonders gelungen hervor, während wir in der Kritik des Laokoon des Neuen und Bedeutenden nicht eben viel gefunden haben.

Der zweite Theil 1770—81 enthält die letzte Zeit von Lessings Aufenthalt zu Hamburg, seine Berufung nach Wolfenbüttel, die italienische Reise, wie die Geschichte seiner Liebe und Heirath bis an seinen Tod. Von seinen Werken fallen in diese Periode die Schriften gegen Klotz und gegen Götze, letztere hervorgerufen durch die von Lessing besorgte Ausgabe der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente: von poetischen Arbeiten Emilie Galotti und Nathan der Weise, mit dessen Grundgedanken die Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts in engem Zusammenhang steht. Ueber Nathan war es — wie über Laokoon — schwierig, zugleich Neues und Bedeutendes zu sagen: dagegen die Darstellung der Klotzischen und Götzischen Händel, sowie die Auseinandersetzung über Entstehung und Werth der Emilia scheint in jeder Hinsicht gelungen.

Wir heben eine Reihe von Zügen aus, welche die sittliche Hoheit Lessings und dabei insbesondere dessen Stellung zu dem Geistesleben seiner Zeit charakterisiren:

denn wie jeder Charakter, wird auch Lessing nur im Zusammenhang mit seinen geschichtlichen Voraussetzungen richtig erfaßt und beurtheilt: in der sittlichen Zeichnung seines Helden scheint uns Stahr, wie gesagt, den werthvollsten Theil seiner Arbeit geliefert zu haben.

Und da ist es denn vor Allem die kräftige, sogar manchmal rigoristische Solidität und einfach-stolze Noblesse, die männliche Tüchtigkeit, die uns in Lessing entgegentritt und ihn von früher Jugend an unabläßig begleitet. Schlichtes Bravsein, das nicht viel Worte macht und jede That, die ein jeder Anderer als ein Opfer bewundert wissen wollte, als selbstverständliche Schuldigkeit stillschweigend vollzieht, ist charakteristisch für Lessing.

So läßt er sich, der achtzehnjährige Jüngling, zwar einerseits durch die bigotten Ermahnungen der Eltern, denen Theater und Schauspieler ein arger Gräuel waren, nicht abhalten, sein Lustspiel „der junge Gelehrte" auf der Bühne der Neuberin zu Leipzig aufzuführen: aber die kindliche Pietät bleibt ihm doch stets heilig. Als sein Vater, um den halbverloren gegebenen Sohn „vom Rande des Verderbens" zu reißen, sich die Nothlüge gestattet, ihn durch die Nachricht von einer tödtlichen Krankheit der Mutter sofort nach Hause zu bescheiden, gehorcht Lessing augenblicklich, obwohl er den wahren Zusammenhang durchschaut, macht sich ohne gehörige Winterkleidung auf den Weg und kommt halberfroren im Elternhause an; auf die Vorwürfe der Mutter, daß er trotz der Kälte gereist sei, antwortet er einfach: „Liebste Mutter, Sie wollten es ja! Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." Und in dieser kindlichen Pflichttreue unterstützt er durch sein ganzes Leben, obwohl selbst beinahe unausgesetzt von den drückendsten Geldverlegenheiten verfolgt, seine mittellose Familie, die in ihren Anforderungen so unermüdlich bleibt wie er in seinen Gewährungen. Entsprechend diesem starken Pflichtgefühl beseelte unsern Lessing der lebhafte Drang, Andern, denen Unrecht geschehen, zu ihrem Rechte zu ver-

helfen: er war ein Fanatiker der Gerechtigkeitsliebe und daher rühren jene zahlreichen Arbeiten, in denen er Dichter und Gelehrte gegen ungerechte Angriffe, gegen Verkennung und Vergessenheit ritterlich zu vertheidigen bestrebt war. (Die „Rettungen“ des Horaz, Cochläus, Lemnius, Cardanus 2c.) Die sittliche Entrüstung über den Charakter Voltaire's (dessen Unsauberkeit in Geldsachen Lessing zu Berlin auf's Genaueste kennen lernte und der Miene gemacht hatte, ihn, den bis zur Aengstlichkeit redlichen Lessing, der Unterschlagung eines Manuscripts zu verdächtigen), war es, welcher dem Befreier der deutschen Bühne von der französischen Fessel im Kampf gegen den eiteln Franzosen so vernichtende Waffen in die Hände gab. Die sorgfältige Ehrenhaftigkeit Lessings war auf dem literarischen Gebiet nicht minder ängstlich als auf dem sittlichen; so gab er einmal ohne weiteres das einzige Mittel auf, wodurch er seinen Unterhalt zu Berlin gewann: nämlich die mit Mylius gemeinsam herausgegebenen „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ bloß deßhalb, weil sein unwissender Mitarbeiter durch die Behauptung, es gebe kein gutes italienisches Drama, Ehre und Credit des Unternehmens in Lessings Augen zerstört hatte. Wie viele unserer Zeitschriften würden übrig bleiben, wenn jeder ihrer Mitarbeiter gegenüber einer darin abgedruckten Dummheit von Lessing'scher Empfindlichkeit wäre!! — —

Die rigoristische Ehrenhaftigkeit Lessing's spiegelt sich bedeutsam auch in zwei seiner Männergestalten: in Philotas, jenem tapfern jungen Prinzen, der, in Kriegsgefangenschaft gerathen, es für Pflicht erachtet, sich selbst den Tod zu geben, damit die Feinde nicht in seiner Person eine für sein Vaterland zwingende Geißel besitzen, und in jenem wackern Tellheim, dessen schroffe Sprödigkeit in Geldsachen sprichwörtlich geworden. Dieser Tellheim, „dem die Großen sehr entbehrlich sind“, der keine Gnade braucht und will, sondern nur Gerechtigkeit, dieser Tellheim in seiner herben Männlichkeit, in seinem eifersüchtigen Stolz auf seine Unabhängig-

keit — das ist Lessing selbst, wie er gelebt, gerungen und gelitten hat. Dieser Drang zur absoluten Unabhängigkeit war es, der ihn so lange leben ließ, wie „der Vogel auf dem Dach lebt", der ihn jedes Amt, „das nicht ganz nach seinem Sinne", so lange ausschlagen ließ. So lehnte er einen Ruf nach Königsberg als Professor der Eloquenz ab, „weil es ihm unmöglich sei, alle Jahre einen Panegyricus auf den jeweiligen König zu halten", wozu er (damals) in solcher Stellung verpflichtet war.

Friedrich dem Großen war der Ruhm nicht bestimmt, Lessing zu erkennen: der König der Aufklärung sollte den Fackelträger der Aufklärung nicht für seinen Stat gewinnen, obwohl im Jahre 1765 bei Erledigung der Stelle eines königlichen Bibliothekars zu Berlin Lessing dem König auf's Angelegentlichste empfohlen wurde; die Verleumdungen, welche fünfzehn Jahre zuvor Voltaire gegen Lessing verbreitet hatte, mochten ihm bei dessen königlichen Gönner am Meisten geschadet haben. Der Oberstlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Icilius als einer von Friedrich's vertrautesten Umgangsgenossen bekannt und mit dem Vorschlag für die erledigte Stelle beauftragt, versuchte zweimal vergebens, Lessing gegenüber dem König durchzusetzen, obwohl, abgesehen von Lessing's Beruf und gelehrtem Verdienst für dies Amt, auch alles Andere für den Verfasser von Minna von Barnhelm sprechen mußte: sein vieljähriger Aufenthalt in Berlin, seine Vorliebe für Preußen, für welche er in Sachsen während des siebenjährigen Krieges bei seinen Landsleuten sogar schwer zu leiden hatte, endlich seine thätige Theilnahme an diesem Krieg als Gehilfe des preußischen Generals Tauenzien. Aber Friedrich, der alle deutsche Literatur vernachlässigte, kannte Lessing's Werke nicht und wollte einen Franzosen zum Bibliothekar: er verachtete die pedantischen und schwerfälligen Deutschen und wies die Verwendungen für Lessing mit Gereiztheit zurück. Zur Strafe erhielt er denn auch einen Franzosen: einen ganz unfähigen Benedictinermönch, der, aller Art von

Aberglauben, sowie der Geisterseherei und Alchymie ergeben, später sein Amt und Berlin verließ, weil er fest an die Prophezeiung glaubte, daß der nahe bevorstehende Untergang der Welt mit der protestantischen Mark Brandenburg zuerst beginnen müsse!

Von dem größten Fürsten Deutschlands nicht gewürdigt wandte sich Lessing für immer aus dessen Staten und ging nach Hamburg, wo er den schönen Traum eines deutschen Nationaltheaters realisiren helfen wollte. Eine Gesellschaft von zwölf Hamburger Kaufleuten und Bürgern hatte sich dort zusammengethan, von dem Director Ackermann Local und Vorräthe gepachtet und seine Gesellschaft für das neue Unternehmen gewonnen. Dem unermüdlichen Eifer des Schriftstellers Löwen war das Zustandekommen des Versuchs und die Berufung Lessings zu danken; um Kunst und Künstler zu heben wurde das Unwesen der fahrenden Truppen bekämpft, verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter verheißen, ein Jahrespreis von 50 Ducaten für das beste deutsche Stück ausgesetzt und das geschmackwidrige Ballet ausgeschlossen. Mit den größten Hoffnungen ging Lessing auf diese Pläne ein und die „Ankündigung", die er an dem Eröffnungstag des Theaters (22. April 1767) seiner „Hamburger Dramaturgie" vorausschickte, ist ein herrlicher Spiegel seiner hohen Strebungen zugleich und seiner edeln Bescheidenheit, sowie der Energie, mit welcher er sich der Hebung der Künstler wie des Publicums zuwandte. Wir haben jene Dramaturgie: was brauchen wir weiter Zeugniß für Lessing's bahnbrechende Verdienste um die deutsche Kritik wie um das deutsche Drama? Er hat uns von der Nachäffung französischer Unnatur zur Natur zurückgeführt: er hat Aristoteles von der Schmach befreit, als der eigentliche Canon jener französischen Stelzentragödien angesehen zu werden: er hat bedeutsam auf Shakespeare hingewiesen: und er hat endlich dem ganzen deutschen Schauspiel neue Ziele und Wege gezeigt. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Schon im November des nämlichen Jahres 1767

wurde das Theater geschlossen: das Publicum begnügte sich mit der Bewunderung: es versagte die Unterstützung der Anstalt. Für die hohe Bedeutung des Kampfes, welchen Lessing und die Seinen gegen Unnatur, Unsittlichkeit und Fremdländerei führten, kurz, für die nationale Bedeutung dieser Bestrebungen hatte jene Zeit keinen Sinn: seinen ganzen Schmerz über das Scheitern seiner Hoffnungen preßte Lessing zusammen in den bittern Ausruf: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutsche noch nicht einmal eine Nation sind!“*)

Man hat Lessing vielfach seine Unstätigkeit vorgehalten und sie als den Grund seiner zeitlebens bedrängten Lage angesehen —: aber es war nicht seine Schuld, wenn, wie wir eben erfahren, weder der größte deutsche Fürst seiner Zeit noch das deutsche Volk einen Lessing zu würdigen und zu belohnen verstand. Richtig aber ist, daß Lessing in seinem heiligen und seiner selbst nicht achtenden Eifer für Recht und Wahrheit sich vielfach, wie man das zu nennen beliebt, „geschadet“ hat: d. h. er verschmähte alle die kleinen Mittel, welche zu seiner wie zu unserer Zeit zu Gunst und Gnade bei den Höfen, zu Ehren und einträglichen Aemtern, endlich zu Preis und Lob in Parteiorganen führen. Er war eben ein Mann. Wo er einen Schriftsteller ungerecht verfolgt sah, sprang er ihm bei, wie mächtig der Angreifer: und umgekehrt, wo sich Scheinverdienst durch Cliquenwesen hoch auf den Schild der Eitelkeit erhoben fand, — Lessing stürzte es in heiligem Zorn herunter, ohne Rücksicht auf das Zetergeschrei der literarischen Lob-Associé's des Gezüchtigten, ohne Sorge darüber, daß er durch solchen uneigennützigen Dienst der Gerechtigkeit sich um die Gunst der einflußreichen und mächtigen Cotterien brachte. In trefflicher Weise hat Stahr die Kämpfe gegen Klotz in diesem Sinne aufgefaßt.

*) Freilich scheint auch die Herstellung des deutschen States für Erreichung jenes Zieles durchaus nicht zu genügen! (1881.)

Christian Adolph Klotz, uns nur mehr durch die von Lessing über ihn verhängte Strafe bekannt, war zu seiner Zeit einer der einflußreichsten und bestgeschmeichelten Literaten. Mit nicht geringen formellen Talenten und mit noch weit größerem Ehrgeiz ausgestattet, hatte er durch literarische Vielgeschäftigkeit und journalistische Rührigkeit ohne Gleichen eine überaus rasche Carrière gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren Professor, mit achtundzwanzig Geheimerath, war er durch Verbindung mit fast allen guten und schlechten Schriftstellern Deutschlands, deren Gunst er durch eine sorgsam gepflegte Correspondenz stets in Athem zu erhalten wußte, zu höchstem Ansehen in der literarischen Welt gelangt, obwohl er nur ein mittelmäßiger Schriftsteller und ein sehr schlechter Professor war. Nicht weniger als drei Zeitungen (die Hallische gelehrte Ztg., die deutsche allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften und die acta litteraria) dienten in seinem eigenen Besitz seinen Zwecken: sein würdiger Freund Riedel gründete in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" ein viertes Parteiorgan nnd von allen Seiten erscholl nun der Ruhm der Klotzischen Schule über das staunende Deutschland hin; auch tüchtige Männer wie Gleim, Wieland ꝛc. wurden für den geschickten Cliquenmacher gewonnen: und die ganze Masse der Gelehrten sah das Unwesen ruhig mit an, denn Niemand hatte Lust, mit der mächtigen Partei anzubinden, deren Einfluß Professuren und andere Stellen verschaffte, über Lob und Tadel zahlreicher Zeitschriften verfügte und durch ihre weitverbreiteten literarischen Verbindungen wie eine Hydra mit unzähligen Häuptern erschien. Nur Lessing, der unabhängige, männliche Lessing, ließ sich nicht in die Lobassecuranz hineinziehen und verhielt sich ablehnend gegen die wiederholten Annäherungsversuche des gewandten Parteiführers. Diese stolze Unabhängigkeit verdroß die Clique: sie begann den Angriff gegen Lessing durch allerlei Schmähungen, boshafte Klatschereien und Gerüchtsäereien. Aber Lessing war nicht der Mann, sich zu fürchten. Er nahm den Kampf mit der allmächtigen Literatencoterie auf,

er, allein stehend, ohne Rang, ohne Mittel, ohne Gönner, nur mit der Kraft seines Charakters und seines Geistes: und während noch all' die furchtsamen Selen, welche zu dem Klotzischen Unwesen geschwiegen hatten, ob solcher Tollkühnheit erschrocken zitterten, hatte Lessing in seinen „antiquarischen Briefen" den gefürchteten Gegner schon vernichtet und, ein zweiter Apollon, die Strafe des Marsyas vollzogen. Klotzen's ganze Stellung und Macht war zerstört; er starb bald darauf, erst zweiunddreißig Jahre alt, innerlich gebrochen durch das Bewußtsein, daß durch seine eigene Schuld seine Rolle für immer ausgespielt sei. Lessing aber schonte des Todten: er unterdrückte die weiteren schon entworfenen antiquarischen Briefe und behielt das Schärfste, was er zu sagen gehabt hätte, die Aufdeckung eines unverschämten Plagiats, das Klotz begangen, in seinem Pulte zurück.

Stark, männlich und eisern wie Lessings ganzes Wesen war auch seine Liebe zu dem einzigen Weibe, welches seine ernste Neigung gewonnen. Eva König, Lessings Frau, war die Wittwe eines wackern Kaufmanns, der zu Lessings intimerem Umgangskreis in Hamburg gehört hatte: sie war, wie aus ihren Briefen hervorleuchtet und ihre ganze Stellung zu Lessing beweist, ein ausgezeichnetes Geschöpf, in vielen Stücken der kräftigen, festen, gediegenen Natur ihres großen Gatten ähnlich. Sechs Jahre voll Drangsal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art mußten durchlitten werden, ehe die treue und eherne Liebe dieser beiden kernigen Naturen das ersehnte Ziel erreichte. Die Vermögensverhältnisse der Wittwe waren bei dem Tode Königs in einem höchst verwickelten Zustand und trotz aller Anstrengungen der einsichtsvollen und tüchtigen Frau konnten sie in langen Jahren nicht geordnet werden. Lessing aber, obwohl ihn die Liebe zu Eva König bewogen hatte, seine alte Unabhängigkeit von jedem Herrenamt zu opfern und die kärgliche Stellung eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel anzunehmen, war unerachtet dieses Amtes, das ihm zu wenig bot zum Leben und kaum zu viel zum Sterben, nicht in der Lage,

seinen eigenen Herd auf eigene Mittel zu bauen. Und so verlebten die Beiden sechs Jahre in traurigster Lage, in einer nur durch höchst seltenen Besuch unterbrochenen Trennung, manchmal durch die Aussichtslosigkeit ihrer Stellung bis zu dem Gedanken völliger Entsagung getrieben. Aber wahrhaft erhebend ist der Eindruck, welchen der Briefwechsel dieses Pares während der Zeit ihrer schweren Prüfung macht. In diesem Verkehr ist nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht aus der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, welche z. B. in dem gleichzeitigen Briefwechsel Herder's und seiner Karolina Flachsland walten. Bei Lessing und Frau Eva König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffenes Leiden, keine unnützen Herzensquälereien: mit Einem Worte Nichts von all' den Ungesundheiten der Wertherzeit, in deren Blüte diese Liebe fällt. Die Briefe Lessings und seiner Geliebten sind von höchster Schlichtheit des Ausdrucks und Wahrheit des Gefühls.

Es ist die ernste Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüfter und gereifter Menschen, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Grundsätzen und Maximen, in Welt und Menschenbetrachtung, das tiefe sichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit des Andern, welche diesen Briefwechsel zum Zeugniß der würdigsten Liebe machen, welche vielleicht je zwei bedeutende Menschen verbunden hat.

Da ist es denn kein Wunder, daß dieser Briefwechsel, als er wenige Jahre nach Lessing's Tod herausgegeben wurde, der Mitwelt alltäglich, trocken und uninteressant erschien. Natürlich! Zu der Zeit, da theils noch die alte französische Schäferaffectation, theils die junge Ueberschwänglichkeit der Sturm- und Drang-Periode die Ausdrucksweise der Menschen erfüllte, konnte die schlichte Gediegenheit reiner Empfindung, und die einfache Wahrheit ihrer Sprache

nicht anders als prosaisch erscheinen. Und andererseits finden wir es sehr begreiflich, daß ein Lessing, der die schweren Leiden einer ringenden Liebe so männlich getragen, gegen den Goethischen Werther, bei aller Anerkennung des poetischen Werthes, den sittlichen Tadel ungesunder Weichlichkeit nicht unterdrücken konnte.

Wie kam es aber, daß ein Mann wie Lessing im weiten deutschen Reich so lange Zeit keine Stätte finden konnte, darauf aus eigner Kraft dem Weibe seiner Wahl den Herd aufzurichten? Das kam daher, daß Lessing's edler oder, wenn man anders will als wir, unkluger Sinn von jeher alle Mittel, Gunst und Gönnerschaft zu erwerben, verschmäht, daß sein heiliger Eifer immer nur Ideen und Principien, nicht Personen und Parteien hatte dienen mögen und daß er, als er endlich, um der Liebe willen, den Ruf des Herzogs von Braunschweig nach Wolfenbüttel annahm, an einen Fürsten gerathen war, der Lessings nicht werth war.

Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der spätere unglückliche Feldherr der Coalition gegen die französische Republik und der preußischen Niederlage von Jena, war eine Natur, in deren Mischung Ehrgeiz und Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen schöngeistigen Bestrebungen, welche damals in Nachahmung französischer Fürsten auch an vielen deutschen Höfen Mode waren.

Mit zahlreichen französischen und deutschen Schriftstellern im Verkehr, selbst dilettirender Poet und ein Virtuose in der Musik, an Bildung und Sitte trotz des scheinbaren Interesse für deutsche Literatur durchaus französisch und voll Vorliebe für alles Franzosenthum, war er an Manieren ein vollendeter Weltmann und bei aller glatten Liebenswürdigkeit des äußeren Benehmens im Inneren egoistisch, vor Allem „niemals ein Sklave seines Wortes“ — eine Charaktereigenthümlichkeit, die Niemand schwerer empfinden sollte als Lessing. Er war wohl eitel genug, den ersten Schriftsteller Deutschlands für seinen Dienst gewinnen zu wollen, aber nicht billig genug, wirklich etwas für ihn zu thun. So bot er

Lessing die Stelle des Wolfenbüttler Bibliothekars mit einem Jahrgehalt von 600 Thalern an — die ganze Summe, welche jährlich auf die Bibliothek verwendet werden durfte, betrug 200 Thaler! — Und während seine Freunde sich in Lobpreisungen des edlen Fürsten ergingen, verkümmerte Lessing beinahe völlig an Geist und Körper in seiner Einsamkeit und erdrückenden Arbeitslast, in dem ungesunden „verwünschten Schloß" zu Wolfenbüttel. Sein knapper Gehalt reichte kaum hin, die früher contrahirte Schuldenlust allmählich abzutragen, geschweige die Grundlage eines Hausstandes zu bilden; und der Erbprinz, der ihm im Jahre 1773 endlich von freien Stücken eine bessere Stellung versprochen hatte, um ihn von seinem Project, die braunschweigischen Dienste zu verlassen, abzubringen, ließ ihn noch volle vier Jahre in Ungeduld und Elend schmachten, bis er endlich sein Wort löste und im Jahre 1776 die Gehaltserhöhung von — 200 Thalern bewilligte!!

Die Briefe Lessing's aus dieser Zeit sind vom bittersten Unmuth durchdrungen und die Leiden, welche der Leichtsinn jenes Fürsten über ihn verhängte, hat er nie wieder ganz verwunden. Aber in dem Hof und in dem Charakter des Prinzen Hettore Gonzaga in seiner Emilia Galotti ist so mancher Zug angebracht, der aus Lessings Leiden zu Wolfenbüttel seine richtige Beleuchtung erhält.

Eine gute Partie des Stahr'schen Werkes sind die Schlußcapitel, welche Lessings Stellung zu der Culturphase seiner Zeit, insbesondere zu der französischen und deutschen Aufklärung, bespricht und seine Ideen über Religion und Kirche, über Nationalität, Stat und bürgerliche Gesellschaft zu entwickeln sucht. Indem wir auf diese Darstellung verweisen, können wir schließlich eine Vergleichung nicht unterdrücken, zu welcher die Gestalt Lessing's, wie sie aus dem Stahr'schen Werke entgegentritt, mächtig drängt. Das Gegenbild Lessing's in der Geschichte des deutschen Geistes ist: Ulrich von Hutten. Es ist vielleicht mehr als Zufall, daß, wie Lessing durch Stahr, so Hutten durch die meister-

haften Arbeiten von Strauß und Böcking, grade in unserer Zeit dem deutschen Volk ans Herz gelegt worden ist. Freilich — auch der Unterschiede zwischen beiden Männern in Charakter und Zeitumgebung sind es nicht wenige. Der deutsche Reichsritter des 16. Jahrhunderts, der Freund des reisigen Sickingen, war ein wilderer, ungestümerer Gesell, als der friedliche Gelehrte des 18. Jahrhunderts, der Freund des sanften Mendelssohn, der große Priester der Toleranz und Versöhnung, und fleckenloser steht Lessings Leben vor unsern Augen als die Gestalt Huttens, des wildleidenschaftlichen Sohnes einer wildleidenschaftlichen Zeit. Aber die Aehnlichkeit beider Männer liegt in ihrem ritterlichen schlagfertigen Muth, in ihrem kriegerischen Eifer für Licht, Freiheit und Wahrheit, in der wunderbaren Begabung für eine vernichtende Polemik, in dem gemeinsamen Haß gegen die Tyrannei des bigotten Fanatismus, in der gemeinsamen Begeisterung für die Freiheit des Glaubens und des Gedankens, und wenn wir heutzutage über solche Kämpfe hinaus sind (oder hinaus zu sein glauben), so soll doch der deutsche Geist die Vorkämpfer seiner Freiheit nicht vergessen und in höchsten Ehren halten die beiden Namen: Ulrich von Hutten und Ephraim Lessing.

So schrieb ich über Lessing vor zwei und zwanzig Jahren. In diesen Tagen haben wir seinen hundertjährigen Todestag gefeiert. Stärker als je haben wir heutzutage Grund uns zu Lessing zu bekennen. Deßhalb wird der Leser die folgenden poetischen Epiloge zu diesem Aufsatz aus der Jugendzeit vielleicht nicht unwillkommen heißen.

Zum hundertjährigen Todestage Lessings.
(15. Februar. 1881.)

I.

Ein Angedenken gilt es heut zu feiern,
Das unvergleichbar andern Namen ist:
Dir gilt es, Lessing, Rufer in dem Streit.

Nicht Goethe's schönheitssel'ger Genius,
Nicht Schiller's Adlerflug zum Ideal
War dir, du mühvoll Kämpfender, verliehn;
Jedoch ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
Zugleich ein Sänger warst du und ein Held,
Ein Kampf dein ganzes Leben — und ein Sieg.
Nicht Rosen schmückten diese klare Stirn:
Jedoch ein Kranz von Eichlaub und von Lorber
Ziert unverwelklich dir den ehr'nen Helm,
Den nie du abgelegt vom hohen Haupt.

Du hast von deutscher Bühne weggefegt
Wie Sturm die Schmach der wälschen Fremdherrschaft, —
Mit blankem, immer scharf geschliffnem Schwert
Hast du die Götzen jeder Art geschlagen.
„Der Freiheit eine Gasse!“ war dein Ruf,
„Freiheit dem deutschen Dichten, deutschen Denken!
Wohlthätig, nicht gefährlich ist das Licht,
Das milde Licht der Duldung und der Wahrheit.“

Der Ring, der in der Fabel ging verloren, —
Der Wahrheit bester Theil, ihr Unterpfand,
Das ew'ge Suchen nach der Wahrheit: — — Du,
Ein deutscher Nathan, hast den Ring gefunden — —
Bescheiden hast, in echtem Forscher Sinn,
Das ew'ge Suchen nach der Wahrheit du
Der Wahrheit selber vorgezogen: ja,
Du bist der Wahre, ewige Student,
Der niemals abschließt, immer weiter forscht.

O daß dein Geist, der echte deutsche Geist,
Der Alles was da menschlich ist umschließt,
O daß der Geist der Freiheit und der Wahrheit,
Des Forschermuthes und der Mannespflicht,
Daß Lessing's Geist die starken Schwingen schlage,
Wo immer deutsche Sprache tönt!

II.

Sagt an, wie heißt der Ritter werth,
Der hell und hoch das scharfe Schwert
  Ob dumpfen Feinden schwang?
Wer hat die Bühne deutsch gemacht?
Wer rief zuerst durch dunkle Nacht
  Des Weckrufs kühnen Klang?

Wer schritt, ein Herold geistesklar,
Vorauf dem Dioskuren-Par,
  Verkündend Morgenschein?
Wer war's, der in den Pfaffentrug
Mit lichten Siegeswaffen schlug,
  Als schmettre Donar drein?

Wer kränzte frisch Homer's Altar?
Wer war es, der die Bildkunst klar
  Vom Reich der Dichtkunst schied?
Wer sang in finstrer Muckerzeit
Das schöne Lied der Menschlichkeit,
  Der Duldung hohes Lied?

Held Lessing war der Ritter werth!
So deutsch sein Schwung, so deulsch sein Schwert,
  Sein Helm vom Sieg gekrönt:
Gepriesen sei er alle Zeit,
Gerühmt so lang, gerühmt so weit
  Die deutsche Sprache tönt!

Bilder aus der Beamtenwelt.*)

Diese sieben kleinen Erzählungen sind durch eine bestimmte, aber leichter zu empfindende als zu schildernde Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise ausgezeichnet. Vor Allem erregt die Aufmerksamkeit die minutiöse, man möchte sagen mikroskopische Detailmalerei, mit welcher hier ein entschiedener Realismus jene Aehnlichkeit des Porträts mit dem nachgebildeten Gegenstand erreicht hat, welche man eine „lächerliche" zu nennen pflegt.

In der That: diese Novellen machen den Eindruck von Photographieen, welche auf dem Höhepunct der technischen Vollendung stehen. Es ist aber dies nicht das Besondere, was dem Buche die eigenthümliche Wirkung leiht: denn die englischen und deutschen Romane von Dickens, Thackeray, Freitag ꝛc. haben ja auch gerade in diesem Punct ihre Stärke. Vielmehr ist es eine gewisse äußerste Einfachheit und Schlichtheit in der Anschauung, in der Geschichtserzählung und in der Formgebung, welche das Gefühl jedes Lesers gewinnen muß, der nicht durch Franzosen und französische Deutsche verwöhnt worden ist, Feigen vom Weinstock zu fordern. Es ist, als ob wir die hier gezeichneten Personen, die ausgemalten Räume und die detaillirten Sachen schon lange kennten, eine gewisse plane Selbstverständlichkeit trägt uns wie auf dem Spiegel eines glatt rinnenden Flusses mit dem Laufe dieser Geschichten dahin. Nicht in jedem der sieben Stücke freilich ist jene Einfachheit in gleichem Grade ungesucht und natürlich. Eine weitere Folge jener Schreibart ist die gefährliche Nachbarschaft des Trivialen, des Conventionellen, vermöge dessen

*) Konrad Ernst. Zweite Auflage. Leipzig 1859.

das durch alt hergebrachten Novellengebrauch an bestimmten Situationen in bestimmten Charakteren zu Erwartende sicher wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß eintritt: und nicht immer hat der Verfasser diesen schon seinem Stoff, mehr noch seinem Stil nahe liegenden Fehler vermieden.

Vielleicht am Meisten gelungen ist die kleine Skizze: „Der Pastor von St. Peter.“ Der ehrwürdige und liebenswürdige Pfarrer, sonst die gute Stunde selbst, im Besitz einerseits zwar einer großen Familie, andererseits aber einer sehr einträglichen Stelle wird durch die eingetretene Vacatur der Consistorialrathschaft plötzlich in den grausamen Conflict geschleudert, zwischen dem ehrgeizigen Wunsch nach der dem Rang nach höheren, aber ungleich minder einträglichen Stelle und dem vernünftigen Sichbegnügen mit der bescheidenern aber ergibigeren und für seine Familie, für seine eigene Behaglichkeit unentbehrlichen Pfarrei. In diesem Kampf cujonirt der sonst so humane treffliche Mann seine Frau, seine Kinder, die Freunde, die Untergebenen, vor Allen aber sich selbst auf's Aeußerste. Niemand kann sich den Grund der plötzlich entstandenen Verwandlung erklären, bis endlich die Verleihung der Rathstelle an einen andern auf eben so plötzliche und den Seinen ebenso unerklärliche Weise dem Paroxismus ein Ende macht und dem wackeren Pastor einen Alp vom Herzen nimmt. Auch der „Bürgermeister von Friedgarten,“ ein guter friedliebender Mann, der es allen Leuten recht machen möchte, aber mit den Traditionen der Amtsführung aus der guten alten Zeit bei allen Parteien einer neuen Generation anstößt, deren Sinn er nicht mehr versteht, und in der Mitte zwischen Reactionären und Radicalen, Pietisten und Frivolen zum Dank für seine redliche Unparteilichkeit von Allen angefeindet wird, ist ein treffliches, freilich mehr richtiges als erfreuliches Charakterbild.

Eine sehr ergötzliche Geschichte ist die des „Bureau-Veteran,“ welcher als eine Art Gnadenbrod das Recht der Tintebereitung für den Bedarf des gesammten Collegiums, aber freilich nach Recepten seines Urgroßvaters und nicht

vom Standpuncte der modernsten Tintenchemie ausübt. Er ist der Gegenstand der Cajolirung, von Seite eines gestürzten hohen Beamten, welcher sich wieder populär machen und durch die Subalternen Material zum Sturz seines Nachfolgers ansammeln möchte, zugleich aber Object der zärtlichen Speculation der alternden Tochter eines seiner Collegen, und geräth durch jene combinirten Anstrebungen in sehr komische Situationen.

Tiefer angelegt ist der Charakter des „Registrators" eines innigen, poesiereichen Gemüths, welches, unbefriedigt von seinem staubigen Actengeschäft, in der Musik, bei seiner geliebten Viola, und in Feiertagsspaziergängen in Feld und Wald sein eigentliches Leben lebt und im höchsten Grade glücklich gemacht wird, als ihm die Bosheit seiner Collegen, die Entrüstung seiner Vorgesetzten über das unsittliche Verhältniß zu seiner Viola, die sie für eine Person vom Theater halten, und der Zorn eines der Räthe wegen Mangels eines Actenfascikels, welchen er selbst zur Unterlage seines Reitstuhls verwendet hatte, seine Entlassung zuzieht, so daß er nun ganz für seine Musik und durch seine Musik leben kann, eine Möglichkeit, die ihm nie eingefallen wäre, hätte ihn nicht die Entlassung mit der Nase darauf gestoßen.

Auch in der Zeichnung des „Canzellisten" und des „Professors Knauske" sind hübsche Züge, wiewohl hier die Charakteristik des Menschen aus seinen Handlungen minder als die Ausmalung seiner Zustände, seiner Kleidung, Wohnung rc. gelungen ist. Schwächer ist die Erzählung: „aus dem Leben eines Präsidenten."

Es ist, wie gesagt, nicht ganz deutlich, wiefern der Vorzug des Verfassers: schlichte Einfachheit, Kunst, wiefern Natur ist. Wie dem nun sei, er ist ein bedeutender und seltener Vorzug gegenüber der Raffinirtheit der modernen Musternovellistik, welche vor Allem darauf ausgeht, etwas Apartes, ein neues möglichst unmögliches Problem vorzuführen.

Andererseits freilich droht dem Verfasser die Gefahr, manchmal zu vergessen, daß wahre Schönheit zwar nur schöne Wahrheit ist, aber eben schöne, nicht jede Wahrheit.

Die Poesie und ihre Geschichte.*)

I.

Rosenkranz, welcher neben seinen Arbeiten für die Umbildung und Fortbildung der Hegel'schen Philosophie auch auf dem Gebiet der ästhetischen Kritik durch sein Werk über Goethe und durch seine Aesthetik des Häßlichen sich hohe Verdienste erworben hat, bereichert durch dieses Buch wieder die Zahl der Früchte, welche die Wissenschaft seit etwa zwanzig Jahren der Methode des Historimus verdankt. Es war zum Theil der Geist des Hegel'schen Systemes selbst, welcher zur Betrachtung aller Disciplinen der Wissenschaft und aller Gebiete der Cultur vom geschichtlichen Gesichtspunct aus führte. Um den dialectischen Proceß der absoluten Idee in ihrer Entwickelung zu verfolgen, mußte man die einzelnen Stromzweige des Geistes in ihrem Verlauf bis zu dem Ursprung ihrer Quellen beobachten. Wenn nun auch vielfach die Hegel'sche Schule in dem Drang nach speculativen Resultaten das empirische Detailstudium etwas zu flüchtig gehandhabt und häufig ihr Urtheil ausgesprochen hat, lange ehe man noch die Untersuchungen für erschöpft erachten durfte, so sind doch viele gediegene Arbeiten innerhalb und außerhalb jener Schule aus der geschichtlichen Methode des Hegel'schen Princips erwachsen:

*) Die Poesie und ihre Geschichte, eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker. Königsberg, 1855.

und zu den besseren, wenn auch nicht zu den vollkommen gelungenen Producten dieses Princips ist das vorliegende Werk zu zählen.

Nach einer dogmatischen Einleitung, in welcher die Poesie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Künsten, die poetische Production, sowie die verschiedenen Arten und Elemente der Dichtung besprochen werden, wendet sich Rosenkranz sofort zur Eintheilung der Geschichte der Poesie und hebt hier mit Recht hervor, daß weder die geographische noch ethnographische, noch die chronologische Ordnung bei einem Material entscheiden könne, welches sich in so vielfacher Verschlingung durch die Verschiedenheit der Völker, Zeiten und Räume hindurchziehe.

Da die Völker ihre poetischen Stoffe und Formen vielfach unter einander ausgetauscht haben, so kann nur der culturhistorische Gesichtspunct ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten überschauen und die richtigen Eintheilungsgründe erkennen lassen. Der culturhistorische Charakter eines Volkes tritt aber — fährt er nun fort — am klarsten in der Auffassung seines Verhältnisses zum Absoluten in der Religion zu Tage, und da das Bewußtsein über dies Verhältniß die Stellung des Volkes zur Natur und sein gesammtes übriges Leben bestimmt, so rechtfertigt sich die Eintheilung der Geschichte der Poesie nach der Religion der Völker.

Hienach ergeben sich denn folgende Hauptgruppen: 1. Der Kreis der ethnischen Völker, die in ihrem Cultus von der Anschauung der Natur ausgehen: diese suchen in ihren Kunstwerken das Ideal der Schönheit darzustellen: und zu ihnen gehören alle sogenannten Naturvölker, von den Culturvölkern aber die Peruaner, Azteken, Chinesen, Japanesen, Hindus, Indochinesen, Parsen, Egypter, Araber, Griechen, Römer, Slaven, Kelten und die alten Germanen. Im Einzelnen wird dann die Poesie der Chinesen, Inder und Indochinesen unter der Rubrik des sentimentalen Ideals, die der Parsen, Egypter und Semiten unter der des

heroischen, die der Griechen unter der des ästhetischen schlechthin, die der Römer unter der des moralischen und endlich die Poesie der barbarischen Uebergangsvölker (nämlich Slaven, Kelten und Germanen) unter der Rubrik des Gemüthsideals begriffen. 2. Der Kreis der theistischen Völker, die in ihrem Cultus von der Vorstellung des Einen allmächtigen Gottes ausgehen und in ihren Kunstwerken das Ideal der Weisheit darzustellen suchen: zu ihnen gehören Hebräer, Araber, Perser und Türken. 3. Der Kreis der christlichen Völker, die in ihrem Cultus von der Anschauung der Menschwerdung des Einen Gottes ausgehen und in ihren Kunstwerken das Ideal der Freiheit darstellen, welches sich im Einzelnen bei den Byzantinern als Ideal der Resignation, bei den romanischen Völkern als Ideal der Ritterlichkeit und bei den germanischen als Ideal der Selbstgewißheit charakterisirt.

Gegen diese Systematisirung, welcher geistvolle Anlage nicht abzusprechen ist, erhebt sich nun aber ein doppeltes, ein formales und ein materielles Bedenken, welches nebst einem weitern die Ausarbeitung betreffenden Tadel den Werth des Werkes als eines Ganzen allerdings bedeutend in Frage stellt, wenn auch zahlreiche Ausführungen im Einzelnen als sehr gelungen zu loben sind.

Der formale Fehler dieses Systems liegt darin, daß die Religion zum Eintheilungsgrund der Poesie und ihrer Geschichte gemacht wird. Mit Recht verwirft Rosenkranz den nur nationalen Unterschied als Kriterium: er ist gegenüber dem allgemeinen menschlichen Material der Poesie zu arm und zu eng. Die poetischen Stoffe und Formen reichen über die Schranken des Landes und des Volksstammes hinüber und nur der culturhistorische Gesichtspunct kann das Gemeinsame und Verschiedene der Poesien überschauen. Aber Rosenkranz läßt diesen allgemeinen culturhistorischen Maßstab sofort wieder fallen und ergreift statt dessen den der Religion, welcher doch gegenüber dem Allgemein-Menschlichen ebenso ein vereinzelter ist wie der nationale. Es ist

nicht wahr, daß die Religion das Verhältniß eines Volkes zur Natur und sein gesammtes Leben überhaupt bestimme: vielmehr bestimmt das Verhältniß zur Natur und die Totalität der übrigen Factoren umgekehrt ebensosehr die Religion eines Volkes, welche eines der wichtigsten, aber keineswegs das ausschließlich bestimmende Element seines Charakters bildet. Vielmehr muß als Kriterium der Poesie ein ästhetischer, nicht ein außerästhetischer Begriff wie die Religion, dienen: nämlich das Verhältniß des poetischen Inhalts zur poetischen Form.

Denn da das Schöne in einem bestimmten Verhältniß eines bestimmten Inhalts zu einer bestimmten Form besteht, so können alle Verschiedenheiten der Poesien nur in den Verschiedenheiten dieser Factoren und ihres Wechselverhältnisses beruhen: und das Charakteristische der einzelnen Nationalpoesien läßt sich im Princip darauf zurückführen, daß bald die Vertiefung des Gehalts, bald die Verfeinerung der Form überwiegt: wobei jedoch das vollständige Decken von Inhalt und Form und damit die absolute Schönheit in den Poesien aller Völker möglich ist. Ob aber bei einem einzelnen Volk der inhaltliche oder der formale Factor überwiege und in welcher Art sich das Verhältniß derselben gestalte, dies hängt, neben dem National-Charakter, von den gesammten geschichtlichen Voraussetzungen des Volkes ab, nicht nur von seiner Religion, obwohl diese von wichtigem Einfluß darauf ist. Daher können religionsverwandte Völker eine total unähnliche Poesie und umgekehrt Völker von grundverschiedener Religionsart sehr verwandte Poesien haben: so ist z. B. der Charakter der slavischen Poesie grundverschieden von dem der altgermanischen, obwohl sie von Rosenkranz zusammen unter eine Rubrik gestellt werden: die weiche, ja weichliche Zartheit der slavischen Dichtungen ist dem Genius der indischen Poesie viel näher als dem der germanischen verwandt. Umgekehrt ist der Geist der arabischen Heldenlieder, welche Blutrache und Waffenstolz und schwärmerischen Frauendienst

athmen, viel näher verwandt dem Charakter unserer scandinavischen Epik als der hebräischen Poesie, deren Wesen die Verherrlichung des Einen Gottes und dessen Verhältnisses zu seinem Volk ausmacht: und doch hat Rosenkranz, berückt von seinem religiösen Maßstab, die Araber weit weg von den Scandinaviern zu den Hebräern gestellt.

Daß man die Poesien nicht nach den Religionen eintheilen, daß man nicht den Geist der Religion als allein entscheidend für den Charakter der Dichtungen ansehen kann, geht schon daraus hervor, daß die Religion immer nur in den früheren Culturstufen die Poesie beherrscht, während gerade die reifere Kunst aufhört, Dienerin des religiösen Cultus zu sein: ja es gibt Stufen der Poesie, welche fast ganz unabhängig sind von dem Geist der sie umgebenden Religion: die Poesie der Zukunft wird gewiß keine specifisch christliche sein: schon Schiller und Goethe haben keine christliche Färbung mehr, wenn sie auch nur innerhalb unserer Culturgeschichte überhaupt und also insofern auch innerhalb des Christenthums werden konnten, was sie geworden.

Endlich widerspricht aber Rosenkranz auch seinem eigenen Princip: denn wenn die Religion das Maß der Poesien ist, so muß consequent die vollendetste Religion mit der vollendetsten Poesie zusammenfallen. Während er aber das Christenthum als die vollendetste Religion anerkennet, bezeichnet er keineswegs die Poesie der christlichen Völker als die vollendetste: vielmehr erkennt er den Preis der absoluten Vollendung der Kunst den Griechen, also einem Volke zu, welches nach seiner Anordnung auf der untersten Stufe der Religion steht. Diese Auffassung der hellenischen Kunst führt uns zu dem zweiten, materiellen Bedenken hinüber.

II.

Den Charakter und materiellen Gehalt der großen von ihm aufgestellten Poesienkreise bestimmt Rosenkranz

dahin, daß die ethnischen Völker (d. h. alle Naturvölker und unter den Culturvölkern namentlich die Griechen) in ihren Kunstwerken die Schönheit, die theistischen Völker (d. h. Hebräer, Araber, Perser und Türken) die Weisheit, endlich die christlichen Völker die Freiheit darstellen wollen.

Diese Auffassung ist nun so vollkommen schief und unrichtig, daß sie in einem Werke des geistvollen Verfassers der „Aesthetik des Häßlichen" zu finden im höchsten Grade befremdet. Denn es ist doch klar, daß jedes Volk und jeder Künstler in seinem Kunstwerk nur das Ideal der Schönheit kann darstellen wollen: denn nur die Darstellung des Schönen ist Kunst, nicht die Darstellung der Weisheit oder der Freiheit: freilich ist das Gute und Wahre untrennbar vom Schönen, vermöge der Einheit der drei Ideen im Absoluten; allein der Künstler, sofern er Künstler ist und soweit er ein Kunstwerk schafft, will die absolute Idee nur in der Form des Schönen darstellen: ob sich dabei eine tiefe philosophische Wahrheit ausdrückt, ob sein Werk einen erhebenden sittlichen Eindruck mache, das ist Nebensache: der Künstler will nur die Begeisterung durch das Schöne, nicht für die Freiheit oder die Weisheit: dies sind anhängende, begleitende Momente, auf welche es der Künstler nicht angelegt haben darf: sonst verfällt er in die unästhetische Langweile der Didaktik und Moral oder gar in die ebenso unästhetische Aufregung der politischen, socialen rc. Tendenz. Wäre es daher wahr, daß nur die ethnischen Völker in ihren Kunstwerken hätten die Schönheit darstellen wollen, die theistischen dagegen die Weisheit und die christlichen die Freiheit, so wäre die einfache Consequenz, daß nur die ethnischen Völker wahrhafte Kunst, wirkliche Poesie hätten, während die übrigen die Kunst nur als Mittel zu einem ganz anderen Zweck gebraucht und neben der Weisheit und der Freiheit nur eine anhängende Schönheit hätten, wie etwa an einem Geräth, das dem Bedürfniß dient, nebenher die Schönheit als untergeordnete Zierde erscheint. Aber auch unter den ethnischen Völkern wird dieses Monopol der Schönheit und der Kunst

von Rosenkranz nur den Hellenen zuerkannt: denn die Römer, meint er, wollen in ihren Kunstwerken das moralische, die barbarischen Uebergangsvölker (Kelten, Slaven und Germanen) das Gemüthsideal, die Orientalen das sentimentale und heroische Ideal darstellen: nur die Hellenen sind ihm unter allen Völkern das auserwählte Volk der Schönheit, welches im Kunstwerk das ästhetische Ideal darstellen will. Diese Verirrung wird wohl am Besten widerlegt durch die Blosstellung ihrer Genesis und durch die einfache Darlegung einer entgegenstehenden, auf die Geschichte wie auf die Idee gegründeten Auffassung.

Die Verleihung des Schönheitsmonopols an die Hellenen ist eine gut althegel'sche Reminiscenz, eine Erbsünde des Systems, welche allen Hegel'schen Aesthetikern noch anklebt (— selbst das classische Werk von Vischer scheint uns hier eine seiner wenigen Schwächen zu haben, obwohl Vischer von Anfang an am Unbefangensten denkt und sich im Verlauf seines Werkes, wie namentlich seine Aeußerungen über die Polychromie der hellenischen Tempel und Statuen beweisen, immer mehr von diesem hellenischen Kanon befreit —) und deren erste Entstehung nur in einer Zeit möglich war, welche eben fast nur eine griechisch-römische Philologie kannte, während heutzutage eine germanische, orientalische, slavische, keltische der classischen Philologie Concurrenz bietet. Hegel nun, welcher zur geschichtsphilosophischen Begründung seines Princips nothwendig einer dialektischen Dreitheilung bedurfte, legt sich — obwohl in optima fide — die Weltgeschichte so zu recht, daß, nach Beseitigung des Orients als einer „Vorstufe" den Hellenen, Römern und „Christo-Germanen*)" je eine Stufe des dialektischen Processes zufiel und zwar den Hellenen die Aufgabe, die Idee der Schönheit zu realisiren.

*) Eine ganz verwerfliche Phrase: denn was germanisch, ist nicht christlich, und was christlich, nicht germanisch: Heuchelei oder Quellenunkenntniß haben dieses unmögliche Gebilde geschaffen; echt germanisch sind nur Wotan und Walhall, nicht Christus und das „himmlische Jerusalem": letztere sind neu platonisch und semitisch.

Hegel, dessen geniale Geisteskraft auch an seinen Irrthümern anzuerkennen ist, wußte diese seine Auffassung vermöge der Phantasmagorie seines dialektischen Zaubers dem Zeitbewußtsein desto leichter plausibel zu machen, als er einerseits aus der Ueberzeugung seines ganzen Systems heraus sprach und als andrerseits die Hellenen wirklich in Einer Sparte der bildenden Kunst, in der Plastik, unerreicht dastehen.

Seitdem haben Hegels Schüler selbst die Geschichtsphilosophie des Meisters in Folge der vielen von der geschichtlichen Empirie ausgehenden Widerlegungen fallen lassen müssen: aber unbewußt ist noch so manches Stück davon in ihre Denkungsart übergegangen: und zwar vor Allem die Auffassung der hellenischen als der absoluten Kunst, ein Vorurtheil, welches durch die Alleinherrschaft der classischen Philologie auf unsern Gymnasien und daher durch die Vorstellungen der meisten Gebildeten und Halbgebildeten sehr unterstützt wird.

Es ist aber doch endlich an der Zeit, dies Vorurtheil fallen zu lassen, nachdem unsere Literatur eine Weltliteratur geworden und nachdem wir neben der hellenischen die Cultur aller Völker zur Lehrmeisterin gewonnen haben. Gegenüber der Hegel'schen Lehre, daß sich die absolute Idee an drei Völker in der Art vertheile, daß die Hellenen die Schönheit, die Römer die Tugend und die „Christo-Germanen" die Wahrheit (!) darstellen, muß die Ueberzeugung den Sieg gewinnen, daß nicht nur in jenen drei Völkern, sondern in allen Völkern alle drei Ideen des Schönen, Guten und Wahren,*) wenn auch in verschiedener Art, sich verwirklichen, wie es die Vernunft erheischt und die Geschichte beweist. Den Hellenen soll dabei der ihnen gebührende Vorzug nicht geschmälert werden: sie haben in der Plastik geleistet, was

*) Die menschlichen Anlagen verwirklichen Familie, Sprache, Kunst, Religion, Moral, Recht, Wissen bei allen Völkern, zu allen Zeiten; verschieden gefärbt nach dem Nationalcharakter und nach dem Inbegriff der geschichtlichen Voraussetzungen in Raum und Zeit. Vgl. Dahn; Vernunft im Recht. Berlin. 1879.

bisher kein anderes Volk. Wenn man aber, wie Rosenkranz, ihnen allein die absolute Vollendung der Kunst ganz allgemein zuschreibt, so wird dies schlagend durch die Geschichte widerlegt, indem die Baukunst des christlich-germanischen Mittelalters der hellenischen wenn nicht überlegen doch ebenbürtig, indem in der Malerei Mittelalter und Jetztzeit der hellenischen entschieden überlegen ist: ebenso in der Musik: und indem in der Dichtkunst bezüglich der Epik die germanische Sage der hellenischen nicht nachsteht, während die hellenische Lyrik von der persischen, mittelalterlichen und modernen überflügelt und die hellenische Dramatik von Shakespeare und Schiller jedesfalls erreicht wird.

Dieser Irrthum des Systems führt denn auch zu seltsamen Resultaten: so ist es gewiß verwunderlich, die Poesie der Chinesen und Aegypter unter das Ideal der Schönheit gestellt zu finden, während die schönheitathmenden Gedichte eines Goethe, Platen und Rückert hievon verbannt und unter das Ideal der „Selbstgewißheit" (!) verwiesen sind: es ist seltsam, die Parsen, Aegypter und Semiten (!) in ihrer Poesie unter der Rubrik des heroischen Ideals zu finden, während die Heroenpoesie der Hellenen und ebenso die unserer germanischen Recken, der höchsten Helden der Weltgeschichte davon ausgeschlossen ist. Mit unserer altgermanischen und scandinavischen Poesie ist es dem „System" in jeder Beziehung mißlich ergangen: sie wird mit der Poesie der Slaven und Kelten unter der Kategorie des „Gemüths-Ideals" zusammengestellt. Es liegt aber ein doppelter Irrthum in dieser Zusammenstellung und Charakteristik. Einmal ist der Charakter der heidnisch-deutschen Poesie dem der slavischen und keltischen diametral entgegengesetzt: die germanische Dichtung hat eine rauhe, herbe, bis zur wilden Roheit sich steigernde Manneskraft, die slavische eine bis in's Kindische sich verlierende weibliche Weichheit, die keltische im Gegensatz zu der Einfachheit der beiden Genannten eine von Hause aus krause complicirte Ueberphantastik als Eigenthümlichkeit und nur der slavischen kann

in einem gewissen Sinn der Charakter des Gemüthsideals beigelegt werden. Sodann hat unsere deutsch-heidnische Poesie in allen ihren ächten Figuren ein Minimum von „Gemüthlichkeit“: da ist vielmehr die trotzige, harte Selbstkraft das Charakteristische: und nicht nur Loki und Hagen, auch Thôrr und Sigurdhr, die herrlichen Gestalten, würden gewaltig protestiren gegen diese ihre Subsumirung unter das „Gemüthsideal“.

Ich muß schon bitten, meine germanischen Heiden und Helden mit allen solchen Subsumtionen zu verschonen: sie sind weder christenhaft noch slavenhaft.

Der letzte Grund dieser Mißgriffe liegt in der Unmöglichkeit, daß bei dem Stand unserer unübersehbaren Culturstoffe irgend ein Sterblicher ein so ungeheueres Material, wie die Geschichte der Poesie aller Völker enthält, umfassen könne, d. h. quellenmäßig so durchforscht habe, daß er bereits aus allen Gebieten selbstprüfend die Resultate zusammenstellen könnte. Diese Unmöglichkeit hat auch der geistvolle Rosenkranz nicht überwunden. Heutzutage kann nur die bis in's Kleinste gesteigerte Arbeitstheilung den wahrhaften Nutzen der Wissenschaft fördern. Gewiß ist es das Ziel der geschichtlichen Einzelforschungen, dereinst die Einzelresultate in eine geschichtsphilosophische Einheit zusammenzufassen, wie dies Rosenkranz in seinem Buche versucht hat. Allein noch sind die Untersuchungen im empirischen Detail lange nicht geschlossen und ein schon jetzt gefälltes Urtheil kann nur eine Hypothese sein, eine apriorische Construction, nicht ein Aufbau aus dem vollständig beherrschten Material.

Man weiß nur, was man quellenmäßig weiß. —

Daher hat das Werk schließlich in der Ausarbeitung einen Hauptfehler: es ist ein Buch, das weder den Gelehrten noch den Laien befriedigen wird. Den Gelehrten nicht, weil ihm mit der philosophischen Construction nicht gedient sein kann, wenn er im Einzelnen überall die An-

gabe von Quellen und genügender Literatur und die Spuren eigenen Quellenstudiums vermißt, vielmehr das Buch nur als eine „construirte" Zusammentragung von Resultaten, die nirgend kritisch begründet sind, betrachten kann: für den Gelehrten hätte Rosenkranz fünfzig solcher Bände — und ganz anders — schreiben müssen. Aber auch der Laie findet in dem Werke nicht, was er braucht, nämlich ein faßliches Handbuch: denn einmal wird ihn die philosophische Haltung des Ganzen abschrecken und andrerseits wird er nicht die Kenntniß der poetischen Stoffe mitbringen, welche das Werk voraussetzen muß, welches sich vielmehr kritisch als referirend verhält und verhalten mußte, wenn es auf 750 Seiten die Geschichte der Poesie aller Völker zusammendrängen wollte.

Nach so vielem Tadel ist es nur Pflicht, die trefflichen Ausführungen, die das Buch im Einzelnen enthält zu erwähnen: so ist in der Einleitung namentlich der Abschnitt über die Dichtungsarten, incommensurable Gedichte, Natur- und Kunstpoesie, im historischen Theil besonders die Darstellung der hellenischen Dramatik, des Charakters der römischen Poesie im Gegensatz zur hellenischen, der mittelalterlichen romanischen Hofpoesie, des spanischen Dramas, des französischen Classicismus und des Uebergangs vom Katholicismus zum Protestantismus lobend zu erwähnen: namentlich ist die edle Unbefangenheit, die Gerechtigkeit zu rühmen, mit welcher die verschiedensten Parteirichtungen, die katholischen Dramen Calderons wie die Verdienste der Diderot, Voltaire und Rousseau, die Stilreinheit der französischen Classiker wie die Naturwüchsigkeiten der englischen Dramatiker gewürdigt werden, eine Gerechtigkeit, welche stets nur die Frucht reich gebildeten Geistes ist.

Zur Erinnerung an Wilhelm von Humboldt.*)

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale, welche der einzelne Mensch hinterlassen kann," hat Goethe gesagt. Wie vielfach hat man in unserer thatenarmen, aber schreibseligen und druckeifrigen Zeit (1856) in Deutschland seit zehn Jahren diesen Satz gebraucht — und gemißbraucht! Denn oft ist es doch zunächst nur die Buchhändlerspeculation auf die Anziehungskraft eines berühmten Namens gegenüber der kleinkrämerischen Neugierde des profanen großen Publicums, was Veranlassung giebt zur Veröffentlichung von Correspondenzen, die kaum für den Empfänger der fraglichen Briefe von tieferem Interesse waren, für die Literaturgeschichte aber in keiner Weise von Nutzen sein können. Und nicht ein Billet von drei Worten, nicht die Anfrage, ob Adressat morgen zu Hause sei nebst dem antwortenden „Ja!" werden dem Leser dabei geschenkt, wie das schon Immermann in seiner Correspondenz mit dem Buchbinder des Münchhausen so köstlich geschildert hat; Beispiele aus der Wirklichkeit sind „abscheulich", wie jüngst das „exempla odiosa" übersetzt worden ist.

Aber Scherz beiseite: jener Goethe'sche Satz bleibt wahr trotz Unfug und Mißbrauch. Schon deßhalb, weil der Ton des Briefes, sofern die Briefform nicht mit künstlerischer Absicht gewählt ist, das ganze Sichgehenlassen des Gesprächs mit sich bringt, ohne an der Zufälligkeit und Stückhaftigkeit des Gesprächs zu leiden. Es handelt sich dann

*) Wilhelm von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von R. Haym. Berlin 1856.

eben vor allem darum, ob die Persönlichkeit der Briefschreiber danach angethan ist, unser Interesse dafür zu reizen, wie sie sich im Gehenlassen ausnehmen: oft findet das Gegentheil statt! Weiter muß wenigstens eine relative Ebenbürtigkeit der Correspondirenden vorhanden sein, damit bei allem etwaigen Uebergewicht des einen doch eine Nöthigung für diesen bestehe, in dem Gebiet, in welchem er mit dem andern verkehrt, sein Bestes auszugeben. Allein auch unter diesen Voraussetzungen kann es immer nicht fehlen, daß in einem einigermaßen ausgedehnteren oder vertrauteren Briefwechsel viele völlig gleichgültige, auch für die Correspondirenden selbst bald bedeutungslos gewordene Dinge mit unterlaufen. Solche Dinge, sofern sie in keiner absehbaren Weise biographische Anhaltpuncte gewähren, sollte man bei der Herausgabe so vernünftig sein zu streichen; denn Ballast ist zwar gut für Schiffe, aber schlecht für Bücher.

Wenden wir diese Kriterien auf die vorliegenden Briefe an, so halten schon die Namen Wilhelm von Humboldt und F. G. Welcker jeden Gedanken fern, daß hier Unbedeutendes zwischen Ungleichen verhandelt werde. Und was die Behandlung des Gleichgültigen neben dem Bedeutenden betrifft, so hat der Herr Herausgeber, wie auf S. v des Vorworts auseinandergesetzt wird, hierbei schon aus Pietät die Methode befolgen müssen, welche Humboldt selbst in einem dieser Briefe andeutet, indem er sagt, daß in dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel einige Ueberflüssigkeiten hätten weggeschnitten werden können und indem er dabei doch ein andermal auch das Bedeutungslose nicht fortwünschen mag. Mit richtigem Tact hat der Herausgeber beide Gesichtspuncte im Auge behalten, im ganzen aber mit Recht Unerhebliches beseitigt. Daß statt eines Briefwechsels nur Briefe geboten werden können, da Herr Welcker nur von einem seiner Antwortschreiben (das mit Recht eingefügt worden) Abschrift behalten, ist allerdings zu beklagen. Nicht gerade, weil deßhalb Dunkelheiten in den Humboldt'schen

Briefen selbst entstünden: wo deren etwa für den Uneingeweihten zu befürchten gewesen wäre, haben die beigefügten Anmerkungen hinlängliches Licht verbreitet. Aber es wäre von Interesse gewesen, an manchen Stellen, insbesondere bei den wichtigen Briefen XXVIII—XXXV, wo sich eine Debatte über Ziel und Methode von Sprach- und Alterthumsforschung entsponnen, die offenbar sehr gehaltvollen Antworten Welcker's zu kennen, welche Humboldt dazu trieben, vom einzelnen Fall zur Entwickelung seiner Principien über diese Fragen aufzusteigen.

Ehe wir uns jedoch zu der in diesen Blättern zu lösenden Aufgabe wenden, die bedeutungsvollsten Züge, welche die Briefsammlung zur Ausmalung des Bildes jenes großen und edeln Mannes gewährt, zusammenzustellen, und die eigene Art von sittlicher Erbauung, die wir daraus geschöpft, in ihren Gründen zu untersuchen, mögen einige aus dem Vorwort entlehnte Notizen den Leser über das Verhältniß Humboldt's zu Welcker im allgemeinen orientiren. Welcker war als ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren im Herbst 1806 von Gießen nach Rom gegangen, wo Humboldt als preußischer Ministerresident zugleich Geschäftsträger für Darmstadt war und als solcher an Welcker einen Brief von dessen Vater mitzutheilen hatte, welcher die Trauerkunde von dem Tode eines Bruders enthielt; bald darauf trat Welcker als Erzieher der Kinder in das Humboldt'sche Haus, wo er bis zum Frühjahr 1808 verblieb. Die Erinnerung an dieses römische Zusammensein hielt für das Leben vor; edle Freundschaft verband Welcker für immer mit der Familie; der briefliche Verkehr, anfangs mehr durch Frau von Humboldt vermittelt, wurde seit dem Jahre 1821 auch von ihm regelmäßiger und ausführlicher bis an seinen Tod unterhalten.

Von dem reichen Material, welches die Briefe zu einer „Selbstdarstellung" (S. VI.) Humboldt's gewähren, kann hier nur Einiges zu näherer Betrachtung herausgegriffen

werden. Es mögen dazu jene Züge in diesem Bilde gewählt werden, welche wohl am meisten zu dem erhebenden sittlichen Eindruck beitragen, den dasselbe auf jeden Beschauer machen muß. Einmal können diese Briefe als schönste Beweise echt deutscher Wissenschaftlichkeit gelten. Denn es ist wohl nicht eine selbstlobende Täuschung, der deutschen Wissenschaft vor derjenigen der Franzosen, Italiener, Engländer, gewisse Vorzüge einzuräumen: nämlich die edle objectivistische Hingabe an die Sache, den reinen Eifer für die ganze Wahrheit und nur für die Wahrheit, und die nüchterne Gründlichkeit der Methode. Es soll nicht geleugnet werden, daß im Mittelalter die nationalen Unterschiede vor der Gleichartigkeit der christlich-scholastischen Bildung zurücktraten und eine Eigenthümlichkeit deutscher Wissenschaft sich nur schwer herausfühlen läßt. Ebenso wenig, daß heutzutage auch bei Gelehrten anderer Nationen sich in zahlreichen Fällen die obengerühmten Eigenschaften finden. Allein abgesehen davon, daß hierin die deutsche Wissenschaft vielfach Muster gewesen ist, finden wir in den Geisteswissenschaften, welche subjectiven Neigungen und Vorurtheilen am meisten Versuchung gewähren, also z. B. in Geschichte, Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte, Statswissenschaft, Philosophie bei den andern Völkern nur als Ausnahme jene unparteiische Objectivität, welche bei uns umgekehrt doch die Regel bildet. Ein schlagendes Beispiel bietet hier die kirchliche und politische Geschichte des frühern Mittelalters. Wer kann leugnen, daß auch deutsche Gelehrte vielfach ihre Vorliebe und Mißgunst zum Kanon der Quellenauslegung gemacht haben? Aber daneben steht denn doch, gottlob! die große Mehrzahl unabhängiger Forscher.

Umgekehrt bei den Franzosen. Die Geschichte der fränkischen Könige z. B. ist Gegenstand zahlreicher und verdienstvoller Arbeiten der französischen Forscher gewesen: aber auch nicht einer von ihnen hat bis auf den heutigen Tag von ungebührlichem Einfluß seiner politischen, religiösen, nationalen Parteistellung sich ganz frei machen können;

Boulainvilliers und Dubos, Montesquieu und Mably, Thierry und Guizot sind davon in gleicher Weise Zeugen. Diese edle objective selbstverleugnende Unparteilichkeit, diese rücksichtslose Versenkung in den Stoff, dieser reine Cultus der Wissenschaft um ihrer selbst willen, die wir als echt deutsche Eigenthümlichkeit bezeichneten, erscheint nun in den schönsten Formen bei Wilhelm von Humboldt. Die mit Welcker zumeist erörterten Gegenstände — griechisch-römische Archäologie — geben nicht gerade Veranlassung, die politische, religiöse ꝛc. Unparteilichkeit besonders zu bewähren. Wohl aber wird die Wurzel hiervon, die edelste wissenschaftliche Gesinnung wiederholt in ergreifender Weise dargelegt. So ist namentlich das über Creuzer und seine Methode öfters ausgesprochene Urtheil höchst bezeichnend. Humboldt vermißt an seinen Arbeiten die „Klarheit und Bestimmtheit“ (S. 80), er verlangt, daß man „nüchterner, gründlicher und, um mit einem Wort anzudeuten, worauf es ankommt, historischer zu Werke gehe“ (S. 101). Er gesteht, daß er, wenn er ein Werk wie die Creuzer'sche „Symbolik“ bearbeitete, „Forderungen machen würde, welche vermuthlich die Sache selbst zerstören würden“ (S. 100), wie er in liebenswürdiger Bescheidenheit die Strenge seiner kritischen Principien — der einzig richtigen — selbst tadelt. Er muß an Creuzer's Buch rügen „das ewige Häufen von Einzelheiten, oft ohne Athem dazwischen holen zu können, den Mangel einer lichtvollen Aufstellung von Resultaten“ (S. 60). Worin eigentlich diese unhistorische Ungründlichkeit, dieser Mangel einer verläßigen Darlegung der Resultate liege, spricht er S. 69 in goldenen Worten aus, in Worten, welche gerade heutzutage recht zu beherzigen sind von jedem Geschichtsforscher. Denn vielfach droht heute der deutschen Geschichtsforschung die Gefahr, ihre edelste Erbtugend einzubüßen: die ehrliche Gründlichkeit. Mit dem Bestreben, die Bücher der deutschen Gelehrten ihrer pedantischen, steifen Schwerfälligkeit entkleiden, sie den glatten Darstellungen französischer Schriftsteller näher führen, sie „populär“ machen

zu wollen, mit diesem an sich ganz berechtigten Bestreben verbindet sich die Gefahr, um des leichten Stiles willen die gewissenhafte Beweisführung aufzugeben, die ehrliche Unterscheidung des unzweifelhaft festen Resultats von mehr oder minder ungewissen Vermuthungen.*) Diese Darlegung der Beweise gibt freilich den deutschen Geschichtswerken gegenüber den eleganten, von keiner staubigen Anmerkung, von keinem Quellencitat beschwerten französischen Büchlein ein gar altväterisches Ansehen: und wer Gründlichkeit des Inhalts mit schöner, künstlerischer Form zu verbinden versteht — wohl ihm, er hat gewiß das höchste Ziel erreicht. Aber es sind zur Zeit nicht eben viele deutsche Gelehrte, von denen solches zu rühmen stände: und wenn wir zu wählen haben zwischen altväterischer Gründlichkeit und moderner Oberflächlichkeit bei höchster Eleganz, kann uns Deutschen diese Wahl nicht schwer werden. Insbesondere die Unterscheidung des objectiv Gegebenen und des subjectiv darin Gefundenen, freilich oft unbequem und den Fluß der Darstellung hemmend, soll man nie der eleganten Form zum Opfer bringen.**) Und dies ist, was Humboldt fordert, er, „der es mit jeder Untersuchung ehrlich meint“ (S. 69). Er sagt (S. 100): „Es wird bei Creuzer nicht immer für den Zweifler hinlänglich geschieden, was wirklich dasteht und was in dem Dastehenden gefunden wird. Das Erste macht, daß ich nicht immer genau weiß, was gemeint, das Zweite, daß mir nicht deutlich wird, ob das Gemeinte wirklich bewiesen ist. Ich würde daher einen viel ruhigeren Gang, ein einfacheres Auseinanderlegen des Einzelnen, ein genaueres und mehr die Ueberzeugung herbeinöthigendes

*) So schrieb ich vor mehr als zwanzig Jahren! — Damit vergleiche man Dahn, über neuere Darstellungen der ältesten deutschen Geschichte: „im neuen Reich“ 1881 (Bausteine IV.): mich selber überrascht diese völlig ungeahnte Wiederholung.

**) Ich hatte 1881 völlig vergessen, daß ich dies vor Jahrzehnten wörtlich ebenso geschrieben.

Bestimmen der wahren geschichtlichen Thatsache wünschen." *) Er tadelt (S. 62) die Krankheit der Zeit, „auffallende, bisher unerhörte Resultate aufstellen zu wollen und sie auf isolirte Thatsachen zu gründen, da doch gerade der jetzige Zustand der Wissenschaft und Literatur es beinahe unverzeihlich macht, nicht alles zusammenzunehmen, worauf sich eine Untersuchung gründen läßt". Insbesondere gegen zu eilfertige etymologische Beweisführung richtet sich seine kritische Umsicht (S. 62. 76). Alles Subjectivistische im Forscher, alle Sucht zu glänzen, jede Auffassung der Wissenschaft, wodurch diese, anstatt idealer Selbstzweck zu bleiben, zum Mittel für irgendein Anderes würde, ist ihm fern. Er warnt auch vor dem Uebereifer, alles und jedes erklären zu wollen; in edler Scheu vor der Keuschheit des wissenschaftlichen Objects warnt er vor der ungestümen Vergewaltigung, welche um jeden Preis eine Deutung erzwingen will (S. 105): „Mich dünkt, der Geschichtschreiber hat nur da die Pflicht zu erklären, wo er Spuren höchst wahrscheinlicher Erklärung ungezwungen vorfindet. Sonst läßt er die Erscheinung unerklärt. Nach solchen Spuren suchen muß er: aber finden muß er nicht gerade: denn es kann ja unmöglich sein. Daraus aber, daß man suchen muß und nichts anderes findet — woraus doch noch nicht folgt, daß nichts anderes überhaupt zu finden sei — folgt wahrlich noch nicht, daß das Gefundene auch nur der Wahrheit nahe kommt." Am schönsten ist seine ideale Auffassung der Wissenschaft in ihrer absoluten Bedeutung für das Leben des Menschen ausgesprochen in einem Brief, in welchem er eine anscheinend überschwängliche Aeußerung erklärt, die er über den aus dem Studium des Indischen, zunächst der „Bhagavad Gita", geschöpften Genuß gethan. Er sagt (S. 109): „Alles wahre Erkennen und Wissen muß doch am Ende darauf hinausgehen, das zu erreichen, was der Mensch seinem Vermögen,

*) Anderswo fordert er: „daß in dem Resultat die Grade der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmt unterschieden werden".

das Universum zu erfassen und selbst mit umzuschaffen, nach, wirklich ist. Die Kraft und Begeisterung des Seins werden aber nicht eigentlich verstärkt und entzündet durch etwas, was sich blos erkennen und begreifen läßt, sondern nur durch die Anschauung dessen, was der Mensch schon einmal gewesen ist und das Erahnen dessen, was er sein kann. Darum ist, wenn man alle Mittelzwecke vergißt und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erweiterung der Erkenntniß nur wahre Erweiterung des Daseins und diese ist auf historischem Wege nur durch Anschauen gewesenen Daseins möglich. Insofern nur das Studium einer wichtigen Originalsprache allein dies Anschauen in einiger Vollständigkeit gewähren kann, nenne ich eine darin gemachte größere Erfahrung, wie z. B. das Lesen der „Bhagavad Gita“, ein so wichtiges Lebensmoment, daß man sich Glück wünschen kann, das noch, ehe man hinweggeht, erreicht zu haben. Insofern man immer eine stille Sehnsucht in der Sele nährt, die verschiedenen Arten, in welchen sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüth groß zeigen, selbst angeschaut und gefühlt zu haben, so ist ein Theil dieser Sehnsucht gestillt und eine Beruhigung für das Hinaustreten erlangt. Denn wenn ich mir denke, wie man wohl, ohne ekle und mir sehr fremde Sattheit am Leben, auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier so vollendet zu haben denken kann, daß man nicht voraussieht, daß leicht etwas hinzukommen könnte, so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens — denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt — aber wohl dadurch, daß jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist, wo nun jede neue Beschäftigung gleichsam nur eine Wiederholung sein würde. Nur also was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu

bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betracht kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Außerwesentlichen und wird, wenn man den ernsten Gedanken des Todes faßt, so bis zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert."

Wie schön werden in diesen Worten Wissenschaft und Leben mit dem höchsten menschlichen Maßstab gemessen: wie werden hier die sittlichen und intelligibeln Strebungen des Menschen in innigste Wechselwirkung gebracht! In der That: wenn einerseits Humboldt von seiner edeln sittlichen Natur zu jener hohen Auffassung von Wissenschaft geführt wurde, so hat andererseits die Wissenschaft, so aufgefaßt, das Sittliche in ihm gehoben und jene eigenthümliche Idealität, jene höchste Freiheit des Menschlichen in ihm ausgebildet, welche auch in diesen Briefen so gewinnend zu uns redet. Die höchste edelste Bildung des Geistes ist es, welche auch sittlich die höchsten Anforderungen an sich selbst stellen — und sie erfüllen lehrt. In diesem Sinne fordert er (S. 4) die Ueberwindung der individuellen Naturanlage durch die allgemein-menschliche Großheit der Anschauung: „Naturen, die . . . nicht über einen gewissen Kreis gehen, sind wirklich einer Empfindung nur immer in dem Grade fähig, in dem sie auch für die entgegengesetzte Sinn haben.

Man muß höher und wahrhaft ins Idealische übergehen, um, frei von solchen Dichotomien, das böse Princip gleichsam ganz vom guten verschlingen zu lassen. Aber damit ist selten rechte Kraft und oft ein Grad sehr verdammenswürdigen Leichtsinns verbunden, und es mag also immer darauf ankommen, was das Beste genannt zu werden verdient." Dieser Zusatz ist wieder charakteristisch für einen andern Zug des Humboldt'schen Wesens, der als die schönste Frucht edler Bildung erscheint: nämlich die Freiheit von aller dogmatischen Rechthaberei, das willige Geständniß, daß auch sein Urtheil kein objectiver Kanon, keine

für alle bindende Norm sei*): es ist das jene Gesinnung, in der er (S. 16) ausspricht: „Mir bleibt immer für mich und andere die Demuth die erste Tugend. Ohne sie gibt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Einsamkeit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem Himmel mehr.“ Und die methodische Genauigkeit seiner Wissenschaft überträgt er denn auch völlig in das Gebiet des Praktisch-Moralischen: auch hier begegnet uns überall jene strenge, ängstliche, nichts gering achtende Akribie. So kann er dem Freunde Welcker nicht nachdrücklich genug einschärfen, einem Brief, der in Sachen des portofreien Kunstvereins, dem Humboldt vorsteht, gewechselt werde, „nie auch nur ein Wort, das nicht unmittelbar den Verein betrifft, hinzuzufügen“ (S. 152, 130). Als Welcker wegen seiner deutschen Gesinnung mit einem seiner Collegen an der Hochschule zu Gießen in Collision und deßhalb auch mit seinen Vorgesetzten in unangenehme Conflicte gerieth, in Folge deren „ein verweisendes Rescript erging, das nur die unlautersten Absichten eingeben konnten“ (S. 30) erklärte Humboldt sich völlig mit den Schritten des Freundes einverstanden: „Daß Sie auf dieses etwas Anderes thun als Ihren Abschied nehmen, dafür kann ich nicht stimmen,“ schreibt er ihm (ebendas.). Und als drei Jahre darauf infolge einer Denunciation desselben Collegen bei Welcker eine nächtliche Haussuchung unter den rohesten Formen vorgenommen wurde, schrieb ihm Humboldt, der damals (1819) preußischer Bundestagsgesandter war: „Was meine und meiner Frau Briefe betrifft, so ist es uns beiden lieb, daß man darin Beweise der Gesinnungen finden wird, welche uns Ihr Charakter, Ihre uns bekannte Handelsweise, Ihre Beschäftigungen und Ihre Gesinnungen gegen uns eingeflößt haben“ (S. 46). Und ebenso wie seine Freundschaft zu

*) So sagt er an einer andern Stelle, daß von dem Freund „seine Urtheile nicht dogmatisch zu verstehen seien, nicht als sei es wirklich so, er spreche darin nur aus, wie es ihm scheine.“

Welcker tritt das durchaus ideale Verhältniß zu seiner Frau in den schönsten Zügen hervor. (Vergl. S. 17—19, S. 148.)

Aber auch abgesehen von den reichen Beiträgen, welche die Briefe zu dem Bilde ihres Verfassers gewähren, enthalten sie eine Fülle von interessanten Bemerkungen, insbesondere über Sprachstudium und Urgeschichte der Völker.*) So seine Unterscheidung zwischen solchen Sprachen, welche nur erst die Materie des Denkens auszudrücken vermögen (z. B. die amerikanischen), von solchen, welche vermöge ihrer grammatischen Bildung das formale Denken zu befördern im Stande sind (S. 54); erst das Sanskrit steht ihm auf dieser Stufe. Aber zwischen diesem und dem Griechischen liegt ihm wieder eine Kluft: er hält das Sanskrit nicht für den vollendeten Ideengebrauch fähig: als Zeichen und Resultat von diesem betrachtet er die ausgebildete Prosa, wie er sie keiner ältern als der griechischen Sprache beimißt. Er ist weit entfernt von allem einseitigen Stockphilologenthum: er faßt die Sprache vor allem als wichtigstes Erkennungsmittel des Nationalcharakters (S. 109): „Dies gerade, daß man die Nation selber hört, halte ich für den höchsten, vielleicht einzigen Nutzen und Reiz des Studiums von Sprachen, unabhängig von den Zwecken dadurch sonst zu erreichender Einsichten oder Notizen," und er hebt hervor, wie gerade mit dem Alter einer Nation der Werth ihrer Sprache als Erkenntnißmittel steigt. Seiner tiefen auf das Wesen des Menschen wie auf das Wesen der Sprache gebauten Auffassung von der Bedeutung der Sprache, seiner feinfühligen Begabung für die Geheimnisse des Sprachtriebes und seiner Entfaltungsgesetze ist die gewöhnliche mechanische Auffassung der Sprache ein Hinderniß

*) Interessante Erörterungen über Epos und Drama (S. 120 und 132), über Schiller (S. 120, 121). Das letzte Wort des letzten Briefes (8. Mai 1830) lautet: „Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird." Das ist besser geworden seit 30 Jahren! (Und wieder schlechter seit 25 Jahren! 1881.)

und ein Aergerniß zugleich (S. 114): „Bei allen Arbeiten über die Sprache habe ich in meiner Ansicht damit zu kämpfen, daß nur sehr wenige Menschen auch nur im Allerallgemeinsten das Gefühl von der Sprache haben, bei dem diese (meine) Ansicht allein Ueberzeugung gewähren kann. Die ganz gewöhnlichen Ideen, daß die Sprache ein Werkzeug, ein Mittel ist, die Worte gleichgültige Zeichen, die Grammatik eine Einrichtung, die, welche Vorzüge oder Mängel sie habe, sich doch am Ende immer mit gleichem Fortgang gebrauchen lasse, die Verschiedenheit der Sprachen ein Hinderniß, dessen Hinwegräumung man wünschen müsse, wäre es auch nur dadurch, daß alle lateinisch oder französisch schrieben, das Studium der Sprachen blos in Beziehung auf das in ihnen Geschriebene Wichtigkeit habe ꝛc. sind eigentlich . . . die herrschenden. Dieser von gänzlicher Stumpfheit gegen das echte Sprachgefühl ausgehenden Ansicht ist alles spitzfindig oder schwärmerisch, was über die wahre Natur der Sprache auch noch so überdacht . . . noch so nüchtern gesagt wird.“

Diese seine Auffassung der Sprache hängt nun auch zusammen mit seiner Neigung zur Urgeschichte, welche ihn im Jahre 1821 zum Studium des Sanskrit führte. Er liebt es, die Völker in jener Urzeit zu belauschen, da sie (S. 47) „noch mehr der Natur selbst gleich sind, noch frei von allem Kleinlichen und Willkürlichen, was das individuelle Leben hinzufügt.“ Dabei ist er aber sehr fern von jener unkritischen schwärmerischen Tendenz, „welche einen über alle uns bekannten Zustände sich erhebenden Paradiesesurstand annimmt; dieser Tendenz kann man nicht streng genug ihre Beweise abfordern“ (S. 73). Aber er findet „den großen Reiz des Alterthums darin, daß eine Schrift aus classischer Zeit nicht mehr Gedanken eines einzelnen, sondern einer Nation, eines Zeitalters scheint: und der Mensch will doch immer auf der breiten Basis der Menschheit ruhen, nicht ohne geheime Ahnung, daß in dieser unmittelbar die Gottheit liegt.“

Am klarsten aber findet er nun diese Spuren des Göttlichen in der hellenischen Welt. Es ist merkwürdig, auch in einem so großen Geist die Gewalt individueller Vorliebe in ihrem Einfluß auf das vergleichende Urtheil zu beobachten, und es ist lehrreich, aus den Aeußerungen Humboldt's, des Freundes von Schiller und Goethe, die ganze Stärke jener hellenisirenden Richtung, welche unsere Literaturblüthe im Anfang dieses Jahrhunderts, welche die Anschauungen der wichtigsten damaligen Bildungskreise kennzeichnete, auf das mächtigste hervorbrechen zu sehen; es bleibt dies merkwürdig und lehrreich, wenn wir uns auch heutzutage, gerade durch das Verdienst jener Zeit, in vielen Dingen einer minder im Hellenenthum befangenen, einer dem Vaterländischen mehr gerecht gewordenen Anschauung getrösten. So schreibt Humboldt im Jahre 1819: „Was man auch sagen mag, außer dem kleinen hellenischen Kreis ist doch alles barbarisch. Mag auch alles Griechische nur im Orient seine Wurzel finden, allein in Griechenland immer ist die menschliche Form hervorgegangen . . . so wie gewiß auch der Mensch selbst seine Wurzel in der ganzen Natur hat . . . aber doch nur in dem menschlichen Antlitz allein die gottähnliche Gestalt gewonnen hat. Es mögen tiefe Weisheit, große Systeme im Staube des Orients begraben liegen, aber es ist immer nur Materie; die schöne Form, die Grazie und der Geschmack wurden doch nur in Griechenland geboren und werden seitdem nur kümmerlich und mühselig in schwachen Nachklängen erhalten . . . Ueber jenen radicalen Unterschied des Griechischen . . . von allem Andern, auch Altdeutschem, und wie man es nennen mag, wünschte ich, daß einmal jemand recht ordentlich und zur wahren Sicherstellung des Einen unumstößlichen Satzes, daß alles nicht Griechische mit vollem Recht barbarisch heißt, schriebe." Nun, es käme eben auf die Definition des Begriffs des „Barbarischen" an, und wenn er (S. 134) hofft, „Gelegenheit zu finden, es einmal recht ordentlich zu sagen, daß die griechische Sprache und das griechische Alterthum

das Vorzüglichste bleiben, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat," so leuchtet auch hier die Heftigkeit einer angefochtenen Vorliebe in dem streitfertigen Ausdruck deutlich hervor. Er bezeichnet übrigens selbst diesen exclusiven Hellenismus als eine „Idiosynkrasie" (S. 101) an einer Stelle, welche den Grund des Vorzugs, den er dem Hellenischen vindicirt, in dem obenangedeuteten Sinne ausspricht: er fühlt im Hellenenthum die Grenzberührung des Göttlichen mit dem Menschlichen am deutlichsten heraus. „Ich habe," sagt er, „eine entschiedene Abneigung gegen alle Einmischung und allen Parallelismus (!) unserer, d. h. der deutschen und nordischen Märchen, Volkssagen, Legenden mit den griechischen. Ich finde in den griechischen . . . eine solche Zartheit, Lieblichkeit, ja ich möchte sagen Göttlichkeit, daß mir schon die Erinnerung an unsere dabei wie eine Beimischung roher Metalle zu edlen erscheint . . . Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharata, der Nibelungen sagen mag . . . so fehlt ihm immer gerade das Eine, worin der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffscatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit — was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist — geben würden als irgend etwas von einem andern Volke." Wahrlich, ein starker Ausdruck einer starken Empfindung! Aber was Humboldt selbst eine Idiosynkrasie genannt hat, wollen wir nicht mit Gründen bestreiten: derselbe Mann, der dies geschrieben, weiß recht wohl, daß das Göttliche in der Menschheit in allen ihren Nationen erscheint, nicht nur in Einem auserwählten Volke sich offenbart, daß die Gemeinsamkeit der Menschengattung vergleichende Völkergeschichte, vergleichende Sprach- und

Religionsgeschichte rechtfertigt, ja fordert und daß insbesondere bei den einer gemeinsamen Rasse angehörigen Hellenen und Germanen ein „Parellelismus" germanischer und hellenischer Mythen mit Fug angenommen wird.

Uebrigens wurde Humboldt durch diesen seinen Hellenismus dem Gefühl für sein Volk nicht entfremdet. Als er zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands unter der Gewaltherrschaft Napoleon's I. im Jahre 1808 von Rom in's Vaterland zurückkehrte, wurde ihm zwar der Abschied von „Vatican und Aventin" begreiflicherweise schwer genug. Gleichwohl schreibt er (S. 6): „Dabei gehe ich doch nicht ohne Interesse und nicht ohne Liebe nach Deutschland. Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele und es mischt sich in meine Liebe sogar ein Materialismus ein, der die Gefühle manchmal weniger rein und edel, aber darum nur stärker und kräftiger macht. Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran, und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dieses Unglück Motiv werden sollte, für die Einzelnen muthiger zu streben, für Alle, sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre und möchte dazu beitragen, sie zu verbreiten."

Wahrlich, es ist nur Humboldt'sche „Demuth", welche von dem „Materialismus" der Vaterlandsliebe, der sie praktisch und thatkräftig macht, fürchtet, er mache diese Gefühle „weniger rein und edel". Vielmehr schließen wir mit diesen Worten, weil wir eine solche Vaterlandsliebe für das Reinste und Edelste halten in Wilhelm von Humboldt wie in jedem Manne.

Nochmal zur Märchendichtung.*)

Wenn Victor Blüthgen mehr in der Weise Andersen's einzelne Situationen novellenartig dialogisirend und episch breit ausmalt, so hat der Verfasser dieser Märchen mehr in der Weise Richard Leander's und des deutschen Volksmärchens ein rasches Aufeinander von Phantasiebildern zu gestalten versucht. Obgleich diese Erzählungen zunächst nur für Erwachsene bestimmt sind, findet doch auch die kindliche Phantasie zuweilen mehr Ergötzen an einem kaleidoskopischen Bilderreichthum, als an der mehr epischen Art eines Andersen. Allerdings hat dies Gefahren für die Composition. Und freilich sind solche Märchen deßhalb noch keineswegs für Kinder zu empfehlen, wenn man auch einen pädagogischen Standpunct vertritt, der eine Erhitzung der kindlichen Phantasie überhaupt für zuträglich hält oder der es verwirft, daß man der Phantasie ein buntes Bild bietet und dabei zugleich durch die „Moral" einer Fabel die Phantasie abkühlt. Der Verfasser wollte wohl nicht so fast Fabeln, als symbolische Dichtungen schaffen, deren abstracteren Gedankenkern nur der Denkende versteht, während das Kind lediglich eine reiche Fülle von Bildern sieht, die es weiter zu deuten nicht im Stande ist. Es wurde hier hin und wieder auch versucht, im Sinne unserer Volksmärchen „Mythen" zu schaffen, als Symbole für Naturerscheinungen und für das menschliche Dasein. Das Bild soll dann zugleich einen bestimmten Gedanken decken, und als Bild an sich unterhalten. Der Gattung nach erinnern diese Märchen etwa an Goethe's „Legende" (Paria). Man

*) Märchen von Wolfgang Kirchbach mit Zeichnungen von Frank Kirchbach. Dresden 1879.

kann vielleicht in einzelnen derselben Rückfälle in romantische Principien und Neigungen sehen — indeß das trifft nur theilweise zu, abgesehen davon, daß die Ironie an sich nicht zu den Untugenden der Romantiker gehörte, sondern im Princip von Sokrates ab bis auf Shakespeare ꝛc. von gar vielen tiefer Denkenden gehandhabt worden ist. Es ist eine falsche Forderung, daß man an ein Märchen „glauben“ solle; im Gegentheil, Kinder und Erwachsene ergotzen sich erst dann wahrhaft, wenn sie sich im Stillen sagen können, daß Alles Erzeugniß des Menschengeistes und der Phantasie ist.

Im Ganzen verdienen diese Märchen von reich sprudelnder Phantasie in ihrer Eigenart neben denen von Andersen, Leander, Blüthgen jedenfalls Beachtung und Anerkennung. Die Gefahr für das Talent des Verfassers liegt in dem Mangel fester Gestaltung, scharf umrißner Composition: aber nicht unbewußt, mit Ueberlegung wandelt er auf diesen Pfaden, auf denen er manche „blaue Blume“ lauschen weiß.

Das bairische Hochland.

Es ist immer eine Freude, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt. Manchmal macht sich ein guter Kopf an eine schlechte Aufgabe, manchmal ein schlechter Kopf an eine gute Aufgabe; beides ist gleich betrübsam. Um so erfreulicher dagegen ist es, wenn eine offenbare Lücke von dem berufensten Arbeiter ausgefüllt wird. Und das ist geschehen durch „Das bairische Hochland. Von Ludwig Steub“. (1860) Wirklich fehlte es bisher an einem Buch, welches den Wanderer in unser schönes

bairisches Bergland als ein unterrichtender und doch nicht beschwerlicher Begleiter geführt, der zu erzählen und zu verschweigen, zu belehren und zu unterhalten gewußt hätte. Und von Jahr zu Jahr stieg das Bedürfniß nach einem solchen Weggesellen: denn wenn wir Eingeborene, sei es aus alter Bekanntschaft, sei es aus einem bei rohen Völkerschaften nicht seltenen Instinct uns so ziemlich in unsern und unserer Bauern Bergen, ihrer Natur, ihrer Geschichte, ihrem Gruppencharakter zurecht finden mochten — es kommen ja jetzt von Jahr zu Jahr immer häufiger die Schwärme unserer civilisirten Brüder und Schwestern aus Norddeutschland zu uns gewandert: und wenn diese auch nach ihrer gütigen Einsicht in den natürlichen Abstand zwischen ihrer und unserer Bildung, ja die besonders Freundlichen bei ihrem Zugeständniß sogar unserer geringern Anlagen, herabgestimmte Anforderungen an unsere Leistungen auf dem Gebiet des Geistigen stellen, so müßte es doch selbst solcher Nachsicht allmählich als eine Schande bedünken, daß sich noch keiner der Söhne Bajuvariens zu der Höhe eines gebildeten Wegweisers für unsere überlegenen Gäste erschwungen. Zwar freilich hat ein gar trefflicher, zu früh verstorbener und zu wenig gekannter Mann, der wackere Joseph Lentner,*) schon vor fünfzehn Jahren das ganze Baierland topographisch und ethnographisch inventarisirt. Er vereinte mit einer lebendigen malerischen und dichterischen Phantasie eine große Findigkeit für ethnographische Eigenthümlichkeiten, einen scharfen Blick für die feinsten Charakterzüge unsers Volks mit wohlwollendem Humor und freier Gesinnung. Viele Jahre lang bereiste er im Auftrag des damaligen Kronprinzen, jetzigen (1860) Königs Max, Ober- und Niederbaiern und Schwaben und lernte so durch unermüdlichen Eifer und durch große Geschicklichkeit im Verkehr mit allen Geschlechtern, Altersstufen und Ständen des Volks den ganzen weiten Kreis bäuerlichen, marktlichen, kleinstädtlichen Volkslebens in Altbaiern in einem Grade kennen,

*) Siehe oben S. 20 f.

der vielleicht nur von unserm großen Schmeller übertroffen wurde. Leider entraffte ihn der Tod, ehe die umfassenden von ihm gesammelten Materialien zur Veröffentlichung reif gearbeitet waren; doch sind dieselben nicht ganz verloren: sie bilden zum Theil die Grundlage der ethnographischen Schilderungen, welche der erste Halbband der „Bavaria“ über Oberbaiern mitgetheilt hat.

Vielfach erinnert nun an Lentner sein Genosse Ludwig Steub, der uns die Abschweifung von seinem Buch zu Ehren und Lob des verstorbenen Freundes gewiß gern zu gute halten wird. Steub hat vielleicht nicht die reiche poetische Ader Lentner's, aber er übertrifft ihn weitaus an schlagendem Witz und mehr ironischem als billigendem Humor. Schon die frühern Schriften des Verfassers bekundeten diese Vorzüge neben einer feinen Beobachtungsgabe und einer vollendeten Herrschaft über die Sprache. Seine „Bilder aus Griechenland“ (2 Bde., Leipzig 1841) und die „Novellen und Schilderungen“ (Stuttgart 1853) haben auch nördlich vom Thüringerwald verdienten Beifall gefunden, obwohl, wie der Verfasser klagt, der Ruhm bajuvarischer Talente nicht leicht über die Scheidewand dringt, welche Cherusker und Chatten schon zu Tacitus' Zeiten trennte. Es muß übrigens dem Studium der Ethnographen überlassen bleiben, die sonderbare Thatsache zu erklären, daß im Gegentheil die literarischen Größen unserer ingävonischen Brüder sich bei uns im Süden leicht und bald würdige Anerkennung erwerben: es soll nur eine schüchterne Vermuthung, beileibe keine Erklärung sein, wenn ich mir einbilde, nicht nur die Buchhändler, auch die Autoren von Norddeutschland übertreffen uns bei weitem an rühriger Betriebsamkeit und an jener gruppenweisen Unterstützung sub clausula reciproci, welcher für die außer der Gruppe stehenden ein so beneidenswerthes Schauspiel ist. Aber zurück zu unserm Steub. Mit den erörterten ästhetischen Vorzügen vereinte sich eine auf genauester Kenntniß beruhende beißende Satire

auf unsere Bureaukratie, unsere Kleinstaterei, unsere politische Unmännlichkeit und viele andere schöne Dinge, um seinem Roman „Deutsche Träume" einen bedeutenden Werth zu sichern: sowohl der Scherz des köstlichsten Humors als der Ernst eines edeln, wehmuthvollen Patriotismus zeichnen ihn aus. Wenn der Erfolg nicht ganz entsprach, so mag die Schuld daran einer oder der andere Mangel in dem Plan und der Führung der Fabel und eine etwas eintönige und ungünstige Charakteristik der weiblichen Figuren getragen haben. Es war nun aber ein äußerst glücklicher Griff, daß sich Steub zu einer topographisch-ethnographisch-historischen Schilderung unsers Hochlands in anmuthigster Darstellung entschloß. Er brachte zu dieser Arbeit außer den bereits erwähnten Eigenschaften die wichtigste Voraussetzung mit: eine genaue Kenntniß von Land und Leuten auf Grund ausgedehnter, sprachlicher, geschichtlicher und ethnographischer Studien. Dabei ist er, was für die Wahrheit seiner Schilderung und die Richtigkeit seines Urtheils schwer ins Gewicht fällt, völlig frei von dem zweideutigen Talent so vieler berühmter und nicht berühmter Ethnographen und Culturhistoriker, alles und jegliches, Sitte und Unsitte, Sinniges und Unsinniges, Gemüthliches und Rohes in dem Land und Volk, daß sie schildern, ganz allerliebst und völlig in der Ordnung zu finden: für solche ethnographische Schönfärber sind die Verhandlungen unserer Schwurgerichte und die Ergebnisse unserer Criminalstatistik Quellen, die sie den „Pedanten" überlassen.

Steub kennt die Schattenseiten in unserm Volkscharakter, die dumpfe Rohheit und Selbstsucht des Bauernlebens und andere traurige Folgen der Anti-Reformation des XVII. Jahrhunderts: und er verschweigt sie nicht: man hat also bei seinem Buch den seltenen Vortheil, die Leute kennen zu lernen nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind. Er theilt das ganze Gebiet seiner Schilderung in Osterland und Westerland. Das Osterland gliedert sich wieder in die Gruppe zwischen

Isar und Inn, welche wir zuerst auf der Eisenbahn von München nach Kufstein durchfliegen und dann in ihren reizvollen Thalgebilden von Tölz, Lenggries, Schliersee, Miesbach und dem Gebiet der Leizach kennen lernen. Das Land zwischen Inn und Salzach bildet die andere Hälfte des Osterlandes. Hier führt uns die Eisenbahn von Rosenheim nach Traunstein und wir besuchen dann die Ufer und Inseln des herrlichen Chiemsees, Seon und seine Umgebung, die Thäler im Süden des Chiemsees und das jetzt soviel bepilgerte „Gelobte Land" von Reichenhall und Berchtesgaden. Im Westerland zwischen Isar und Lech lockt vor allem das an die italienischen Seen erinnernde festliche Becken des Starnbergersees. Von da wandern wir nach Benedictbeuren und Mittenwald oder über Weilheim nach Partenkirchen und dem Ammergau mit seinem Passionsspiel, dessen Beschreibung kaum noch ein schreiendes Bedürfniß heißen kann. Den Schluß bildet die Darstellung der Puncte Fürstenfeldbruck, Grafrath, Greifenberg, Andechs, Dießen, Wessobrunn, Peißenberg, Steingaden und — last not least, — das romantische Hohenschwangau. Gleichsam die Ouverture zu dem Ganzen giebt eine Einleitung, welche einen Blick über die geistige und leibliche Physiognomie unsers Bergvolks und eine Schilderung von Tracht, Lebensweise, Sitte, Sage und Aberglaube des Bauerthums gewährt. Wir wissen in der That nicht, welcher von den vielen Vorzügen des liebenswürdigen Buchs als der wesentlichste zu loben wäre. Meisterhafte Natur- und Landschaftschilderungen wechseln mit interessanten und poetisch entworfenen historischen Bildern: die Subjectivität des Verfassers unterbricht häufig, bald mit ernstern Klängen, bald mit echtestem Humor, aber niemals störend den Verlauf der objectiven Darstellung und es liegt hier der seltene Fall vor, daß die Kritik an einem ganzen Buch höchstens kleine Berichtigungen im einzelnen anzudeuten, besonders vielleicht manche Auslassungen zu beklagen, aber keine einzige wesentliche Ausstellung zu machen wüßte. In der That ist seit

langer Zeit keine literarische Erscheinung mit so allerübereinstimmender Freude aller Leser, der kritischen und der harmlosen, aufgenommen worden; die Schilderung fesselt besonders jeden, der ihren Gegenstand kennt, vom Anfang bis zum Ende nicht mehr loslassend; kurz es ist eins von den seltenen Büchern, an denen man nur das Eine zu tadeln weiß, daß sie zu kurz sind.

„Wanderungen im bairischen Gebirge."*)

Nicht leicht hat in den letzten Jahren eine literarische Erscheinung so allgemeinen und lebhaften Beifall gefunden wie Steub's eben besprochenes liebenswürdiges Buch vom „Bairischen Hochland". Der eigenthümliche Reiz desselben lag zu gleichen Theilen in seinem Inhalt wie in seiner Form. Denn diese lose und doch gerade in ihrer Ungezwungenheit anziehende Verbindung von Landschaftsschilderungen, historischen Erinnerungen, ethnographischen Darstellungen des gegenwärtigen Treibens in Markt und Kleinstadt und des bäuerlichen Lebens in Sitte und Sage, in Tracht und Wohnung neben den häufigen Excursen auf das Gebiet literarischer und politischer Streitfragen unserer Tage, diese originelle Mischung des Inhalts war (ein großes und seltenes Lob in unserer an Wiederholungen so schwer leidenden Epigonenzeit) in der That ein erfreulich überraschendes Novum. Dazu kam, daß der Gegenstand dieser Beschreibungen zur Zeit gerade auch in dem „gebildeten" oder, wie neuerlich in einem freundlichen berliner Blatt zu lesen stand, dem „eigentlichen" Deutschland, d. h.

*) Von Ludwig Steub. (München, 1862.)

in den schönen Sand-Gegenden nördlich vom Thüringerwald, eine beliebte Modesache geworden war. Seitdem unsere preußischen Oberbrüder — denn sie schlechtweg Brüder zu nennen, möchten sie uns billig verdenken — oder vielmehr ihre Aerzte, Tölz und Reichenhall entdeckt haben, finden es die Geheimräthe, Landräthe und die Bankiers Alten wie Neuen Bundes sehr behaglich, sich in Baiern, diesem „Winkel politischer Finsterniß", in alljährlicher Sommerfrische etwas „auszupusten" wie von dem Staub der Friedrichsstraße und der Linden so von der Anstrengung, die es ihnen natürlich verursacht, alle Jahre elf Monate unter den Auspicien des Ministeriums Mühler an der Spitze der deutschen Intelligenz und Freiheit zu marschiren. Kurz, seit mehr als einem Lustrum sind, zwar nicht wir dummen Baiern, die unverbesserlichen Knechte der Kirche und der Despotie, aber wohl unsere grünen Halden und blauen Bergseen, unsere stolzen Berge und unsere billigen Landwirthshäuser gerecht erfunden worden vor den Augen unserer hegemonischen Vettern an der Spree. Unter solchen Umständen mußte das Steub'sche Buch schon seinem Gegenstand nach die für gewöhnlich nur ziemlich eng gezogenen Grenzen des Marktes süddeutscher Literatur überschreiten. Solcher Ehre war es aber besonders würdig und fähig durch seine Form: die meisterhafte Beherrschung der Sprache und ein ganz eigenartiger Humor der Darstellung bilden das geistige Band, welches die allerdings nur locker verbundenen und manchfaltigen Elemente des Buches einheitlich zusammenschließt: und jene Sprachmeisterschaft und dieser Humor sind es wohl auch, welche, in allen Arbeiten Steub's wiederkehrend, ihm die bleibende Bedeutung auch in der volksthümlichen Literatur sichern; einen Ehrenplatz in der Wissenschaft hat er sich durch seine „rätische Ethnographie" gesichert. Wir haben in Deutschland so wenig Ueberfluß an Humoristen, daß es sehr der Mühe lohnt, auf die Charakteristik eines der ersten unter ihnen einzugehen.

Dazu bietet auch das vorliegende Büchlein rege Veranlassung und reichen Stoff. Es ist, wie das Vorwort „dem bedrängten Lesepublikum", welches den Fall erleben muß, daß ein Autor binnen dritthalb Jahren zwei Producte des gleichen Themas veröffentlicht, begütigend erklärt, allmählig aus dem Material erwachsen, welches der Verfasser ursprünglich zum Behuf einer vermehrten Auflage seines „Hochland" zusammengetragen, aber zuletzt zur Einschiebung in eine solche zu massenhaft erfunden hatte. So entschloß er sich denn, ein eigenes Opusculum daraus zu machen: und in erfreulicher Weise schließt sich diese Ergänzung dem vorangehenden größeren Buch an, indem es bald Seitenpfade einschlägt, welche früher nicht, ohne von den Hauptrichtungen abzulenken, hatten verfolgt werden können, bald aüf seltener betretenen Steigen zu darum nicht minder reizvollen, versteckten Nebenthälern führt, bald zu schon vormals besuchten Stätten, deren Schönheiten oder Merkwürdigkeiten nicht zu erschöpfen, mit anhänglicher Liebe wiederkehrt, auf alten Fluren neue Blumen pflückend. Zuerst wandern wir — wenn es diesen poetischen Namen verdient, in einem Eisenbahnwagen wie eine Medicin gelinde gerüttelt zu werden — von München nach Reichenhall durch das stattlich aufblühende Rosenheim, vorüber an dem neckischen Prien, wo man gegen alles internationale Recht den Zug ohne Warnungszeichen für die harmlos sich des Stationsbieres erfreuenden Passagiere abrollen zu lassen liebt — mit Abstechern nach Traunstein, Adelholzen, wo unsere Schwarzen seit unvordenklichen Zeiten baden — ohne den von den andern Landeskindern gewünschten Erfolg — nach dem Wiesenbach und dem Froschsee. — Die weitern Kapitel schildern den ganz unvergleichlichen Chiemsee und mein erinnerungsreiches Seebruck, das Bedaiun der Römer, sowie die Aufführung einer Bauerkomödie daselbst (die heilige Genoveva) und das Bad Seon. Darauf folgen Ausflüge nach südlicher Richtung von der München-Chiemseer-Route nach Audorf, Falkenstein und dem Peters-

berg, dann von Brannenburg über das Arzmos nach Bairisch-Zell, an den Spitzingsee und den Joschenberg, einen Ausläufer des Wendelsteins jenseit der Mangfall. Von da wenden wir uns zurück nach Benedictbeuern und suchen über Starnberg und das Thal der Würm den Heimweg nach der Hauptstadt.

In dem letzten Abschnitt behandelt Steub die schöne Sage, welche die Geburt Karl's des Großen in die Reismühle in dem poesievollen Würmthal verlegt. Es ist ein Verdienst des Verfassers, die einheimische Geschichte und Sage, für welche dermalen selbst unter den „Gebildeten" noch nicht der rechte Sinn und Eifer vorhanden, durch gefällige Darstellung populär zu machen, wie er dies in größerem Umfang in jenem Kapitel des „Hochland" unternommen, welches die Sage und den Mythos in Oberbaiern erörtert. So hat er auch diesmal bei dem Besuch im Kloster von Benedictbeuern die köstlichen „Carmina burana" zur Kenntniß so manchen Lesers gebracht, welcher sie in Schmellers Ausgabe von 1877 wohl niemals aufgesucht haben würde. Es sind aber diese „Carmina burana" meist lateinische Gedichte aus dem 13. Jahrhundert, welche man 1803 bei der Aufhebung des Klosters in einem alten Codex entdeckte, der unter besonderm Schlusse verwahrt und in dem Katalog der Klosterbibliothek nicht verzeichnet war. Es sind an zweihundert Lieder, die eine Hälfte ebenso entsetzenerregend als die andere lebenslustig. Neben Betrachtungen über Erdenleben und Jenseits, Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, Trauerliedern über Saladin's Siege und Aufrufen zum Kreuzzug finden sich hier Liebeslieder, welche soviel mehr an weltlichem Muthwillen als an klösterlicher Befangenheit leiden, daß der züchtige Schmeller manche Stellen hat gar nicht abdrucken lassen. Sehr ergetzlich ist unter anderm ein Weltgespräch zweier Damen, welche die eine die Liebe des Ritters, die andere die des — Mönches erheben und sich darüber so sehr ereifern, daß schließlich nur der Gott der Liebe selbst ihren Streit

schlichten kann: und zwar erklärt derselbe die Liebe des Mönchs als die in jedem Betracht sieghafte! Wir wollen die Schlußfolgerungen nicht ausführen, die sich aus diesem nicht katalogisirten Codex gegen die Glaubhaftigkeit von den vielen katalogisirten ziehen lassen würden, welche die Sittenstrenge des Klosters verherrlichen.

Etwa die Hälfte dieser Darstellung ist bereits in einzelnen Aufsätzen der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht worden. Sonderbarerweise hat man dem Verfasser wie andern solche Wiederholung verübeln wollen. Was? Hat man vergessen, in welcher Weise unsere Zeitungsleser ihren täglichen Dauerlauf durch die Spalten von einem halben Dutzend Blättern ausführen? Soll ein anständiger Autor sich die Mühe einer wirklichen geistigen Produktion dafür geben, daß ein moderner Zeitungsleser zwischen Schlafen und Wachen oder zum Kafe über seine Gedanken hindufelt, einmal darüber lacht oder sich ärgert, und dann in die Lethe damit auf ewig? Freilich, die meisten Zeitungsartikel politischer wie literarischer Natur haben keine größere Vitalität, keinen höhern Ehrgeiz und verdienen kein besseres Schicksal nach ihrem sachlichen Gehalt oder nach ihrer ästhetischen Form. Wo aber, wie bei diesen Steub'schen Aufsätzen, ganz abgesehen vom Inhalt, schon der Form die Weihe eines Kunstwerks aufgedrückt ist, da rechtfertigt sich vollständig die Aufbewahrung zu selbstständiger Existenz.*) Kein Mensch verdenkt es dem Lyriker, welcher seine Gedichte, nachdem sie in Zeitschriften einzeln erschienen, nochmals in einer Sammlung herausgiebt; warum soll für ein Kunstwerk in Prosa etwas anderes Rechtens sein?

Mit Absicht betonen wir den Ausdruck „Kunstwerk“ bei Steub's Schilderungen; denn ihre bleibende Bedeutung liegt in ihrer Form, welche sie von inhaltlich ähnlichen Reisebildern und ethnographischen Skizzen sehr wesentlich

*) Ganz abgesehen davon, daß sehr wesentliche Veränderungen hinzugekommen sind.

unterscheidet. Es ist keine leichte Aufgabe, die Eigenthümlichkeiten eines Menschen, so auch die eines literarischen Menschen, d. h. also eines Stils, so lebhaft wir sie empfinden mögen, in klaren Worten zu fixiren, und bei einem Humoristen wird das Problem wegen der Complicirtheit dieser ganzen ästhetischen Kategorie noch viel schwieriger. Es fällt uns nicht ein, es hier an dem Steub'schen „Charakterkopf“ — wie der modernste Terminus lauten würde — so im Vorübergehen lösen zu wollen. Nur die Bemerkung mag gestattet sein, daß die glänzende und eigenartige Wirkung seiner Sprache gewiß zum großen Theil in der concreten, lebendigen Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise liegt. Wer sich jemals auch nur oberflächlich mit der Geschichte der deutschen Sprache beschäftigt hat, empfindet nicht ohne Wehmuth, wie dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert an Frische, Farbe und — es giebt kein anderes Wort dafür — an Sinnlichkeit abnimmt: genau um ebenso viel, als sie an geistiger Ausdrucksfeinheit, an spitzer Abstractionsfähigkeit zunimmt, ein mit der Entwickelung des Geistes nothwendig verbundener und dessen Organ, die Sprache, wesentlich modificirender Proceß. So günstig nun diese wachsende Abstraction die Sprache für Politik, Recht, für die Wissenschaft überhaupt und ganz besonders für alle philosophische Wissenschaft geeigenschaftet hat, so nachtheilig ist diese Umgestaltung für alle unmittelbare Poesie, für die Lyrik und für die beschreibende Prosa; viel frischer hat sich z. B. die englische Sprache erhalten und hierin wurzelt ein Stück der Ueberlegenheit des englischen Romans gegenüber dem deutschen. Es ist nun interessant, in dem Stil Steub's zu verfolgen, mit welcher Sorgfalt er überall den abstracten, farblosen Ausdruck vermeidet, immer das concreteste und lebendigste Wort für seinen Gedanken sucht und dasselbe häufig in glücklichster Weise durch Wiederbelebung alter, noch lebensfähiger Formen oder auch in von sicherm Tact und correcter Schule geleiteter Neubildung findet. Beides, Tact und Schule, sind hierzu allerdings

ganz unerläßlich, wenn man nicht in die Gesuchtheit archaistischer Manier oder gar in die Blamage unrichtiger Sprachbildung verfallen soll; sind aber jene Voraussetzungen gegeben, so wird jeder Einsichtige nicht nur die günstige Wirkung solchen Bestrebens fühlen, sondern noch mehr das Verdienst desselben anerkennen.

Was nun die besondere Natur des Humors dieses Humoristen anlangt, so hätten wir darüber wohl noch manche Betrachtung auf dem Herzen, welche wir uns jedoch für eine andere Gelegenheit aufsparen. Nur Eins wollen wir noch andeuten: der Reiz, aber — leugnen wir es nicht — auch die Gefahr dieser Art von Humor scheint in einer so starken Zumischung von Ironie zu dem eigentlichen Humor zu bestehen, daß der Charakter letzterer Kategorie dadurch manchmal alterirt wird. Es versteht sich ja, daß der Humor die Ironie nicht ausschließt, sondern voraussetzt; doch der Humorist kehret die Ironie nicht minder gegen sich selbst als gegen die andern, er behandelt die Welt als ein Thorenreich, aber sich selbst als der Thoren Obersten. Darin liegt denn auch das Versöhnende und Wohlthuende des Humors im Gegensatz zur Satire und Ironie: und es ist kein Zweifel, daß die mächtige Wirkung von Dickens auf das Gemüth (abgesehen von der meisterhaften Verwendung der Wehmuth durch diesen Autor) vorzüglich in dieser Gutmüthigkeit seines Humors wurzelt. Wenn wir nun auch keineswegs behaupten können, daß jene Selbstironie und diese Gutmüthigkeit dem Steub'schen Humor fehle, so sind beide doch ungleich schwächer in demselben vertreten als die polemische Ironie gegen andere und der Sarkasmus; Steub steht hierin z. B. viel näher bei Thackeray denn bei Dickens. Und da nun nach löblicher nationaler Gepflogenheit ein richtiger deutscher Kritiker erst dann mit Befriedigung die Feder aus der Hand legt, wenn er seinen Autor unter eine tönende Formel rubricirt hat, so wollen wir uns jenes angenehme Gefühl, dem Leser aber die Absolution von diesem Artikel gewähren, indem wir Steub

mit einer beinahe sich selbst widersprechenden Definition — das sind aber oft die treffendsten und immer die beliebtesten — als einen sarkastischen Humoristen bezeichnen.

Ludwig Steub: Drei Sommer in Tirol.*)

Seitdem „der Fragmentist" dahin gegangen, wo ihm kein „immergrüner Buschwald" rauschen mag — denn nur diesseit des Avernus grünt der Lorber — führt keine deutsche Hand den Griffel des Humors mit solcher Grazie wie Ludwig Steub. Seine Schilderungen von Land und Leuten in Altbaiern und Tirol sind „hors de concours": sie bilden in dem weiten Kaiserreich deutschen Schriftwerks ein in sich abgeschlossenes Thal, dessen Anmuth in keinem anderen wiederkehrt. Worin der Zauber dieses Stils ruht, ist nicht eben leicht zu sagen: jede Eigenart, jeder Mensch ist ein unlösbares Geheimniß und so denn auch der Stil des Menschen — das heißt nämlich, wenn er einen hat. Wir wollen gleichwohl später versuchen dem Meister Ludwig durch ein „Spältelin" in die Werkstatt zu gucken, ob wir ihm nicht, indeß er an der Arbeit schnitzt, den einen oder anderen ablauschen seiner Handgriffe.

Das vorliegende Buch hat sogleich, wie es vor bald dreißig Jahren zuerst aus den stillen Thälern unter die Menschen trat, auf dem Haupte das blitzende Helmdach des Firne-Schnees, um die Schultern den grünen Mantel des Bergwalds und gegürtet mit silbernen Strömen, in den Händen aber das Edelweiß der Heldensage und die Alpenrosen schönster Landschaftsschilderung, schon durch seinen

*) I—III. Stuttgart. Zweite vermehrte Auflage. 1871.

reichen Inhalt die Herzen gewonnen. Das Eintönige der meisten Reisewerke war vermieden durch kunstvoll gewählte Vertheilung des Stoffs. Die „gefürstete Grafschaft" liegt so nah und ist so klein: der Reiz der Ferne und Unübersehbarkeit gebricht, der uns dem Wanderer in andere Erdtheile nachzuziehen vermag. Und doch folgte man hier sonder Ermüden dem wegkundigen Führer über die Schroffen der Felsengebirge und über der Gletscher gefährliches Eis, an seinem Munde hangend, der rauhen Steige vergessend über dem Wohlklang seiner Worte und der wechselnden Rede gefälligem Fluß. Mit feinen Händen mischend und scheidend beherrscht er eine Welt von Farben und Gestalten: bald zeigt er uns hoch wie Adlerhorste an den Felsen klebend die Burgen der alten Rätier und Breonen, welche Drusus gestürmt und Horatius besungen, und läßt uns nachsinnen wie im Angesicht dieser unwandelnden Berge der Wechsel der kurzlebigen Menschengeschlechter auf den Etrusker den Römer, auf den Römer den Gothen, den Bajuvaren, den Langobarden, den Alemannen von Westen, den Slaven von Osten her gedrängt; darauf folgt unmittelbar ein Bild aus der gegenwärtigsten Gegenwart: am Brunnen schäkernde Mädchen etwa, oder von der Kanzel eifernde Pfaffen, oder „Kaiserjäger" mit dem nickenden Busch am Hute.

Jetzt ein treffliches Landschaftsbild voll Gefühl und ohne Sentimentalität: wenig Worte und jedes Wort eine Anschauung erzwingend; nun eine sinnige Namendeutung, um hinüber zu leiten zu einer geschichtlichen Reminiscenz; endlich die Zeichnung des Häuserbaues, der Tracht, des Erwerbszweiges eines Thales, welche uns die Leute rasch so vertraut macht, als hätten wir ihnen sommerlang die die harten Hände geschüttelt. Und wie der Inhalt, so die Form: anmuthig wechseln die Töne: — die fröhliche Morgenlaune, in welcher der Wanderer den Frühthau von der Heckenrose streift und weitausholend die Schritte und den Bergstock setzt; der helle und scharfe Blick für das Reale in Natur und Menschentreiben; die gesunde Lebensluft, die sich des

feurigen Terlaner-Weines freut; der siegbewußte Frohmuth überlegener Bildung gegen Aberglauben, Priesterkram und Bureaukratenzopf; der edle Stolz deutscher Kraft und deutscher Tiefe gegenüber wälschem Formgeschick; die leise, tiefschmerzliche Klage — es war im Jahre 1845 — um die hoffnungslosen und unerträglichen Zustände in Oesterreich, Preußen, Baiern und allen deutschen Vaterländern insgesammt: endlich, neben schrillen Klängen eines gewissen Humors der Verzweiflung, die Trauer um das Vergängliche alles Schönen, um des Menschen ganzes thränenwürdiges Los: jene elegische Abendstimmung, die aus der tiefsten Sele Grund hervor uns mit den ersten Schatten der Dämmerung beschleicht — es mangelt und versagt kein Orgelton des menschlichen Registers.

Ueber das Verhältniß dieser zweiten zur ersten schon seit einigen Jahren vergriffenen Auflage lassen wir den Verfasser selbst sprechen: „Ein einfacher Wiederabdruck wäre eine Indiscretion gegen das Publicum. Die „drei Sommer," obwohl sie eigentlich kein Wegweiser oder Führer sein, weder mit Bädeker noch mit seinen Nachfolgern concurriren wollten, gehören doch zur Reiseliteratur, die immer neu und frisch einhergehen soll. Ein Text, welcher jetzt fünfundzwanzig Jahre alt ist, dürfte ohne Erneuerung und Auffrischung in zweiter Auflage kaum willkommen sein . . . deßhalb sollte sich die zweite Auflage durch größere Vollständigkeit von der ersten unterscheiden, und daher auch das untere Innthal, Pusterthal und einiges aus Südtirol neu aufnehmen — andererseits sollten die Capitel der ersten Auflage nach fleißiger Ueberarbeitung und nach Beseitigung des ganz Veralteten in der Hauptsache zwar so ziemlich bleiben, wie sie sind, aber allenthalben Nachträge in kleinerem Druck erhalten, die den jetzigen Zustand ins Auge zu fassen, und die wesentlichen Aenderungen, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren eingetreten, anzumerken hätten."

Neu hinzugetreten ist hiernach fast der ganze erste Band: nämlich die Fahrten von München nach Bayerisch-

Zell, von Baierisch-Zell zum Tatzelwurm, aus der Gegend von Kufstein, von Kufstein nach Maria-Stein; nach Kitzbühel, Brixlegg, das aus der Geschichte von Brixlegg (alle diese Capitel sind entstanden im Jahre 1869), das Passionsspiel in Brixlegg 1868, Rattenberg, Alpbach, Brandenberg, ins Achenthal, St. Georgenberg 1870; nur die Partien Wippthal, Schmirn, Dux, Zillerthal und über den Krimler Tauern ins Pusterthal stammen aus der ersten Auflage und den Jahren 1842—1844.

Der zweite Band enthält das Oberinnthal und das Pusterthal: dieses neu, nach Fahrten des Jahres 1870 (Bruneck, Ampezzo, Stift Innichen, Toblach, Niederdorf, Prags, Welsberg); jenes größtentheils nach der alten Ausgabe (Selrain, Lisens, Stubai, Lechthal, Paznaun, Oberinnthal, Oetzthal, Schmals, von Landeck über Mals nach Meran); neu ist der Besuch auf der Waldrast 1870.

Der dritte Band bringt Bozen, Eppan und Kaltern, Sarnthal, Meran, Passeier, Ulten, Gröden, Enneberg und Buchenstein auf Grund der alten Ausgabe; neu treten hinzu: „über den Brenner 1867, Hohen Eppan 1870, Luserna 1868.“ Besonders anziehend aber sind die Vergleiche, welche nach fünfundzwanzig Jahren in den wiederholten Fahrten „abermals ins Zillerthal“ (im I. Band), „abermals in Meran“ und „abermals in Enneberg“ (im III. Band) angestellt werden.

Den reichen Inhalt dieser Schilderungen mag der Leser selbst genießen und würdigen, am besten freilich an Ort und Stelle. Dabei drängt sich auf, daß die Zusätze, die in diesen letzten Jahren entstandenen Capitel, an Reiz und Grazie der Form, an Durchbildung und Vollendung der Darstellung sich zu dem Buche der ersten Auflage verhalten wie abgelagerter, firngewordener Wein zu jungem Getränk. Eine Kunst wie sie im Stile Ludwig Steubs geborgen liegt, muß mit den reifenden Jahren immer wachsenden Reichthum häufen. Denn es übt sich, es lernt sich auch das Geheimniß des Schönen und das holde Gewebe anmuthiger Form. Nur über diese Form, über den Stil noch einige Worte.

Wie ein gutes Gedicht genießt man gute Prosa nur, wenn man sie wiederholt und zwar das zweite Mal laut liest. Hat ein feiner Leser in diesem Buch eine Seite gelesen und den Inhalt längst erfaßt, so mag er noch nicht von dem Blättchen scheiden: es zwingt ihn eine stille Kraft, noch zu verweilen. Das ist der Duft der Form, der drüber schwebt; und auf einmal ergreift er sich darauf, daß er die eben gelesenen Zeilen noch einmal mit halblauter Stimme vor sich hin summt, wie eines Liedes liebe Melodie. Langsam, behaglich will dieser Stil genossen sein, wie man edlen Rüdesheimer nicht ohne Weiteres in die Kehle gießt, nur um sich des Inhalts zu erfüllen: verweilend sucht man seinen besten Duft zu halten. Wir haben fast verlernt in diesen Tagen der Stenographie, der Zeitungsartikel und der Telegramme, mit holder Muße zu schreiben; und bei dem hastigen Wesen, da man sich begnügt, dem Leser irgendwie die Wörter an den Kopf zu werfen, wenn er's nur auffängt, gleichviel ob's ihm vor Plumpheit die Hirn-Nerven „erdosen" läßt, kann man auch vom Leser nicht verlangen, daß er sich solch ungefüger Behandlung seinerseits „mit holder Muße" hingebe.

Nimmt sich nun aber ein Leser, der selbst mit einigem Formsinn begnadet ist, die angenehme Mühe, in dem glatten Mosaik des Meisters Ludwig nach den Spalten und Klammern zu spähen, welche diese Gebilde theilen und verbinden, so zeigt sich, daß die scheinbar so leicht gebauten Sätze mit sorgsamster Kunst gefügt sind und gefestet. Da steht am rechten Ort, mit dem schmeichelndsten Vocal, mit melodischem Silbenfall, von feinstem Gefühl aus einem reichen Vorrath ähnlicher erkoren, das allein richtige, das nothwendige Wort: versuche Du die nächstverwandte Schattirung an seine Stelle zu setzen, sofort empfindest Du das Bild gestört: es war jener Ausdruck kunstnothwendig. Dabei schöpft der kundige Mann zuweilen mit zierlicher Schale aus den beiden unversiegenden Jungbrunnen der neuhochdeutschen

Schriftsprache: aus älteren Sprachschichten und aus den Mundarten, in welchen eben ältere Formen und Wörter oft noch fortleben. Doch geschieht dies ohne Pedanterie, — auch auf dem Nacken germanistischer Schulmeister zittert jetzt manchmal das Zöpflein, das die classisch Geschulten so lange schon mit unbewußter Anmuth tragen — ohne das Verständniß zu erschweren und mit weise sparender, weithin verstreuender Hand. Dies führt uns zu einer zweiten Geheimkunst oder, besser, zu einem zweiten Kunstgeheimniß des Verfassers. Der Reiz älterer und mundartlicher Wörter liegt größtentheils in einer frischen, lebendigen Sinnlichkeit, welche auf Anschauung und Phantasie erwecklich wirkt, und welche — für unser Gefühl wenigstens und durch die abschleifende Gewohnheit — den Ausdrücken der Schriftsprache erstorben ist, denen wir Tag um Tag immer wieder in dem Chausseestaub der Zeitungsspalten, im Modergeruch der Acten begegnen. Solche Worte sind Schemen, blutlose Gespenster, bildlose Abstractionen geworden; aus der Sprache der Rechtspflege, der philosophirenden Dialektik, wo diese Farblosigkeit am Platz, ist solche nüchterne Schablonen-Terminologie (namentlich auch durch die vielen Fremdwörter aus dem Griechischen, Lateinischen, Romanischen, bei denen wir nur etwa denken, nie schauen) in unsere ganze Prosa hinübergedrungen. Es ist dies ein Symptom, das bei dem Culturfortschritt eines Volkes unausbleiblich in der Sprache auftaucht; sie verliert die sinnliche Frische. In der Vorcultur und in einfachen Zuständen ist ja bekanntlich z. B. auch die Rechtssprache schönen, wogenden, sinnlichen Lebens voll.

Dazu kommt, daß gewisse Wendungen, die ursprünglich ebenfalls bildvoll, sinnlich, lebendig waren, uns wegen ihrer häufigen Verwerthung in höchst prosaischem Zusammenhang schon nach dem Gesetz der Ideen-Association nüchtern, selenlos anmuthen; wir denken gar nichts mehr, wenn wir dieses hohle Erz schellen hören. Vielleicht ist der geneigte Leser, der das liest — wenn uns ein solcher auf diesen nicht für jedermann lockenden Pfaden wirklich bis hierher unverdrossen gefolgt ist — mit uns der Ansicht, daß ein Protokoll eines

Amts-, ja sogar eines Landesgerichts ein ziemlich langweiliger Bestandtheil des Universums ist: heißt es nun z. B.: „Es erscheint Hr. N. und bringt vor“ — so weht uns sofort jener Lufthauch überheizter Amtsstuben entgegen, welcher, geschwängert mit Partikelchen von Pappendeckel und viel citirten Gesetzes-Paragraphen, austrocknend auf die Kehle und die Sele wirkt. Wir haben gar nicht mehr die Vorstellung daß „er-scheinen“ ein sehr schönes Bild für das Auftauchen einer Menschengestalt ist, und daß man das Schöpfen einer Erklärung aus der Tiefe der Brust und das Hinbreiten vor den Richter sehr anschaulich ein Vor-bringen nennen mag.

Unsere Prosa ist zu abstract geworden, um schön zu sein. Um nun seine Prosa schön zu gestalten und eindringlich, so daß sie Aug' und Ohr und Phantasie lade zum Verweilen auf den gefälligen Bildern, die sie baut, wählt unser Reisemarschall, wort- wie wege-vertraut, stets den sinnlichsten Ausdruck, das concreteste, engst bezeichnende Wort. Er sagt nicht: „wenn wir nach Alpbach gehen wollen“ — er sagt anschaulich: „der Wanderer, der nach Alpbach trachtet“ — und sofort sehen wir mit Augen den wegfährtigen Mann den langen Bergstock vorwärts setzen. Ein sinniger Leser — und die Ungeduldigen haben uns ja längst schon den Rücken gewendet — wird auf jeder Seite des Buches von diesem echt künstlerischem Realismus liebliche Belege finden.

Aber der echte Realismus ist der — Idealismus.

Und so schwebt denn über diesen rätischen Blättern voll rauher Schroffen und hartarbeitender Menschen, über diese groben Bajuvaren im zottigen Zwilch, über des Verfassers eigener, oft stark scheltender Sprache oder urkräftigem, echt süddeutschem Humor — über dem Allem webt und flimmert ein feiner, leiser, veredelnder Duft — ein Hauch, der nicht aus dem Innthal aufgestiegen, auch an der Isar just nicht heimisch ist. Er weht von ferne her. Freilich, wer einmal

von Schloß Tirol herab die Sonne zu Golde gehen sah und die Mendola wie ahnungsvoll nach Süden neigen, wer durch das epheuwirre Sarca-Thal dahin gezogen, und die grauen Zinnen, die geborstenen Säulen sich hat spiegeln sehen im Tobliner See, und wer dabei der Tausende gedacht, welche, hoch und schlank, wie ihre Spere, über diese Berge gezogen Jahrhunderte lang, aufjubelnd, wann ihnen der laue Wind aus Süden die blonden Locken aus den Schläfen spülte — wer das gesehen und bedacht, der weiß es wohl, woher der Athem weht edelster Anmuth über jene Berge und über diese Blätter hin:

„Italia winket dort im Süden —
Es fliegt ein Kranich-Zug voraus:
Die Sele spannt die nimmermüden,
Die Flügel ihrer Sehnsucht aus!" *) —

Kurz gesagt — und etwas umsanft aus diesen hohen Flügen wieder auf die harte Wirklichkeit herab geplumpt — der Schilderer Tirols, des Landes, das fünfzehnhundert Jahre lang die hochgebaute Brücke war, auf welcher die classische Cultur Italiens und Griechenlands, in Warenballen, Fässer und Kisten der „Mercatanti" als unbeachtete Verpackung eingeschlagen, zu den Barbaren ihren Einzug hielt —: der Schilderer Tirols muß das leise Geflüster hesperischer Lüfte verstehen.

Allüberall fühlt man nun in dem Buche Steubs den wohlthätigen Hauch einer so tief getränkten classischen Bildung, eine solche Geistesvertrautheit mit hellenischer und lateinischer Kunst, wie sie zwischen Grünwald und Föhring nicht oft die brausende Isar nährt. Man spürt es, daß der Verfasser dem Rauschen der Lorberen und Cypressen Latiums und in ihrem eigenen Schatten den schlanken Palmen Joniens gelauscht. Denn, mag sich deutsche Kraft höher erschwingen und deutsche Tiefe geheimnißvoller senken — eines müssen wir ihnen doch mit ewiger Sehn-

*) Dahn, Gedichte. Zweite Sammlung, zweite Auflage. 1873. S. 385.

sucht neidvoll überlassen, den Söhnen des Südens, den Kindern von Hellas: in Kunst und Leben seliger Schönheit unerreichten Kranz.

Die Rose der Sewi.*)

Ein Büchlein voll liebenswürdigsten Humors, reich an lebenswahrer Schilderung von Land und Leuten der gefürsteten Grafschaft, welche niemand gründlicher kennt als der Verfasser (schon längst hätten sie ihn zum „Ehrentiroler“ ernennen sollen!), an scharfer Charakteristik der Männlein und Weiblein in Haupt- und Nebengestalten: eine echte und rechte „Dorfgeschichte“; die schlichte, aber urkomische Fabel ist eine von den „Aventiuren“, welche nicht erfunden, nur erlebt werden können, wie man auch ohne die ausdrückliche Betheuerung der Vorrede dieser „ziemlich wahren“ Geschichte empfinden würde. Der günstige, aber auch gefährliche Einfluß, welchen der Verkehr mit „Herrischen“, „Städtischen,“ zumal Schriftstellern und Malern, auf unsere Bauern im Gebirge übt, ist vortrefflich geschildert: in meisterhafter Darstellung wird der Verlauf der einfachen Handlung zwanglos, aber kunstvoll durchflochten mit Arabesken der Landschafts- oder Genremalerei. Man wird mitten in der ästhetischen Unterhaltung vielfach belehrt, ohne doch irgendwie in dem angenehmen Einschlürfen des poetischen Genusses durch Entdeckung lehrsamer Absichten gestört und verstimmt zu werden. In der That, sehr, sehr wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart

*) Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart, 1879.

können genannt werden, welche in Feinheit und Grazie des Stils mit Meister Ludwig den Vergleich aushalten. Unser rastlos treibendes, hastig schreibendes und mußelos lesendes Geschlecht zeigt weder in den Ausbietenden noch in den Nachfragenden des „Literaturmarktes" (man verfällt unwillkürlich in solchen Sprachgebrauch zu dieser Zeit der Zöllner und Zöllnerfeinde!) jenes behagliche liebevolle Versenken in den Gehalt und zumal in die Form des Kunstwerks, welche Vertiefung noch unsern Vätern — (von unsern Großvätern, den Zeitgenossen Goethes, zu schweigen) — als angenehme Pflicht galt. Es mag innerhalb der blauweißen Pfähle — und wohl ein gut Stück darüber hinaus — keinem Schriftsteller das Lob anmuthvolleren Stiles zugetheilt werden als unserem Verfasser. Glücklicherweise ist es aber auch kaum ernsthaft zu nehmen, das Wort Berthold Auerbachs, welches lustige Laune diesem Büchlein gleichsam als Motto vorangestellt hat: „Ist es nicht ein wunderliches oder geradezu gesagt, trauriges Geschick, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?" Wenn der Verfasser seine Geschichte mit dem Satz eröffnet, wie hieraus erhelle, sei er „unter anderen ein deutscher Schriftsteller, der aber in Deutschland noch wenig bekannt, so müssen wir doch bezeugen, daß, als im Jahre 1872 die Einwanderung der Bajuvaren nach Thule begann, sie bei den Witingen der Pruzzenen und den Krimes der Letten, in den Oedländern um den Universitätsplatz zu Köngsberg herum, Namen und Werke ihres Landsmannes Ludwig Steub bereits als bekannt vorfanden und seinem Preise nur wenig nachzuhelfen hatten: er hat also den herkynischen Wald, diese allerdings für herminonischen Ruhm nicht leicht zu übersteigende Völkerscheide, längst sieghaft überschritten. Und ist einmal das deutsche Mittelgebirge passirt — Flüsse sind bekanntlich keine starken Hemmnisse — dann mag ein Name leichtbeschwingt über Spree, Oder, Weichsel, Nogat, Pregel und Niemen bis nach Wetljanka dringen. Dies ist ganz buchstäblich zn nehmen: Auerbach und Steub könnten sich durch

eine Reise dorthin überzeugen, daß der Duft der „Rose der Sewi“ dem Seuchenhauch der astrachanischen Steppen getrotzt hat.

Von der Fabel der „Rose“ wollen wir nichts verrathen — ein Theil ihres Reizes lauscht gerade aus dem Geheimniß: auch aus dem Geheimniß von Art und Ort der Krise, welche die liebliche Heldin befällt. Die reizvolle Zartheit, mit welcher, freilich unter mächtiger Hilfeleistung Titania's und ihrer Elben, diese Peripetie der Handlung angedeutet zugleich und verhüllt wird, bekundet, daß unter den Gaben des bajuvarischen Stammes die Grazie viel stärker vertreten ist, als man in Paris oder selbst in Berlin oder Königsberg anzuerkennen pflegt.

Diese Berühmung der Feinheit als einer Wiegengabe der Markomannenenkel*) wird, so hoffen wir, dem Buch manchen Leser zuführen — vermöge der Lust am Widerspruch.

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Ortsnamen im Titel.

Die (tirolische) kleine Landschaft „Sewi“ führt ihren Namen von einem schmalen See, der in der Vorzeit hier fluthete, aber längst abgelaufen ist. Auch der Binnen-„See“ wird mundartlich weiblich behandelt, während die Schriftsprache nur das Meer die See nennt: der mittelhochdeutsche Dativ und Accusativ von See lautet aber „Sewe“: daher sagt man in jener Gegend noch „in die Sewi“ oder „in der Sewi.“

---

*) Anmerkung des Setzers für die Mindergebildeten: Unter den Markomannenenkeln sind nämlich die Baiern zu verstehen.

Das siebenhundertjährige Jubiläum Münchens.

(28. September 1858.)

Gestern erreichte das Fest, in welchem wir den siebenhundertjährigen Geburtstag Münchens feiern, seinen Glanz- und Höhepunct in dem historischen Zuge, welcher die allmählige Entwickelung unserer Stadt von ihrer Gründung bis in die Gegenwart darstellen sollte. In diesem Zuge, welcher aus dreitausend costümirten und etwa tausend nicht costümirten, das 19. Jahrhundert darstellenden Personen bestand, deren Ausrüstung die Summe von fünfzigtausend Gulden erforderte, hat sich der charakteristische Geist von München trefflich ausgedrückt.

In keiner Stadt Deutschlands, ja in keiner Stadt der Welt hätte auch nur annähernd Aehnliches zu Stande kommen können: denn nirgends hätte sich diese Anzahl von Künstlern gefunden, welche mit solchem Verständniß die Anstalten hätte treffen können, nirgend sonst hätten die Künstler die practische Uebung in solchen Veranstaltungen gehabt wie hier, wo seit Jahrzehnten die Künstlerfeste im Winter, die Maifahrten im Sommer hundert kleine Proben zu dieser Hauptvorstellung waren; nirgends besteht unter den Künstlern der lebendige genossenschaftliche Verband, der sie leicht und rasch zu jeder Unternehmung vereinigt; nirgends zumal besteht eine so natürliche, selbstverständliche Verbindung zwischen Künstlern und Bürgern, welche die Regelung solcher Dinge so unwillkürlich den kundigsten Händen überweist: nirgends endlich — und das ist die Hauptsache — ist bei den Bürgern selbst Sinn und Geschmack für solche künst-

lerische Veranstaltungen so geweckt und ausgebildet als hier, wo seit dreißig Jahren Kunst und Künstlerleben die Oeffentlichkeit beherrscht. Das norddeutsche Vorurtheil, daß die Aera des Königs Ludwig ohne Wirkung auf die Stadt geblieben, weil sie künstlich octroyirt gewesen sei, wird schon, ganz abgesehen von dem gestrigen Zug, durch den echt künstlerischen Geist widerlegt, der die Decorirung unserer Häuser in diesen Tagen vor allen in andern deutschen Städten bei solchen Gelegenheiten wahrnehmbaren Erscheinungen ausgezeichnet hat; auf ganze Straßen kam vielleicht Ein nicht völlig tadellos decorirtes Gebäude: und dabei hatten die Maler gewiß kein unmittelbares Verdienst, sondern lediglich der Geschmack der Bürger. Deshalb war auch dies Fest so herrlich, weil es nicht von oben herunter künstlich gemacht war, sondern aus der Stadt selbst gesund und natürlich hervorgewachsen ist: aus der Freude der Münchener über ihre aufblühende Stadt, aus dem aufrichtigen Dankgefühl gegen die Könige, denen sie diesen Flor verdanken, und aus Süddeutscher Befähigung und Süddeutschem Sinn für Gestaltung des Schönen. Und so trug das Fest, vom lachenden Herbstsonnenschein gehoben, das köstliche Gepräge naturwüchsiger Echtheit. Der Zug stellte in reichen Gruppen die historischen Persönlichkeiten, Einrichtungen, Stände und Schicksale dar, welche, wie Meilensteine, den Gang der städtischen Culturgeschichte bezeichnen. Dabei waren nicht nur die Anzüge von unsern Malern mit genauester Treue bis ins Detail angegeben und von der bereitwilligen Liberalität unserer Bürger eingehalten, sondern man hatte auch dafür gesorgt, daß jeder Kopf zu seinem Costüme, zu seiner Zeit, zu seiner Rolle paßte, wobei sich der Reichthum unserer Stadt an schönen und charakteristischen Männergestalten bewährte. Der Zug, welcher sich von morgens elf Uhr bis abends sechs Uhr durch den größten Theil der Stadt bewegte, bedeckte einen Raum von mindestens dreiviertel Stunden: indem, während seine Anfänge von der Kaufinger-, durch die Wein- und Theatinerstraße bis auf den Odeonsplatz

reichten, sein Centrum in der Brienner-, Türken-, Theresien- und Ludwigsstraße, sein Ende in der Residenzstraße und auf dem Theaterplatz stand. Aus dem unerschöpflich reichen Programm heben wir als besonders glänzend hervor die sämmtlichen Söldner und Trompeter, welche den Zug der einzelnen Jahrhunderte eröffneten: dann aus dem 12. Jahrhundert Heinrich den Löwen und seine Ritter, aus dem 13. Jahrhundert Ludwig den Strengen mit Gefolge, die Rathsherren und die 1286 privilegirten Brauer, aus dem 14. Jahrhundert vor Allen Kaiser Ludwig den Baier eine herrliche Gestalt von großer Porträtähnlichkeit, welche mit dem Schwert und Apfel des deutschen Reichs manche wehmüthige Sehnsucht wach rief, (geschrieben 1858!) umgeben von den ritterlichen Helden der Ampfinger Schlacht, Schweppermann, Rindsmaul, Burggraf von Nürnberg ꝛc. dann von den streitbaren münchener Bäckern, deren Fähnlein dem Kaiser so mannhaft beistand: aus dem 16. Jahrhundert die Schar von Turnierrittern, welche den Herzog Wilhelm V. begleitete: dann aus dem 17. Jahrhundert die herrliche Schar von liguistischem Fußvolk und Pappenheimer Kürassieren, die unter der Musik von Schiller's Reiterlied der in Maske und Costüm gleich ausgezeichneten Gestalt Tilly's folgten: ferner die Gruppe der Jungfrauen mit dem Modell der Mariasäule von 1638. Die dankbarste und glänzendste Gruppe, welche diejenigen Zuschauer, die, fern allen historischen Erinnerungen und politischen Träumen, der bloßen Augenweide sich hingaben, am meisten entzückte, war der pompöse Aufzug des Kurfürsten Max Emanuel in seinem überreichen, von acht herrlichen Rappen gezogenen Prunkwagen, mit einem Dutzend von Cavalieren, deren Costüme sich an Eleganz und Reichthum überboten. Auch die Schar der treuen Bauern, die unter Klingpanser (und — der Sage nach — unter dem Schmied von Kochel) damals fochten und größtentheils bei Sendling fielen, waren vertreten in einem Haufen prächtiger Bauern von Längries und der Umgegend, denen man ansah, daß ihnen

nur die Gelegenheit, nicht der Muth und die Kraft ihrer Altvordern zu gleichen Großthaten fehlt. Das 19. Jahrhundert endlich war dargestellt in den Denkmalen unserer drei Könige, Max I., Ludwig I., Max II., deren Wirken die Stadt ihre gegenwärtige Blüte verdankt: dann durch Deputationen von vierundfünfzig Gewerken, in sehr kleidsamen Trachten und mit poesievollen Emblemen, während der Zug aller hiesigen Sängervereine, aus sechshundert Personen bestehend, den Abschluß bildete. Das Schönste aber war in dem Zug, wie gesagt, die Natürlichkeit und Wahrheit, die ihn beselte: und mit Stolz mag München des Tags gedenken, der, wie keiner zuvor, seine hohen, zahlreichen, eigenthümlichen, nicht blos ästhetischen Vorzüge in klares Licht gestellt hat.

Die erste deutsche geschichtliche Kunstausstellung zu München.

(Juli 1858.)

I.

Der Glaspalast, welcher im Jahre 1854 für die allgemeine Industrieausstellung erbaut und seither zu einer Reihe von öffentlichen Festen und Ausstellungen als willkommenes Lokal benutzt worden ist, sieht jetzt in der ganzen nördlichen Hälfte seiner ungeheuern Räume die Ausführung eines großartigen Unternehmens, dessengleichen in der ganzen Geschichte der Kunst nicht zu finden, und welches, auch abgesehen von dieser seiner ästhetischen Seite, ein bedeutsames, hocherfreuliches Zeichen deutschen Gemeinsinns

ist. Vorgestern, am 24. Juli, wurde daselbst die Ausstellung von Werken der Malerei und Plastik eröffnet, welche die Geschichte der neuern Kunst seit Karstens in Gruppirungen ihrer bedeutendsten Schulen und hervorragendsten Meister mit möglichster Vollständigkeit uns vorführt und uns so ein Gesammtbild der reichen Entwicklung gibt, welche die deutsche Bildnerkunst seit Ende des vorigen Jahrhunderts im Zusammenhange mit dem Aufschwung alles geistigen Lebens seit jener Epoche erfahren hat. Zur Entstehung und glücklichen Ausführung dieser Idee haben verschiedene Momente beigetragen. Schon vor mehreren Jahren war in einigen der strebsamsten Künstler Münchens der Gedanke aufgestiegen, im Gegensatz zu den bisherigen Kunstausstellungen und Kunstvereinssammlungen, welche, von keinem festen Princip geleitet, nur ein sehr zufälliges, willkürliches und mangelhaftes Bild von dem Bestand der gegenwärtigen Kunst in einigen Strichen Deutschlands gewährten und gewähren konnten, einmal durch gemeinsame Thätigkeit eine von der Weihe eines großen Princips gehobene Kunstausstellung in's Leben zu rufen. Jedermann weiß, wie bei den bisherigen Unternehmungen dieser Art in der Regel verfahren wurde; schon der Mangel an Zusammenhang im Leben der Künstler von verschiedenen Schulen und Städten mußte, auch bei redlichstem Willen, dazu führen, daß die Sammlung sich nur über einzelne Gegenden in zufällig ärmerer oder reicherer Auswahl erstreckte und daß die ausgestellten Bilder, die keineswegs alle gleichzeitig entstanden waren, keinen Ueberblick über eine festbestimmte Periode oder Entwickelungsphase der modernen Kunst gewähren konnten. Auch war das Verständniß der Charakteristik der einzelnen Meister, ja ganzer Kunstschulen aus ihren auf einer solchen Ausstellung zufällig zusammengewürfelten Leistungen bei der Unmöglichkeit, ihre historischen Voraussetzungen durch ihre entsprechenden und entgegengesetzten Vorgänger zu überschauen, selbst für den erfahrenen Kunstkenner eine oft schwierige Aufgabe.

Längst war in München das Bestreben rege geworden, gegenüber jenen principlosen Bilderaufhäufungen, deren wichtigste Bedeutung in der That oft nur die gebotene Gelegenheit zum Verkauf der Bilder war, eine von dem historischen Princip getragene Ausstellung in's Werk zu setzen, welche, die Gegenwart und ihre Vergangenheit erklärend, die gesammte Stufenleiter der neuern Kunst darstellen und den Zoll der Dankbarkeit an die verstorbenen Meister nicht minder als einen gerechten Maßstab gegenüber den Leistungen der lebenden Künstler gewähren sollte.

Aber als diese Gedanken zum ersten Mal hier ausgesprochen wurden, erhob sich sofort dagegen das einstimmige Verwerfungsurtheil aller der zahlreichen Gleichgültigen, Bequemen und Verbitterten, deren gerade unter den Künstlern nicht wenige sind. Auch die wenigen, die damals für die Idee an sich eine gewisse Theilnahme fühlten, erklärten doch die Ausführung bei dem Mangel an Zusammenhang unter den deutschen Künstlern und bei den manchfachen unüberwindlichen Schwierigkeiten für unmöglich. So kam es, daß uns das Ausland in wenigstens annähernder Verwirklichung dieses Gedankens, dessen directe Uebertragung von München nach Paris sich nachweisen läßt, beinahe überflügelt hätte: freilich ist aber eine Kunstausstellung im erwähnten Sinne in voller Wahrheit nur in Deutschland ausführbar, darum, weil die neue Lebensperiode der bildenden Kunst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nirgends, auch nicht in Frankreich und Belgien, einen solchen Reichthum von verschiedenen Kunstrichtungen aufzuweisen hat und die Uebergänge und andererseits die Gegensätze derselben nirgends so klar und belehrend zu Tage liegen wie in Deutschland.

Seit einigen Jahren ist aber der Gemeinsinn der Künstler in Deutschland — nach langer Pause — in erfreulicher Weise wieder gestiegen, wie schon die im vorigen Jahre zu Stuttgart gehaltene Versammlung von Vertretern der deutschen Kunstvereine und Künstler deutlich bewiesen hat. Die Künstler fangen wieder an, sich als eine zusammen-

gehörige Genossenschaft zu begreifen, welche durch Hervorhebung und Belebung ihres Zusammenhangs nicht nur für ihre innere Förderung, sondern namentlich auch für eine wichtige Reihe von gemeinsamen materiellen Interessen wesentliche Vortheile gewinnen muß: wir erinnern nur an den Schutz des Urheberrechts in der bildenden Kunst, wofür bisher (1858) so gut wie garnicht gesorgt war und nun durch Zusammenwirken der Künstler selbst für einen ihnen so hochwichtigen Zweck in ersprießlicher Weise gesorgt werden kann, wie die Versammlung zu Stuttgart zu zeigen begonnen. Zu Stuttgart gelang es nun auch dem durch persönliche Berührung der Vertreter der Kunst aus allen Gauen von Deutschland belebten Gemeinsinn, die Bedenken, welche sich unserer historischen Kunstausstellung entgegenstellten, zu überwinden und die Mitwirkung zahlreicher Kräfte zu dem schönen Unternehmen zu gewinnen. Dazu kam noch ein glückliches Zusammentreffen der fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Münchener Akademie, welche diese mit einer Ausstellung der Werke zunächst der hiesigen Schule begehen wollte. Es gelang nun, die beiden Zwecke zu vereinen und die Akademie zu bewegen, die historische Kunstausstellung als Feier ihres Jubiläums im Verband mit einem Ausschuß der hiesigen, der Akademie nicht angehörigen Künstler officiell zu betreiben. Alsbald begann nun eine rege Thätigkeit, Correspondenzen mit allen Akademien, Kunstvereinen und bedeutenden Kunstvorständen in ganz Deutschland und überall fand sich warme Theilnahme für das künstlerisch wie patriotisch gleich bedeutsame Unternehmen. In vielen Städten bildeten sich Localcomités zur Beibringung der erforderlichen höchst bedeutenden Geldmittel, zur Aufspürung und Gewinnung bedeutender Kunstwerke aus Privatsammlungen &c. Die großen Opfer an Zeit, Geld und Mühe, welche man dem Unternehmen gebracht, haben sich gelohnt. Von allen Seiten strömten in diesen Wochen die edelsten Schätze moderner Kunst aus öffentlichen und Privatsammlungen, aus Kunstvereinen und Ateliers nach München zusammen.

Der Plan der Aufstellung, sachverständig überlegt und von einem einsichtigen Comité in seiner Ausführung geleitet, besteht einfach in dem genauesten Anschließen an die historische Entwickelung der neuern Kunst, so daß die Bilder von Karstens, Wächter, Schick rc. den Anfang machen, an welche sich die Dresdener, dann die Düsseldorfer Schule mit ihren Verzweigungen in Stuttgart und Karlsruhe anschließen. Eine besondere Gruppe bilden die von deutschen Meistern in Italien oder doch unter directem Einfluß der Italiener gemalten Bilder. In reicher Fülle ist die Wiener Schule vertreten, von welcher der Uebergang zu der Münchener von Ruben, dem Director der Wiener Akademie, der jedoch in München sich gebildet, vermittelt wird. Die aus der Münchener Akademie hervorgegangenen Bilder machen eine besondere Gruppe aus. Jedoch die eigentliche Münchener Schule findet ihre Hauptvertretung in den großartigen Cartons von Cornelius und seinen Nachfolgern und Schülern, welche, in einem weitabgesteckten Mittelraum aufgestellt, einen imposanten Eindruck machen und als Zeugen der großartigsten stilistischen Auffassung wohl den Glanzpunct der Ausstellung darbieten. Was die Vertheilung des Raumes betrifft, so hat man die in den hiesigen Pinakotheken und anderwärtigen großen öffentlichen Sammlungen übliche Eintheilung nachgebildet, nach welcher in der Mitte durchlaufend ein zweiter Raum für größere Bilder gelassen ist, während sich an beiden Seiten entsprechende kleine Cabinette für Genre, Porträt rc. befinden.

Die Eröffnung, welche mit einer kirchlichen Feier in der nachbarlich gelegenen Bonifaciuskirche — wegen des Stiftungsfestes der Akademie — verbunden wurde, versammelte außer den Ministern und den Professoren der Akademie die Mehrzahl der hiesigen Künstlerschaft und ein zahlreiches Publicum. Besondern Anklang bei den Zuhörern fanden die Worte des Historienmalers Dietz, ausgezeichnet durch Geist, Kraft und Schwung und eine Wärme der Empfindung, die solchen öffentlichen Reden nur selten innewohnt.

II.

Es kann natürlich hier nicht Absicht sein, die reichen Ergebnisse, welche die Ausstellung für die kritische Geschichte der modernen Bildnerkunst gewährt, auch nur annähernd zu erschöpfen. Es würde einer besonderen Schrift bedürfen, dem massenhaft vorliegenden Material, welches in einer Anzahl von über dreitausend ausgestellten Stücken detaillirte Beurtheilung fordert, einigermaßen gerecht zu werden. Die Methode einer solchen Kritik müßte, der Anlage der Ausstattung entsprechend, nothwendig die historische sein; noch strenger als die Ausstellung selbst gethan hat — und zum Theil schon aus räumlichen Gründen thun konnte — müßte sie nach der Zeitfolge die Entwickelung der einzelnen epochemachenden Meister und der um sie gruppirten Schulen in der Weise darstellen, daß die Gründe der Fortschritte und Rückschritte in der Bewegung der modernen Kunst nach ihren verschiedenen Hauptrichtungen als mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit wirkend erkannt würden. Dabei wäre keineswegs ausgeschlossen, auf Grund dieser historischen Entwickelung den philosophischen Maßstab anzulegen; denn darüber sollte man heutzutage doch nachgerade einig sein, daß nur in der Vereinigung der beiden Methoden, der historischen und der philosophischen, Heil und Fortschritt in der Aesthetik wie in jeder andern Wissenschaft zu erwarten steht und daß man mit den Phrasen von „Idealismus“ und „Realismus“ und der Alleinberechtigung des einen oder andern dieser Principien sich nur im Kreise herumdreht. In diesen flüchtigen Skizzen ist, wie gesagt, die Anwendung solcher Methode, die nothwendig sehr in's Detail führen würde, nicht statthaft; mein Zweck geht nur dahin, Kunstfreunden, welche nicht aus eigener Anschauung urtheilen können, in Kürze einen Blick über die hauptsächlichsten Glanzpuncte der Ausstellung zu geben, der denn auch zugleich den hier anwesenden Gästen eine vielleicht nicht unerwünschte

Recapitulation der Haupteindrücke, welche sie in den Räumen unseres Glaspalastes empfangen haben, gewähren mag.

Wir schließen uns zu diesem Zweck der Reihenfolge des Kataloges an, ohne uns jedoch hier und da eine von seinem System abweichenden Seitenblick zu versagen.

Und so sehen wir denn an der ersten Wand des Innenbaus zunächst die Anfänge der modernen Kunst vertreten in den Bildern von Asmus Karstens. Aus den dreizehn ausgestellten Piecen heben wir besonders hervor: „Das goldene Zeitalter“, „Homer trägt den Griechen seine Gesänge vor“, „Der Fluchtversuch des Tyrannen Megapenthes aus dem Hades“ und „Die Nacht mit ihren Kindern und Genossen“. Schon in diesen Anfängen der neuen Kunstperiode tritt uns, wenigstens der Potenz und dem Typus nach, das Charakteristische derselben im Gegensatz zu den Bildern der vorhergehenden Periode entgegen: freierer Schwung der Phantasie, Reichthum der Composition, Großartigkeit der Auffassung. Es läßt sich auf Karstens und seine Bedeutung für die Malerei füglich das Wort Platen's von Klopstock und der Poesie anwenden:

Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegenzugeh'n der Vollendung:
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Oden Beflüg'lung,
Und das Maß herstellt und die Sprache beselt und befreit von der gallischen Knechtschaft;
Zwar starr noch und herb, und zuweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar,
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne . . .

Freilich paßt die „fortreißende Erhabenheit“ noch besser auf den gewaltigen Genius des hohen Meisters Cornelius, von dessen großartigstem Werk die nächste Loge den Namen trägt: „Die apokalyptischen Reiter“. Zahlreich stehen die Bilder des Meisters vor unsern Augen, sowol im Original

als in trefflichen Vervielfältigungen von Julius Thäter und Heinrich Merz: „Die Evangelisten Lucas und Johannes“, die „Kreuzigung“, die poesievollen „Werke der Barmherzigkeit“, die wunderbar erhabenen „Engel mit den Schalen des Zorns“, sowie aus der hellenischen Mythe „Das Opfer Iphigeniens“, „Die Entführung der Helena“ und der prachtvolle „Untergang Trojas“. Wenn in dem letztgenannten Werke besonders der Reichthum der Composition zu bewundern ist sowie die vollendete Kunst, mit der bei allen Schrecken der Situation immer noch der mildere Geist hellenischer Schönheit festgehalten wird, so tritt bei den „Apokalyptischen Reitern“ das Pathos des Entsetzens in furchtbarer Größe hervor; man weiß hier nicht, was höher zu bewundern: der Ausdruck der unwiderstehlich vernichtenden Gewalt in den vier dämonischen Reitern oder der Ausdruck der rettungslosen Verzweiflung in den dahingerafften Geschlechtern. Die Gestalt des Kriegs, die mit furchtbarem Schwertschlag jeden Widerstand zerschmettert, die Seuche, als mongolischer Pfeilschütze, der, in die Ferne zielend, was sich etwa entronnen glaubte, mit nie fehlendem Geschoß ereilt, endlich der Tod selbst, der weitausholend mit der Sense alles Leben, das seine Vorgänger noch verschonten, niedermäht und ihm ein erschöpfendes Ende macht — welche Erhabenheit des Schreckens! welche Majestät der Vernichtung! Und von den Menschengestalten, welche ist die ergreifendste? Hier das Kind, welches vor dem Entsetzlichen umsonst in den Schos der Mutter flüchtet? oder dort jenes Weib, das, vor ungeheurem Schreck hoch aufgebäumt, in die Knie zusammenbricht? oder der Greis, der sich verzweifelnd zur Erde geworfen, die Hände vor Grauen gefaltet und in dem wunderbar gezeichneten Antlitz das Furchtbare des ganzen Bildes wie in einem Spiegelpunct zusammenfassend?

Cornelius' „Apokalyptische Reiter“ sind ohne Vergleich das Großartigste, was die Ausstellung enthält; es ist keins unter den Tausenden von Bildern, das einen gleich mächtigen, gleich unverlöschlichen Eindruck hinterließe.

Neben Cornelius können wir hier nur Kaulbach nennen. Von seinen großen historisch-allegorischen Bildern ist es die Völkerscheidung, welche uns zunächst durch die Fülle von Geist in der Auffassung und von Schönheit in der Ausführung gefangen nimmt. „Die Zerstörung von Jerusalem“ ist nur im Stich von H. Merz ausgestellt und ebenso im Stich von Thäter „Die Hunnenschlacht“, jene Composition, mit welcher der Meister sich schon vor zwanzig Jahren auf eine Höhe schwang, welche von keinem seiner spätern Werke überflügelt, ja wieder erreicht worden ist. Die „Schlacht der Sachsen und Franken“ widerlegt das so häufig über Kaulbach gefällte Urtheil, als ob sein Talent historische Probleme einseitig nur auf dem Wege symbolisirender Allegorie lösen könne, wenn auch allerdings zuzugeben ist, daß auf diesem Gebiete die glücklichsten Sterne des Meisters glänzen. Es steht dies in untrennbarem Zusammenhang mit den Vorzügen, die ihn schmücken: nämlich mit der geistreichen Auffassung und der hellenisirenden, typischen Formgebung, welcher das Schöne freilich höher steht als das Charakteristische. Eine große Zahl von Werken bezeichnet den Weg, den Kaulbach nach dieser Richtung hin eingeschlagen. In sechs Frauengestalten hat er die Kupferstechkunst, die Architektur, die Plastik, die Malerei, die Geschichte und die Wissenschaft uns allegorisch vor Augen gestellt; diese Figuren sind gleich ausgezeichnet durch den Geist der Auffassung wie durch die Schönheit der Ausführung. Treffend ist ferner der Gegensatz in den beiden großen Gesetzgebern der Athener und der Juden, Solon und Moses, in zwei großen Gestalten ausgedrückt: während in dem aufgeregten Blick des Moses die fortreißende Inspiration durch Jehovah spricht, sucht der philosophische Kopf des Solon in edler Ruhe auf dem menschlichen Wege des Gedankens Recht und Wahrheit. Weniger entspricht die Auffassung Karl's des Großen der Geschichte: die grimmige Gestalt, die, das nackte Schwert in der Faust, mehr Furcht als Bewunderung erweckt, ist

zwar der Eroberer Karl, der fünftehalbtausend Sachsen an Einem Tage enthaupten ließ, aber nicht der weise Vater des Vaterlandes, der Recht, Sitte und Bildung durch alle Gaue seines weiten Reichs verbreitete. In jeder Hinsicht vollendet dagegen ist der reizvolle Fries über den Bildern im Treppenhause des neuen Museums in Berlin, die Weltgeschichte als Spiel von Kindern, von der Schöpfung anhebend, dann durch die ersten Kämpfe des Jägerlebens fortleitend zu Aegypten, Hellas und Rom, endlich abschließend mit der Völkerwanderung der Germanen, dem Mittelalter und seinen Kreuzzügen. In diesem Werk hat sich, vermöge der glücklich gewählten Aufgabe, mit der eigenthümlichen Concentrationsgabe des Kaulbach'schen Talents und der vollendeten Anmuth der Form noch ein dritter Hauptvorzug des Meisters verbinden können: der liebenswürdigste Humor, eine heitere schalkhafte Ironie, die sich in Gesicht und Bewegung der kleinen Helden, die hier Weltgeschichte spielen, in reizender Weise ausspricht. Das Hauptwerk dieser humoristischen Ader Kaulbach's ist bekanntlich sein unübertrefflicher „Reinicke Fuchs"; auch er ist in sechszehn trefflichen Blättern von A. Schleich vertreten.

Das Contingent, welches Bonaventura Genelli gestellt hat, ist klein an Zahl, aber groß an Werth: es besteht nur in sechs kleinen Bildern, deren Stoffe der altjüdischen und hellenischen Mythenwelt angehören. Allein auch in diesen engen Schranken hat der Meister die ganze kräftige Eigenthümlichkeit seines Talents bewährt: eine hochpoetische Erfassung üppiger Sinnlichkeit voll Kraft und Leben, eine Fülle von reicher Phantasie und, neben einem nicht selten etwas allzu derben Humor, wieder die größte Feinheit in Nachempfindung und Nachbildung einfacher idyllischer Situationen.

III.

In der Loge der „Apocalyptischen Reiter" befinden sich zwei Gemälde des Düsseldorfer Mintrop, „Der Christbaum"

und „Die Geburt Christi", welche sich durch Reichthum und Lieblichkeit der Composition sowie durch eine originelle Zeichnung der Engel mit eigenthümlichen schwalbengeschweiften Flügelein auszeichnen, wenn auch eine gewisse Absichtlichkeit in dem zu ängstlich symmetrischen Bau der Bilder stört. Von Julius Schnorr von Carolsfeld finden wir, neben zwei weniger gelungenen Cartons, die ihre Stoffe den Kreuzzügen entlehnen, in trefflichen Stichen von Thäter die Werke des Meisters, welche zu den Hauptzierden unserer Residenz gehören: Krimhild an Sigfrid's Leiche, der Schutz des Landfriedens durch Rudolf von Habsburg, und (aus dem Barbarossasale) der Einzug in Mailand sowie die Versöhnung mit Alexander III. Die Kraft und das Leben der Schnorr'schen Gestalten sowie der Schwung seiner Phantasie hat jedesfalls in den Darstellungen aus der Nibelungensage ihren Gipfel erreicht. In dem Salon des Königs Maximilian II. tritt uns zuerst das wohlgelungene lebensgroße Portrait unsers Königs entgegen, in wahrer und edler Auffassung von Bernhardt ausgeführt. Zwei andere Porträts von demselben Meister — Graf und Gräfin Yrsch — von sprechender Aehnlichkeit und vollendeter Technik bezeugen auf's neue die hervorragende Stellung Bernhardt's unter den lebenden Porträtisten. Außerdem zeichnen sich in dieser Nachbarschaft die Schlachten- und Pferdebilder von Albrecht und Franz Adam (Schlachten von Novara, Volta und Temesvar) durch Correctheit und Feinheit der Zeichnung aus sowie durch Lebendigkeit der Darstellung, während wir uns bei dem großen Reiterporträt des Kaisers von Oesterreich von Franz Adam mit der Auffassung weniger befreunden können. Die „Aquarelle aus der Geschichte des Hauses Czernin von Chudenic" von Geiger und Führich verdienen das Lob reicher Phantasie und liebevoller Versenkung in den Stoff. Auch die „Darstellung der kölnischen Kunstgeschichte" von Steinle können wir, unerachtet der neuerlich dagegen ausgesprochenen Verurtheilung, in Anbetracht der großen Schwierigkeit der ge-

stellten Aufgabe nicht anders als lobend erwähnen: die Zeichnung der Gruppen ist in den meisten Fällen vortrefflich und die Auffassung des Problems eine weihevolle.

Nach diesen für meine Aufgabe vielleicht zu sehr vereinzelten Urtheilen wende ich mich, von dem bisher eingehaltenen Weg etwas ablenkend, zu einer allgemeinen Betrachtung über die in der Ausstellung vertretenen Hauptrichtungen der Historienmalerei, um damit die Besprechung einer Reihe von — mit mehr oder minderm Fug so genannten — geschichtlichen Bildern einzuleiten. Der Streit, der hierüber immer wieder und häufig mehr cum ira als cum studio geführt wird, mag vielleicht eine Stimme nicht völlig werthlos erscheinen machen, welche sich wenigstens des Vorzugs der Unbefangenheit und Ruhe berühmen darf.

Wenn es die Aufgabe aller Kunst ist, eine (ästhetisch darstellbare) Idee in einer sinnlichen Form wiederzugeben, ergiebt sich, daß alle Fehler eines Kunstwerks nur dreifach sein können: entweder in der Idee oder in der Form oder endlich im Verhältniß der Idee zur Form. Dafür hat nun wieder jede Kunst nach ihrer Charakteristik und namentlich nach den von ihr verwendeten Mitteln ihre besondern Gesetze. Fehler in der Idee z. B. sind es, einen überhaupt unästhetischen Stoff zu wählen oder die gewählte, an sich ästhetische Idee unrichtig, unlogisch zu fassen. Fehler in der Form sind es, der Idee nicht denjenigen — in der Malerei denjenigen sichtbaren — Ausdruck zu geben, der ihr zukommt, infolge mangelhafter oder manirirter Technik ꝛc. Endlich Fehler in dem Verhältniß von Inhalt und Form bestehen z. B. darin, für eine an sich ästhetische Idee die falsche Kunst (Musik statt Poesie, Plastik statt Malerei) oder die falsche Kunstart (Drama statt Epos, Historie statt Genre) zu wählen, oder eine unbedeutende Idee mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Form gutmachen zu wollen oder einer bedeutenden Idee durch Armuth der Form nicht gerecht werden zu

können. Da nun alle menschliche Thätigkeit das Absolute nicht absolut, sondern nur in relativer Erscheinung darstellen kann, da sich in einem einzelnen Kunstwerk die ganze Idee der Schönheit sowenig realisiren läßt als in einer sittlichen Handlung das ganze Ethos oder in einem philosophischen System die ganze Wahrheit, so kann es nur Aufgabe des Künstlers sein, die ihn beselenden ästhetischen Ideen nach Maßgabe seiner individuellen historischen Voraussetzungen (Zeitalter, Nationalität, Schule, Persönlichkeit) darzustellen. Da nun aber jeder bestimmte Zug in der Persönlichkeit eines Menschen die entgegengesetzte Eigenschaft in diesem Menschen ausschließt, nach Spinoza's großem Wort: „Omnis determinatio negatio", so ist damit die Einseitigkeit eines jeden, auch des höchsten, künstlerischen Talents unvermeidlich gegeben.

Der große Dualismus von Geist und Natur, der alles Menschliche beherrscht, der auch in der verschiedenen Begabung der Künstler nothwendig erscheinen muß, wird daher auch in der Kunstgeschichte nothwendig zu Tage treten. Der Künstler, in dessen Individualität das Geistige überwiegt, wird unter den oben erwähnten Gattungen von Fehlern selbstverständlich am ehesten die folgenden begehen: Wahl eines abstracten Stoffes, Vernachlässigung der Technik sowie der Wiedergabe der Naturwahrheit, endlich unvollständige, unbedeutende Formgebung im Verhältniß zur Bedeutung der Idee. Andererseits wird der überwiegend auf die Natur, auf das Sinnliche angelegte Künstler leicht versucht werden, Probleme von zu geringem geistigen Gehalt zu wählen, über das Streben nach Wahrheit die Schönheit zu vergessen und durch eine gutausgebildete Technik den Mangel an Ideen verbergen zu wollen. Solange es eine Kunstgeschichte gibt, hat der Dualismus von Geist und Natur zu den geschilderten Erscheinungen geführt und wird und muß in alle Zukunft desgleichen thun: denn die Gesetze des menschlichen Wesens und die wirkenden Factoren der Begriffe Kunst und Schönheit bleiben sich immer gleich, ja diese

Wirkungen und Gegenwirkungen sind die Pulsschläge, welche die Kunstgeschichte beleben. Es ist also höchst verkehrt, die beiden Richtungen mit den (viel zu engen) Begriffen Idealismus und Realismus zu bezeichnen und nun nach Willkür den einen Factor zu loben und den andern zu tadeln, wie man nach Geschmacksverschiedenheit die Aepfel liebt und die Birnen nicht mag. Jede dieser Richtungen hat ihr gleich gutes Recht: denn ihr Gegensatz ist nothwendig: er wurzelt im Wesen des Menschen und der Kunst: richtig ist nur, daß keine für sich allein die ganze Kunst enthält: gerade in ihrer Wechselwirkung vollzieht sich die Geschichte der Kunst. Natürlich hat jeder der beiden Wege seine besonderen Abwege: und Aufgabe der Kritik, sofern sie praktisch wirken soll, kann höchstens sein, vor den Verirrungen der Einseitigkeit zu warnen: aber den Idealisten zum Realismus zwingen oder umgekehrt — das soll und kann sie nicht. Und so können wir nicht einstimmen in den fanatischen Vernichtungsruf, mit dem eine neuaufkeimende Kunst die entgegengesetzte Richtung (die Feder sträubt sich vor den schiefen Phrasen Realismus und Idealismus) verketzert; aber ebenso wenig in den Entsetzensschrei der „Idealisten", die sich in ihrer langen Alleinherrschaft in der deutschen Kunst bedroht sehen. Es ist vielmehr erfreulich, daß die hohe Begabung unsers Volks für die Kunst sich in neuer Weise bewährt und ihre Vielseitigkeit beweist: die beiden Richtungen können sich zu höchst heilsamer Controle dienen: der Idealismus mag sich vor seinem Zerrbild, einer gespreizten theatralischen Unnatur, hüten und vor Vernachlässigung der Form: sonst wird ihm die Concurrenz der gesunden Wahrheit und der Technik des Realismus den Ehrenkranz entziehen. Und andererseits sollen die Realisten aus den Bildern ihrer Gegner lernen, daß die Idee der edelste Theil des Kunstwerks ist und daß auch noch so täuschend gemalte seidene Fahnen und Sammetschleppen in alle Ewigkeit kein Historienbild ausmachen. Denn der Theatralismus einerseits, der Materialismus andererseits sind die verderblichen Abwege, auf welche

die beiden Principien ihre Einseitigkeit nur zu leicht führen kann und nur zu oft geführt hat, wie unsere Ausstellung deutlich genug zeigt.

Nach diesen einleitenden Worten, welche unsern Gesichtspunct feststellen, können wir uns bei den einzelnen Bildern kürzer fassen, ohne mißverstanden zu werden. Man wird jetzt wissen, was wir meinen, wenn wir uns der erörterten Begriffe als kurzer Schlagworte bedienen.

Ein herrlicher Beweis, wie gut sich die Vorzüge des Idealismus von dessen extremen Carricaturen fern halten und wohlvereinbar ist mit Eigenschaften, welche der Realismus oft als sein ausschließliches Eigenthum zu vindiciren pflegt, sind die meisterhaften Cartons von Alfred Rethel, insbesondere der Einzug Karl's des Großen in Pavia und dessen Sieg über die Mauren. Hier ist großartige Auffassung mit höchster Treue gegen Geschichte und Natur vereinigt: diese etwas kurzen, aber stämmigen Gestalten sind voll Kraft und Leben: eine schwungvolle Phantasie, die doch nirgends die Grenze der Wahrheit überschreitet, hat sich mit Innigkeit in die schönen Probleme vertieft. Ebenso vortrefflich sind die geistvollen, ja großartigen Aquarelle, welche den Zug Hannibal's über die Alpen mit reicher origineller Erfindung darstellen: hier ist der Mosisstab echten Talents, das aus dem dürren Fels magerer historischer Notizen eine Fülle sprudelnden Lebens zaubert. Als geistesverwandt dürfen wir schon hier die Entwürfe von Ludwig Schwanthaler erwähnen, die in dreizehn Zeichnungen vorliegen, wenn wir auch erst am Schluß unserer Berichte, bei der Besprechung der Plastik, näher auf seine Charakteristik eingehen können; sein „Schild des Herakles“ und sein Barbarossa-Fries haben im Schwung der Auffassung und in der Kraft der Darstellung vieles gemein mit den markigen Gestalten Alfred Rethel's.

IV.

Die kraftvollen Friesentwürfe suchen die für den Plastiker so schwierige Aufgabe, in dieser hellenischen Kunst deutsche Gestalten auch wirklich deutsch zu bilden, zu lösen. Dem gegenüber haben wir nun die Leistungen eines großen Baumeisters auf dem Gebiet der Malerei mit dem entgegengesetzten Lob zu erheben: Schinkel's herrliche Entwürfe zu den Fresken in der Vorhalle des Museums in Berlin, welche die Culturentwickelung der Menschheit mythologisch darstellen, sind ein Muster glücklichster Versenkung in die hellenische Welt. Eine poesievolle, schimmernde Auffassung des Menschengeschicks von seiner Lichtseite wird uns hier in einer Fülle von Gestalten vorgeführt, deren milde Schönheit uns entzückt; das ist hellenische, heitere Schönheit, das sind die selig lachenden Götter Homer's! Hier kann ein verkehrter Realismus lernen, mit wie einfachen Mitteln die höchsten Probleme sich lösen lassen, und wie der schwungvollste Idealismus zugleich heilige Wahrheit sein kann. Wir wenden uns zu den effectvollen Historienbildern von Feodor Dietz *), dem wackern neuerwählten Präsidenten unserer hier tagenden Versammlung der deutschen Künstler, dessen schönem Eifer für Kunst und Künstlerschaft ein großer Theil des Verdienstes zufällt, unsere Ausstellung per saxa et ignes zur Durchführung gebracht zu haben. Wenn man manchen früheren Bildern von Dietz zum Theil nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf des Theatralischen gemacht hat, so ist dieser Fehler überwunden in dem schönen Bilde, welches seinen jüngsten Schritt und Fortschritt bezeichnet, „Die Gattin Gustav Adolf's empfängt dessen Leiche nach der Lützener Schlacht". Kraft, Leben und schöne Charakteristik der Köpfe sind Hauptvorzüge des Bildes. Als weniger gelungen möchten wir bezeichnen die etwas bunte

*) Der ritterliche, begeistert deutsche Mann hat im Kriege 1870 durch Ueberanstrengung im Nothhelfer-Dienst den Tod gefunden: er starb in Feindesland und im Sattel. — Ehre seinem Andenken! (1881.)

und wirre Composition der Erstürmung Belgrad's durch Max Emanuel und die vielleicht zu gesuchte Darstellung des Herzogs von Koburg in der Schlacht von Eckernförde. Dagegen ein Bild von Phantasie und Leben und großer Wirkung ist die Zerstörung Heidelberg's durch Mélac. Den älteren Dietz'schen Bildern in einem gewissen Suchen nach theatralischem Effect verwandt ist die Richtung unseres trefflichen Philipp Foltz, welcher außer einigen weniger bedeutenden Skizzen ein herzerfreuendes Familienbild ausgestellt hat: ein blühendes, junges Bauernweib, welches, im lachenden Sonnenschein auf üppiger Flur gelagert, ihr kräftig Kind in frohgesundem Mutterglück in die Höhe hält; das Bild hat eine treffliche Technik und viel Innigkeit und Wahrheit. Das große Historienbild desselben Meisters — der Kniefall Barbarossa's vor Heinrich dem Löwen — glänzt ebenfalls mit einer schönen Technik und mancher edel gezeichneten Gestalt, wenn wir auch weder die Auffassung der kaiserlichen Demüthigung noch die Verherrlichung des trotzigen Vasallen theilen können. — Ein schönes Talent hat sich unter der Leitung von Foltz in dem jungen Münchener Pixis erfreulich entfaltet; wenn in dessen früheren Bildern (namentlich dem Kanzler Peter de Vineis vor Friedrich II.) noch eine gewisse Ueberbuntheit der Farbe und Uebertreibung im Ausdruck stört, so ist schon in seinem „Huß" ein bedeutender Fortschritt und sein „Coriolan" endlich hat einen Schwung der Auffassung, eine Noblesse der Zeichnung und ein Schönheitsgefühl, die alles Lob verdienen. Gustav Richter aus Berlin, der ein ausgezeichnetes Porträt seiner Schwester geliefert hat, schickt von Historienbildern nur eins, aber eine Perle: die Erweckung oon Jairi Töchterlein. Insbesondere der Ausdruck des Mädchens, dessen dem Licht kaum wiedergeöffnete, dunkelgewimperte Augen einen unaussprechlich süßen Blick auf den Lebensspender werfen, ist ein Meisterstück: hier ist eine vollendete Technik mit tiefpoetischem Gefühl und edler Auffassung verbunden, wenn auch das Bild mehr ein menschliches als ein heiliges ist. Mit schlichten

Mitteln, aber ebenfalls mit tiefer Empfindung hat Hensel den schlichten Stoff: „Jesus und die Samariterin“ behandelt und durch die edle Einfachheit seiner Darstellung mächtige Wirkung erzielt. Auch ein feingemaltes Porträt von Mendelssohn zeigt Hensel's zarte, noble Kunst. Sehr entgegengesetzter Richtung ist das große Bild von Rosenfelder: „Kurfürst Joachim von Brandenburg zieht das Schwert gegen Herzog Alba“. Die kraftvolle und gewinnende Darstellung des von edlem Zorn bewegten Kurfürsten und die lebendige Charakteristik in manchen der übrigen Gestalten ist gewiß zu loben: allein manchmal scheint in dem Streben nach Lebhaftigkeit im Ausdruck des Guten denn doch etwas zu viel gethan und auch die Technik ist keineswegs mit gleichmäßiger Sorgfalt auf das ganze Bild vertheilt. Vortrefflich ist der „Ueberfall bei Hochkirch“ von Adolf Menzel. Schlicht, kräftig und wahr in der Darstellung und doch in der Auffassung des großen Königs eine ideale Weihe über das Ganze breitend, verdient das Bild vollständig das Lob, welches ihm mit großem Verständniß der π-Berichterstatter der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage zu Nr. 264, Fr. Pecht) gespendet hat.

In der Richtung den Foltz'schen Bildern verwandt, aber ohne deren schöne Technik und Noblesse, ist der „Friedrich Barbarossa“ von Kolbe; schade, daß die lebensvollste Figur des Bildes, der fanatisch bewegte Predigermönch, nicht zu dem gehaltenen Pathos des Ganzen passen will. Von Eybel, einem anderen berliner Künstler, ist der große Kurfürst in der Schlacht von Fehrbellin behandelt. Kopf und Gestalt des Kurfürsten, mit unverhältnißmäßig größerer Sorgfalt gemalt als das ganze übrige Bild, tritt deßhalb allerdings bedeutsam hervor; wenn die Episode der Aufopferung des treuen Stallmeisters neben der Verherrlichung des Fürsten zur Hauptsache gemacht werden sollte, so hätte in dem Ausdruck des Sterbenden doch nicht blos der physische Todesschmerz erscheinen sollen. Von Stilke ist Richard III., der die Söhne Eduard's ihrer Mutter entreißt,

ein Bild von sprechender dramatischer Darstellung; ebenso zeichnen sich „Gutenberg und Faust bei dem ersten Druck" von Brücke durch lebhaften Ausdruck der Köpfe und kunstvolle Behandlung des Lichtes aus. Krüger hat mit aller Virtuosität in der Behandlung, bei aller Mühe, mit der er Leben und Bewegung erstrebt hat, bei dem großen Bild einer berliner Parade das Steife und Unmalerische, das eben in dem Gegenstand liegt, nicht überwinden können. Dagegen zeigen seine preußischen Vorposten, was sein Talent, wenn es nicht durch das Problem geknechtet war, Tüchtiges leisten konnte. Vielleicht den mächtigsten Eindruck von den aus Berlin geschickten Historien macht das geistvolle Bild des frühverstorbenen Schorn: „Die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster." Wenn auch, was der Künstler selbst noch eingeräumt hat, die Färbung des Ganzen etwas zu bunt ausgefallen, wenn auch die harmlos spielenden Edelknaben zu den Füßen des Bischofs zu dem grimmigen Ernst der Situation einen zu absichtlich gesuchten Gegensatz bilden, wenn überhaupt das Streben nach dramatischem Eindruck im ganzen Bild sehr deutlich hervortritt, so ist doch der Ausdruck in den Köpfen des zürnenden Bischofs und seiner theils fanatischen, theils kalt unerbittlichen Rathgeber vortrefflich. Ebenso glücklich ist der Gegensatz der beiden gefangenen Anführer, von denen Knipperdolling den derben Trotz einer starken Natur bis zum Aeußersten bewahrt, während Johann von Leyden, dem man in all seinem Putz den Schneidergesellen ansieht, eine meisterhaft gedachte Mischung von Erschöpfung, Geknicktheit und Stumpfheit zeigt. Auch in manchen Frauengestalten — den mitgefangenen Weibern des Propheten — ist die poetische Phantasie des Meisters, dessen leider nicht vollendete „Sintflut" eine Zierde unserer neuen Pinakothek bildet, sehr glücklich gewesen, während die Reihe der gepanzerten Wache mit einem Eindruck von eherner Kraft das Bild schließt. Den Reigen der düsseldorfer Historienmaler führt billig Lessing mit seiner Hussitenpredigt und seinem

Papst Paschalis. Wenn auch das erstere Bild, vor zweiundzwanzig Jahren gemalt, hier und da die Kennzeichen einer Jugendarbeit trägt und wenn auch in dem zweiten der Kaiser und seine Krieger etwas zu sehr in den Hintergrund treten gegenüber dem Papst und seinen Prälaten, so kann dies doch keinem gerechten Beurtheiler die Freude an Lessing's berühmtem und bedeutendem Talent trüben. Hier ist doch Poesie in der Idee und nicht blos Sammet und Seide, auch wird die poesievolle Auffassung von einer trefflichen Technik getragen, die sich aber nicht störend in den Vordergrund drängt, sondern bleibt, was sie sein soll: Mittel zum Zweck. Wenn wir der Loreley von Karl Sohn nicht den unbedingten Beifall schenken können, den sich das jedenfalls phantasievolle Bild bei so vielen Besuchern der Ausstellung erwirbt, so wurzelt dies nicht in einer Verkennung des bedeutenden Talents des Meisters, dessen Verdienst wir bei Besprechung der Porträtmalerei noch hervorzuheben haben. Der Vergleich des Originals mit dem Stich von Felsing belehrt uns, wo der Mangel des Bildes liegt; nämlich in der etwas gesuchten künstlichen Farbe, nach deren Entfernung im Stich die Wirkung des Bildes viel gesunder und wahrer ist. Wie Sohn in der Porträtmalerei, scheint Geselschap im Genre, wo wir ihn wieder finden werden, glücklicher als in der Historie: in seiner „Leiche Gustav Adolf's" haben Bestrebungen, wie sie im Genre ganz berechtigt, in der Historie aber zu kleinlich und äußerlich sind, namentlich Suchen nach Beleuchtungseffecten, den einfach großen Stil der Historie verkümmert. Dagegen in der Darstellung einer einzelnen Gestalt im historischen Stil ist die Anwendung solcher Mittel ganz berechtigt und von großer Wirkung: so in der Mignon von Köhler, wo, neben der poesievollen Darstellung des für diese Goethe'sche Lieblingsgestalt so charakteristischen Uebergangs vom Kind zum Mädchen, besonders die Lichtwirkung trefflich benutzt ist und zu der Werthschätzung, welche das Bild findet, wesentlich beiträgt.

V.

Die Grenzen zwischen Historie, religiöser Malerei, Porträt, Genre, Landschaft, Architektur und Stilleben lassen sich in der Theorie allerdings nach scharfen Begriffen ziehen und es wird jedesfalls ein Fehler sein, wenn der Künstler die Gesetze des einen Gebiets auf einen andern Gebieten angehörigen Stoff anwendet: wenn er z. B. einen großartigen historischen Moment in der Art des Genre behandeln wollte. Allein sehr häufig sind eben die Stoffe nicht so ganz bestimmt Einem solchen Gebiet angehörig, sondern lassen sich recht wohl nach der einen wie nach der andern Auffassungsweise künstlerisch darstellen. So entstehen Uebergangsstufen, welche, so lange nicht einander widersprechende Momente der beiden Grenzgebiete zusammentreffen, nicht zu verwerfen sind. Unter den erwähnten Beschränkungen können wir uns die Rubriken: historisches Genre, religiöse Historie, historisches Porträt, Genreporträt, Genrelandschaft, Genrestillleben, Architekturlandschaft wohl gefallen lassen und wir finden diese Confinien in reichem Maß auf der Ausstellung vertreten. Den weitesten Rahmen gewährt in dieser Hinsicht die Genremalerei, zu welcher, als der natürlichen Nachbarin der Historie, wir uns nunmehr zu wenden haben. Hier begegnet uns von den berliner Meistern zuerst Adolf Menzel in seinem trefflichen „Besuch Friedrich Wilhelm's I. in einer Schule". Der Humor in Behandlung der lobgekrönten, der unglücklichen und ungezogenen Schulknaben sammt dem hocherfreuten Schulmeister ist ebenso erfreulich als die Haltung des Königs und seines Gefolges. Es ist etwas specifisch Brandenburgisches in dem Bild. Liebenswürdig ist die „Geduldprobe" von Kretschmer: die gestrenge Großmutter zwingt einen frischen Buben von elf Jahren, sehr gegen seinen Willen, ihr ein Garn zum Abwinden zu halten, indeß ihn die Kameraden an der offenen Thür zum Spiel abrufen wollen. Von Meyerheim ist der „Kirchgang" und die „Mutter mit ihrem Kind" ausgestellt, beide voll

Gemüth und Wahrheit. Aus Düsseldorf haben wir von Jordan ein „Sonntagsvergnügen holländischer Seeveteranen" in gutem niederländischen Stil und ein „Glückliches Alter" — ein Großvater mit einer herzigen Enkelin — von großer Innigkeit. Von Geselschap ein „Erwachen der Kinder am St.-Nikolaustag" und einen „Christmorgen", worin insbesondere die Kinder mit großem Humor und schönem Gefühl gemalt sind; von Hasenklever „das rheinische Kelterleben" voll Wahrheit und Stimmung. In Karl Hübner's „Heimkehr der Söhne" (1857) und „Besuch des jungen Seemanns im väterlichen Hause" (1858) ist ein erfreulicher Fortschritt gegenüber der unwahren „Verlassenen" (1846). Die „Eremitenpredigt" von Valentin zeichnet sich durch Reichthum und drastisches Leben der Darstellung aus. Die Krone jedoch dieser Bilder ist die „Heimkehr vom Schulfest" von Böttcher: der Humor und die freundliche Lieblichkeit dieser Kindergestalten ist so deutsch und so wohlthätig. Hervorzuheben sind noch die „Wirthshausscene" von Pistorius, ein trefflich gemaltes „Stillleben" von Wilms und (die etwas süßlichen, aber doch) poesievollen „Elfen" von Steinbrink. Auch das „Wiedersehen" von Marie Wiegmann ist voll Ausdruck und Leben. Minder günstig kann man von dem Dresdener Contingent zum Genre urtheilen: „Das wiedergefundene Kind" von Rustige hat zwar in manchen der Zigeuner und der wachhaltenden Soldaten viel Leben, jedoch gerade in den Hauptfiguren eine zu theatralische Haltung: das „Begräbniß auf dem Dorfkirchhof" von Lichtenberger ist allzu süßlich — ein Tadel, dem auch das „Hochzeitsmahl" von Wichmann nicht entgeht — und die „Kunstreiterbuben" von Carnicelius stellen einen glücklich gewählten Stoff zu exaggerirt dar. Ludwig Richter freilich erreicht in seinen deutschen Kindergestalten einen classischen Grad der Vollendung: leider sind dieselben nur in einer unvollständigen und unbefriedigenden Auswahl von Holzschnitten vertreten. Unter den Münchener Genrebildern heben wir hervor von Eberhardt zwei mittelalterliche: „Das

Turnier" und „Sophie von Brabant" sowie eine moderne „Hochzeitsreise" voll freundlicher Lieblichkeit, wenn auch nicht ohne die Gefahr einer gewissen Süßlichkeit. Zum Genre rechnen wir ferner die poesievolle Darstellung der Kramer-Klett'schen Fabriken zu Nürnberg von unserm verdienstvollen Professor Neureuther, wiewohl der Stoff zunächst das Bild unter die Architekturen subsumirt. Darin besteht aber gerade das Verdienst dieses Bildes, den an sich höchst unkünstlerischen Stoff — eine Maschinenfabrik! — lebendig beselt zu haben durch eine reiche menschliche Staffage und durch Umbildung der starren Linien eines Fabrikgebäudes zu schön bewegten Arabesken. Durch höchsten Adel und edelste Reinheit der Empfindung zeichnen sich aus die „Maiandacht" und die „Spielenden Kinder" von der zu früh der Kunst und den Ihrigen entrissenen Freifrau Elektrine von Freyberg, welche wir bei dem Porträt und der Religionsmalerei als hochbedeutend wiederfinden werden. Von Kirner's zahlreichen und wirksamen Bildern sind als besonders gelungen und von echtem Humor erfüllt hervorzuheben die „Gardia civica" und die „Schwäbische Landwehr". Ebenso sind die „Rauferei vor einem bairischen Wirthshaus" und der „Raubanfall" von dem köstlichen Bürkel von drastischem Humor und lebensvoller Komik wahre Muster. Die „Versteigerung" von Petzl bietet eine Fülle von ausdrucksvollen, sprechenden Köpfen und seine „Beichte" hat eine feingefühlte Stimmung und Farbe. Das „Landmädchen aus der hessischen Rabenau" von van der Embde ist ebenfalls eine stimmungsvolle zartempfundene Idylle. Von August Riedel in Rom finden wir neben einem sehr schwachen Genrebild und der etwas sehr manierirten „Fischerfamilie von Neapel", die „Badenden Mädchen" und die weitbekannte „Sakuntala". Niemand kann dem Beherrscher der Farbe den Vorzug weichen warmen Lebens bestreiten, der denn auch in dem letztgenannten Bild starke Wirkung hat, während von den drei

badenden Mädchen leider nur die eine gewandlose Gestalt schön erscheint. Von Rhomberg ist der „Bauer bei dem Dorfmaler“, von Moritz Müller die „Dachauer Kirchweihscene“ und die „Abendpredigt“ als getreu und lebendig zu rühmen.

Die „Appenzeller Stickerin“ von Kaltenmacher und die liebliche, blonde Stickerin von Helisena Girl bilden einen bedeutsamen, charakteristichen Contrast von dunkelm Temperament und heller Kindlichkeit. Echt komisch und voll gesunden Humors ist „der irrgefahrene Postillon“ und die „Rauferei vor dem Wirthshause“ von Heinrich Marr. Auch die drastischen, zu unhemmbarem Lachen fortreißenden Bilder von Enhuber, bei deren Nennung so mancher Leser sich mit vergnüglichem Lächeln den Moment des ersten Eindrucks zurückrufen wird, kann ich mir nicht versagen namentlich anzuführen: „Die Toilette des Handwerksburschen“, der im Angesicht der münchener Frauenthürme seinen Rasirspiegel auf den Hut, diesen auf seinen Stock gestützt hat und nun anfängt, sich zu putzen; die „Versäumte Essenszeit“ zweier Knaben, die, ob eifrigen Fischfangs, die Mittagsstunde vergessen haben und nun vom Vater und dem Stock empfangen werden, und von denen der jüngere (der sich den Kopf gegen die Mittagssonne mittels eines Kohlblattes geschützt hat), das gefangene Fischlein hoch emporhebt und absolut nicht begreifen kann, daß der Anblick solcher Beute nicht alles entschuldigt; den „Flickschuster“, der über das furchtbare Loch, das ihm in einer Sohle zu flicken zugemuthet wird, in Entsetzen und rathlose Desperation geräth; endlich das „Unterbrochene Kartenspiel“: eine bitterböse Frau holt ihren Mann aus dem Wirthshaus, der, rasch entschlossen, unter dem Tisch einen Versteck sucht, zum höchsten Erstaunen der Gäste. Von Hagn, der seine Stoffe meist aus der zierlichen Trachtenwelt von Ludwig XIV. wählt, erwähnen wir die „Wechselverschreibung“, welche ein junger Cavalier mit nachlässiger Grazie einem alten Wucherer ausstellt; von Motzet einen poesievollen jungen Mönch, der mit

elegischem Ausdruck einer Trauung zusieht. Von großer komischer Wirkung sind die trefflichen Bilder von Ramberg's:*) der Spaziergang zweier adeliger Knaben, die für's Leben gern unter ein Rudel von Bauernbuben zu Spiel und Balgen auf einem Heuhaufen sich mischen möchten, jedoch von ihrem theologischen Hofmeister mit einer unnachahmlichen Stockbewegung in Ordnung gehalten werden; und ein Bauermädchen, daß sich beim „Fensterln" vor ihrem Schatz versteckt. Die „Reconvalescentin" von Bethke, eine alte Frau, die von ihrer kleinen Enkelin zum ersten Male an ihren Lieblingssitz am Fenster geführt wird, ist fein und innig in der Empfindung. Schön in seinem „Familienfest" zeigt sonniges freundliches Gemüthsleben; sein „Lesendes Mädchen" ist voll lieblicher Poesie, während sein „Auswanderer", ein kräftiger schwäbischer Bauer, der gegen das Flehen seines jungen Weibes von einem Speculanten aus der deutschen Heimat hinwegpersuadirt wird, dem Stoffe nach von ergreifender Wirkung ist. Die „Landsknechte" Baumgartner's, die in einer Kirche ihre Beute ausspielen, sind von derber Lebenskraft. Von Geyer aus Augsburg, dessen meisterhafte Beherrschung der Formen der Roccoco- und Zopfzeit, getragen von einer vollendeten Technik, allbekannt ist, finden wir nur ein Bild, „das Antichambre" eines großen Herrn, etwa eines Ministers, von „Antichambrirenden" aller Art gefüllt: wiewohl auch hier in Charakteristik und Technik des Schönen viel geleistet ist, fehlt doch diesem Bild jene Natur und Gesundheit, welche dem Meister sonst zu eigen ist. Wir beschließen den Reigen der münchener Genremaler mit dem Lob eines der Beliebtesten unter ihnen: das Publikum findet in den zahlreich ausgestellten Bildern von Flüggen eine reiche Auswahl seiner Lieblinge. Wenn auch manchmal „die Bescheidenheit der Natur" in dem Streben nach scharfer Charakteristik in

*) Ebenfalls allzu früh uns entrissen!

einigen dieser Stücke stark verletzt ist, so machen doch auch andre derselben einen ungestört befriedigenden Eindruck: so namentlich die „Weinprobe" durch Wahrheit und Humor, die „Proceßentscheidung" durch eine reiche, lebendige Charakteristik und der „Morgenkuß" durch liebevolle Innigkeit und echte Empfindung, die leider nicht von allen Flüggen'schen Bildern zu loben ist. Mit einer viel kleinern Anzahl von Bildern ist die wiener Genremalerei vertreten. Außer den bekannten Stücken von Ruben („Ave Maria", die „Novize" und der „Karthäuser"), die sich durch Reinheit der Empfindung und edle Einfachheit der Darstellung hervorthun, haben wir nur noch der Namen Gauermann, Litschauer (der „Hinterhalt" voll Leben und Humor), Eduard Ender („Schachpartie und Trio aus der Zeit von Ludwig XIV.", weniger gelungen ist der süßliche „Tasso") und Gustav Gaul (vier „Mädchen" von lebendiger Individualisirung) lobend zu erwähnen: des poesievollen „Savoyardenknaben" von Gustav Müller, der krank und müde vor fremder Thür kauert, nicht zu vergessen. In das Gebiet des Stillebens gehört der „Kleine Blumenfreund" von dem Wiener Adalbert Schäffer, ein hübscher feiner Page, der in reicher Vase schöne Blumen ordnet; sowie der mit vollendeter Technik von demselben Meister gemalte prächtige Pocal des Matthias Corvinus.

Unter den Meistern der Thierstücke ragen hervor Franz und Benno Adam (Pferde, Hirsch und Hunde), Habenschaden (ein trefflicher „Ruhender Fuchs"), Ludwig und Friedrich Voltz, Eberle (Schafe, von einem Adler verfolgt), Schildknecht (Schmetterlinge und Käfer) und Spekter (der „Große Unbekannte": ein fremder Hund, der bei allen Bewohnern des Hofes, vom Kettenhund bis zum Enterich, höchst komischen Zorn und lautes Entsetzen hervorruft), alle diese der münchener Schule angehörig oder verwandt, und Steffeck von Berlin. Wir können nicht von der Betrachtung der Genremalerei scheiden ohne Anerkennung des Reichthums an Vortrefflichem, das in diesem Gebiet geleistet erscheint:

genaue, liebevolle Beobachtungsgabe, innige wahre Empfindung und ein gesunder Humor, die wesentlichsten Bedingungen des Genre, sind eben von jeher Hauptzierden deutscher Eigenthümlichkeit gewesen, und es hat gewiß nicht blos ästhetische, sondern auch culturgeschichtliche und politische*) Gründe, daß unsere moderne deutsche Kunst im Gebiet der Natur, des Hauses und des Stillebens so unvergleichlich reicher und befriedigender producirt als in der allerdings größere nationale Voraussetzungen machenden Historienmalerei.

VI.

Ich setze meine Berichte über unsere große Kunstausstellung auch noch nach dem kürzlich erfolgten Schluß derselben fort; ist doch die Ausstellung selbst ein Ereigniß gewesen, das nicht mit dem Augenblick verschwindet, vielmehr in den Herzen aller Künstler und Kunstfreunde noch lange nachwirken wird.

Wie ungerecht und oberflächlich geurtheilt es ist, alle Meister einer Schule mit einem und demselben Kamm zu scheren, zeigt z. B. die Vergleichung zweier düsseldorfer Historienmaler, welche, einer sogenannten Schule angehörig, von total verschiedenem Charakter erscheinen: die Bilder von E. Leutze, sein „Columbus" wie sein „Karl II. Stuart" wie sein „Heinrich VIII." sind unwahr in der Darstellung und, bei mangelhafter Technik, ohnmächtig in der Wirkung, während die Bilder von Camphausen, und zwar nicht minder seine „Schlacht von Naseby" als insbesondere sein „Abgewiesener Parlamentär" durch Phantasie der Auffassung wie durch Kraft und Schönheit der Darstellung und lebendige Wahrheit sich auszeichnen: das sind gemalte Balladen.

Unter den von Dresden eingesandten Historienbildern verdient die Palme die „Nausikaa" von Bendemann. Das Bild sucht sich dem Genius, der in hellenischer

*) Geschrieben 1858!

Kunst lebt, zu nähern: voll Poesie ist die Gruppe, in welcher der in holdseliges Sinnen versunkenen, von der Persönlichkeit des Fremdlings mächtig erschütterten Königstochter drei Gespielinnen folgen: die eine, gereift und der Liebe nicht fremd, die bevorstehende Wirkung klar erkennend: die zweite, in zarter Sorge um den ernsten Ausdruck der Freundin: die dritte, minder ideal, nur von forschender Neugier gegenüber dem Unbekannten bewegt, indeß er selbst, der herrliche Dulder Odysseus, zögernden Schrittes folgt, nur bedacht, das Geschehene zu seinem Vortheil zu kehren in dem fremden Land, und ruhig seines großen Vorhabens eingedenk, der Heimkehr φιλὴν εἰς πάτριδα γαῖαν. Gegenüber solchen Bildern erkennt man so recht die Unzulänglichkeit des flachen Geredes von Idealismus und Realismus: hier ist die ganze Kunst, die aus diesen beiden Hälften besteht. Großartiger noch, dem Stoffe gemäß, ist Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“; die über dem Elend ihres Kindes wahnsinnig gewordene junge Frau insbesondere ist hoch poetisch gedacht und echt malerisch ausgeführt: gleichwohl ist dies Bild nicht so allseitig und gleichmäßig vollendet als die Nausikaa. In den „Letzten Tagen Friedrich's II. und Karl's V.“ von Julius Hübner ist die Naturwahrheit sehr weit in das Gebiet des Unschönen verfolgt (während in seiner „Ruth“ und seinem „Samul“ des Schönen viel enthalten ist). Umgekehrt ist in den geleckten Bildern von Oer (dem „Hans Sachs“ und „Tasso's Tod“) die Natur gegenüber der Kunst zu kurz gekommen: doch hat dessen historisches Genrebild: „Schiller's Ertappung bei Lesung der Räuber“, nach Laube's „Karlsschülern“, auch außer dem glücklich gegriffenen Stoff in der Darstellung viel Gefälliges. Ebenfalls mehr durch schöne Gruppirung und schöne Farbe als durch große innere Wahrheit zieht die „Salbung Christi durch die Sünderin“ von Gustav Jäger die Aufmerksamkeit auf sich.

Leider ist unter den münchener Schlachten- und Historienmalern der talentreiche Monten, den ein zu früher Tod

seiner Kunst entriß, nur in wenigen kleinern Stücken vertreten, welche gleichwohl das kräftige Leben und die feine Noblesse seiner Pinselführung zeigen; sein „Polenabschied", der bei seinem Erscheinen in den damals noch sehr regen Sympathien für das vielverblendete Volk eine günstige Stimmung für die Höhe des Beifalls fand, wird sich auch ohne diese äußerliche Basis durch den Adel der Empfindung und Darstellung stets werthvoll erhalten. Von Deckelmann ist ein Carton: „Landgraf Ludwig der Eiserne spannt seinen räuberischen Adel vor die Pflüge der mißhandelten Bauern", durch die Kraft der wahrhaft eisernen Gestalt des Landgrafen ausgezeichnet, wenn auch andere Theile des Bildes, insbesondere die Gruppe der befreiten Landleute, weniger gelungen sind. Ungleichmäßigkeit in der Sorgfalt der Darstellung ist ein in der Ausstellung überhaupt höchst fühlbar hervortretender Mangel der Historienbilder. Ein in jeder Hinsicht lobenswerthes Bild ist die „Gefangennehmung Franz' I. in der Schlacht von Pavia" von Vischer: Noblesse der Zeichnung, Schönheit der Farbe und edle Wahrheit sind seine Vorzüge. Von Karl Piloty, dem glückgetragenen jungen Talent, welches hier vielfach als eine Hauptverheißung für die Zukunft des (wahren, des idealen) Realismus in der deutschen Kunst angesehen wird*), ist das letzte und edelste Bild „Seni vor Wallenstein's Leiche" nur in Photographie ausgestellt; ein zweites, im Original ausgestelltes Bild aus dem Dreißigjährigen Kriege, „Die Ernennung des Kurfürsten Max I. zum Haupt der Liga", hat, bei bewundernswerther Malerei von Sammet, Seide, Erz und Leder, doch die Ungunst des Problems einer Hof- und Statsaction nicht überwunden: auch sind die Hauptpersonen im Hintergrund im Vergleich mit manchen Nebengestalten im Vordergrund (namentlich gegenüber dem freilich sehr schön gemalten Pagen) offenbar zu klein ausgefallen. Indem

*) Diese 1858 geschriebenen Worte sollen unverändert stehen bleiben! (1881.)

wir einen poesievollen und kräftigen Carton der „Schlacht von Bassantello“ von Andreas Müller kurz hervorheben, wenden wir uns zu einem „Cid Campeador, der im Tod seine Feinde besiegt“, von Otto Knille: hier ist der Zweck des ritterlichen Abenteuers, durch die Feinde eine Gasse zu brechen, in der vorwärts dringenden Bewegung des Bildes gut dargestellt: fast ohne Waffengewalt werden die Wellen der Heiden nach beiden Seiten auseinander geworfen durch den Eindruck der erhabenen Heldengestalt, deren gespensterhafte Leichenruhe trefflich dargestellt ist gegenüber dem religiösen ruhigen Muth des Bischofs zur einen Seite und dem tapfer fechtenden Ritter zur andern. Leider sind manche der Moslim allzu bewegt, allzu theatralisch ausgefallen.

Da ich jedoch gegenüber den noch immer in großer Zahl sich aufdrängenden Historienbildern, welche nicht minder als manche der früher ausführlicher besprochenen ein Wort der Würdigung fordern, in einer Art von Nothwehr mich befinde, so mögen die auf solche Weise verkürzten Meister — oder Beschauer mit dem engen Raum, der mir doch nur zu Gebote steht, nicht mit mir, grollen. Und so wollen wir nur im Vorübergehen der charakteristischen Bilder Anton Koch’s, des Jugendfreundes Schiller’s, erwähnen, die, halb historische Landschaften, halb historische Genrebilder, theils noch mit allen Schwächen der veralteten Kunst behaftet (wie sein „Aufstand in Tirol“), theils, von dem bedeutenden Talent ihres Meisters getragen, schon Anfänge einer schwungvollern neueren Richtung zeigen (so namentlich sein „Macbeth“). Von Ruben, den wir im Genre wiederfinden werden, heben wir die wohlbekannte Composition des Columbus mit ihrer in Ruhe und Bewegung schön vertheilten Gruppe hervor, verweilen einen Augenblick vor Rahl’s stylvollem „Odysseus vor Alkinoos“, erwähnen das lebendig bewegte Bild von Blaas „Raub venetianischer Bräute“ und werden erst von Wurzinger’s: „Widerstand und Befreiung Ferdinand’s II. gegenüber den Rebellen“ länger festgehalten. Hier ist wieder einmal Realismus im schönen, lobenswerthen Sinn:

mit großer Vollendung sind alle Vortheile einer trefflichen Technik angewendet, alle Gelegenheiten, sie geltend zu machen, benutzt, (und zwar ist diese Sorgfalt in rühmlicher Gleichmäßigkeit auf das ganze Bild vertheilt). Gleichwohl drängt sich die Technik nicht ungebührlich in den Vordergrund, sie ist nur Mittel zum Zweck: Hauptsache bleibt die Idee und ihr geistvoller Ausdruck in den charakteristischen Köpfen des Kaisers und der von den verschiedensten Leidenschaften bewegten Rebellen; der glücklich gegriffene Stoff setzte den Meister in den Stand, Furcht und Verzweiflung nicht minder als Trotz und Drohung in seinen Gestalten auszudrücken, da, während ein Theil der Rebellen bei dem Anblick der zum Entsatz des Kaisers herbeieilenden Kürassiere von Verzweiflung an dem Gelingen ihres Unternehmens ergriffen wird, die Führer die ihnen drohende Gefahr noch nicht erkannt und daher die Miene befehlerischer Gewaltsamkeit noch nicht abgelegt haben, während der Kaiser, ebenfalls noch nicht die heraneilende Hülfe bemerkend, gleichwohl mit der adeligen Ruhe überlegener Größe die beleidigende Wildheit der Rebellen zurückweist. Während nun dieses Bild, nach der von uns in seiner Schiefheit häufig hervorgehobenen Terminologie ein Kind des Realismus, durch seine Wahrheit eine der obersten Stellen unter den ausgestellten Historien einnimmt, hat das Meisterstück, mit dessen Bewunderung wir diesen Theil unserer Berichte schließen, das Märchen „Von den sieben Raben und der treuen Schwester", von unserm prächtigen Moritz Schwind,*) auf den Flügeln der Poesie die höchsten Höhen der Kunst erreicht. Es hat dies Märchenbild neben den „Apokalyptischen Reitern" von Cornelius, so verschieden die beiden Werke nach Stoff und Richtung sind, unstreitig die größte Anziehung und Wirkung unter allen ausgestellten Bildern gehabt. Wie tief und reich ist das deutsche Kindermärchen,

*) Auch er weilt nun lange schon unter den Schatten: aber im Lichte des Lebens dauern seine Werke (1881.)

das uns Schwind hier vorführt, indem er als Eingang das deutsche Märchen selbst darstellt, das den lauschenden Kindern die rührende Geschichte erzählt (es ist die Familie des Meisters selbst, in die wir uns eingeführt sehen), während die Malerei, den günstigen Stoff erkennend, an die Schulter der Erzählerin gelehnt, aufhorcht. Also: Es war einmal eine böse, böse Stiefmutter, welche ihre sieben Stiefknaben schwer mißhandelte. Als sie eines Mittags den gesunden Appetit der frischen Buben nicht stillen konnte, verfluchte sie dieselben, als heißhungerige Raben in den wilden Wald zu fliegen; da aber der schreckliche Fluch urplötzlich in Erfüllung geht und die armen sieben Jungen als sieben Raben zum Fenster hinausfliegen, tödtet das Entsetzen denn doch die böse Stiefmutter. Die vielgetreue Schwester jedoch kann der lieben Brüder nicht vergessen: sie folgt den Raben sehnsüchtig über Feld und Thal, bis sie endlich bei einbrechender Nacht in einem großen, großen Wald mit wunden müden Füßen erschöpft zusammenbricht. Hier aber findet sie hilfreich die wunderschöne Fee, die mit Schleier und Krone des Weges zieht, hebt sie auf, tröstet sie und belehrt sie, daß sie ihre sieben Brüder erlösen könne, wenn sie sieben Jahre lang sieben Hemden für sie spinne und nähe, ohne ein Wort zu sprechen. Und alsbald sitzt die treue Schwester in der hohlen Eiche des Waldes, eifrig und schweigsam spinnend, indeß ihr Eichhörnchen und Waldtaube trauliche Gesellschaft leisten.

Als sie nun sechs Jahre so gesponnen in der hohlen Eiche, da kam der junge Königssohn mit Hund und Horn zu jagen in den Wald und verirrte sich im Dickicht: vergebens ruft ihn sein Gefolge mit hellem Hörnerschall, er folgt seinem Hündlein, das ihn eifrig bellend zu einer hohlen Eiche führt — und wir lassen es uns nicht nehmen, daß dabei die Fee ihre Hand im Spiel gehabt. Der Prinz meint, auf dem Baum irgendein seltsam Wild zu erjagen und schleicht sich mit gespannter Armbrust heran — aber siehe da, es ist nicht ein Auerhahn oder Edelmarder, sondern

ein wunderlieblich Frauenbild, das schweigend spinnend im hohlen Baume sitzt. Die Kleider zwar sind von ihr abgefallen in der langen Zeit, wie die Blätter im Herbste von ihrer Eiche: aber dafür bekleidet sie wie ein gülden Hemd ihr dichtes wallendes Haar, sodaß Zucht und Scham wohl gewahrt bleiben.

Herzensfroh hebt sie der Prinz von dem Baum auf sein treues Roß und führt sie bei mildem Dämmerschein auf sein stattlich Schloß, das aus der Ferne winkt; sie folgt auch willig, legt aber bedeutsam den Finger auf den Mund, zum Zeichen unverbrüchlichen Schweigens. Alsbald wird sie im goldenen Mittagschein mit Juwelen und Rosen als Braut des Prinzen geschmückt: aber auch auf dem Gipfel der Freude hebt sie zum Schwur der Treue die Finger empor, als die armen sieben Raben über den schimmernden Festzug hinfliegen. Als Frau Königin nun erweist sie sich wie die Mutter des Landes: sie baut Kirchen und Klöster, sie speiset die Hungernden und kleidet die Armen, indeß ihr Gatte, freudig gerührt von dem milden Sinn seines Weibes, ihr gern seine Schätze bietet; des Nachts aber, ihres Gelübdes gedenk, stiehlt sie sich von ihres Gatten Seite aus dem ehelichen Lager und spinnt im bleichen Mondlicht heimlich — wie sie wähnt — fort: aber ihr Gatte betrachtet vom Lager aus staunend ihr räthselhaftes Beginnen. Als nun aber nach Jahr und Tag die Frau Königin zweier frischer Knäblein geneset und das Haus voll Jubel ist — siehe, da fliegen plötzlich die Kinder in Raben verwandelt zum Fenster hinaus, weil der Fluch auf dem ganzen Männerstamm des Geschlechtes ruht; mit Entsetzen verhüllt der Gatte sein Antlitz, mit Grauen wenden sich seine Mutter und Schwester von der Unholdin ab, indessen sich die dicke Hebamme, die sich zu der festlichen Gelegenheit gewaltig aufgedonnert hat, über diesen ihr in ihrer reichen Praxis noch nie vorgekommenen Fall in komischer Desperation befindet. Auf ihrem Schmerzensbett aber erhebt sich in tiefstem Herzeleid die arme junge Königin:

und diesmal bedarf es der persönlichen Erscheinung der Fee selbst, die warnend an ihr vorüberschwebt um sie abzuhalten, zu sprechen und damit sich zwar von dem schwärzesten Verdacht zu retten, die Erlösung der Brüder aber zu vereiteln. Die treue Schwester schweigt: schweigt, da sie als Hexe und Unholdin vor die heilige Vehme geschleppt und von dieser als verstockte Buhlin des Teufels mit zerbrochenem Stab zum Feuertod verurtheilt wird; ihr Gatte, der sie immer noch liebt, kann sie nicht retten aus der Hand des Hexengerichts. Schon wird sie von den Schergen der Vehme aus dem Kerker zum Scheiterhaufen geschleppt: da erscheint ihr die Fee: sie zeigt ihr im Stundenglas, daß nur noch eine Viertelstunde an der siebenjährigen Erlösungsfrist fehle: und die treue Schwester schwört, lieber den Feuertod dulden als sprechen zu wollen. Die Fee eilt mit den sieben Hemden in den Wald, die Raben zu erlösen: schon wird die Schwester unterdessen zum Scheiterhaufen geschleppt, da aber werfen sich — ein besonders schöner Gedanke, den der Meister nicht in dem Märchen vorgefunden, sondern selbst erfunden hat — da werfen sich dem Zug der Schergen die Scharen jener Armen und Kranken entgegen, welchen dereinst die Königin in den Tagen ihres Glückes sich huldreich erwiesen: sie wollen ihre Wohlthäterin befreien oder wenigstens noch einmal sehen und segnen. Und durch diese Verzögerung wird die verhängnißvolle Viertelstunde gewonnen: denn auf dem letzten Bild tönt die ganze Innigkeit des Märchens in einen jubelnden Schlußaccord zusammen. Zwar steht die junge Königin an den Pfahl gebunden auf dem Holzstoß: aber endlich ist das Ziel ihrer Prüfungen gekommen: die sieben Jahre sind um: daher erscheint zur Rechten die schimmervolle Gestalt der Fee, das Stundenglas umstürzend und die Zwillingsprinzen auf ihrem Arm der Mutter zurückbringend: daher darf die vielgetreue Schwester jetzt endlich den Mund öffnen und ihre Unschuld erklären: daher küßt ihr der Gatte beschämt und reuig die Füße, indeß seine Mutter und seine Schwester

Geschmeide und fürstlich Gewand ablegen, die arme Verfolgte damit zu bedecken, die, halb entblößt, in Bettlerlumpen, auf dem Scheiterhaufen steht, während die glücklich erlösten Brüder als sieben herrliche junge Ritter im Waffenschimmer aus dem Wald jagen, die Schwester zu schirmen und zu retten —: nur dem einen ist ein Rabenflügel statt des Armes verblieben, weil der Aermel des siebenten Hemdes nicht ganz fertig geworden —, indeß die vermummten Schergen der Vehme gedemüthigt abziehen.

Noch sind es nicht zwei Jahre, daß Schwind in ähnlicher Weise und mit größtem Erfolg ein anderes deutsches Märchen, „Aschenbrödel", dargestellt hat; wenn jenes Bild gegenüber der Masse des Publikums den Vorzug leichterer Verständlichkeit hat wegen der größeren Bekanntheit des behandelten Stoffes und wenn das Ganze, nach der Natur jenes Märchens, etwa heiterer und heller erschien, so liegt doch in den „Sieben Raben" ein glänzender Fortschritt: der Adel der Haltung der Fee, sowie auf einzelnen Bildern der Schwester die Innigkeit im Ausdruck, die Tiefe des Gemüths und der walddustige Märchenhauch dieses Bildes ist unvergleichlich und von keinem frühern Werk des Meisters erreicht. Das ist einmal deutsche Kunst im edelsten Sinne: denn nicht in der Wahl, sondern in der Behandlung des Stoffes liegt für die Frage nach dem nationalen Geist einer Kunstrichtung das entscheidende Moment. Neben dem Reichthum an poetischer Empfindung, der Zartheit der Farbe und der Sinnigkeit der Darstellung ist als der Hauptvorzug des Bildes — und der geheime Grund seiner großen Wirkung — jener glückliche künstlerische Instinct, der den Charakter des Wortmärchens so treu in diesem Bildermärchen wiedergegeben hat: jene Mischung von Ahnungsvollem mit Muthwillen, von tiefster Gemüthsinnigkeit mit kindlicher Harmlosigkeit, von schwungvollster, träumerischer Phantasie mit naivem Wohlbehagen an einer lieblichen Wirklichkeit. Und wenn wir mit Stolz behaupten dürfen, daß nur in deutscher Kunst

ein Bild wie dieses Märchen entstehen konnte, können wir unserer Historienmalerei keinen bessern Abschiedswunsch zurufen als den, daß sie deutsch bleiben möge und immer mehr deutsch werden.

VII.

Zwar stehen die Räume, in denen unsere große Kunstausstellung stattfand, seit Monaten verödet und das ganze Ereigniß gehört nur noch der Geschichte an. Allein gerade in letzterer Hinsicht ist es so wichtig und wird sich, hoffen wir, so folgereich erweisen, daß ich noch einmal darauf zurückkomme und den vor einigen Wochen abgebrochenen Faden meiner Berichte zu Ende führe. — Wenden wir uns jetzt zum Porträt. Dasselbe war der Anzahl nach nur schwach vertreten: doch zählten einige der hierher gehörigen Bilder zu den edelsten Schätzen der Ausstellung. Wir beginnen mit den Berliner Meistern, unter denen Magnus mit einem meisterhaften Porträt von Jenny Lind hervorleuchtet; bei großer edler Einfachheit der Auffassung ist hier, ohne alle künstliche Idealisirung, die höchste Vergeistigung erreicht. Auch sein Thorwaldsen und Felix Mendelssohn sind voll edler Wahrheit, während der liebenswürdige Componist in der Auffassung von Hensel bei etwas deutlicher Idealisirung allerdings bedeutender, künstlerischer erscheint. Ausgezeichnet ist ferner die Reihe von Berliner Künstlern und Gelehrten, welche Karl Begas in tiefer und lebenswarmer Charakteristik uns vorführt (Alexander von Humboldt, Cornelius, Rauch, Gottfried Schadow); ebenso Johannes von Müller von Oskar Begas. Das treffliche Bild seiner Schwester von Gustav Richter haben wir bereits früher hervorgehoben. Aus Düsseldorf hatten wir zwei gute weibliche Brustbilder von Karl Sohn und zwei gleich vortreffliche männliche Porträts, darunter das des Malers Lessing; Kraft und Leben zeichnen sie aus. Röting hat die Maler Achenbach und Leutze in sprechenden Zügen wiedergegeben; neben diesen bleiben noch Winterwerb, Leutze, Nießen und Hildebrandt zu nennen, und aus

Dresden Moritz Müller. Aus Wien sind die lebenstreuen Bilder von Decker und Aigner zu rühmen und insbesondere die mit großer Sauberkeit und vollendeter Technik gemalten Sachen von Schrotzberg, deren blühende reiche Farbe und sprechende Aehnlichkeit zumal auf den Bildern des kaiserlichen Pares hervortritt, wiewohl der Tadel, daß in der Auffassung der Kaiserin das Streben nach gefälliger Aehnlichkeit die Majestät der Herrscherin auch bis auf die leiseste Andeutung verdrängt hat, wohl begründet ist; eine Kaiserin würde in dem lieblichen Bild gewiß niemand vermuthen.

Eine reiche Zahl von guten Porträts hat München aufzuweisen; wir erinnern an die in Treue und saubersſter Formenfeinheit vollendeten Bilder vou Dürk und die Porträts der hannoverschen Königsfamilie von Friedrich Kaulbach. Von Stieler war (außer einigen ältern und von älterer Methode beherrschten Bildern aus dem bairischen Königshaus) noch ganz zuletzt ein Porträt von Tiek eingetroffen, in dessen Auge viel selenvolles Leben lag. Voll liebenswürdigsten Ausdrucks und naiver Anmuth ist eine Gruppe von drei Kindern von Helisena Girl und das Porträt der Freifrau von Freyberg, das sie uns selbst hinterlassen, zeigt den Selenadel und die zarte Reinheit, die wir in ihren Bildern verehren, auch in dem Antlitz der verklärten Künstlerin.

Mit geringerer Befriedigung können wir die Leistungen auf dem Gebiet der religiösen Malerei überschauen, von denen wir einige der besten bereits bei Besprechung der Historienmalerei charakterisirt haben. Wir wollen hier nicht den großen Principienstreit erneuern, wiefern es überhaupt gesunde Kunst sei, sich heutzutage sowohl in der Anschauung als zum Theil in der Darstellungsweise nm ein par Jahrhunderte zurückzuschrauben. Wer sich dieser Richtung zuwendet, der soll sich bis in's Innerste prüfen, ob er es aus wahrer Nothwendigkeit des Selenbedürfnisses, ob er es von ganzem Herzen thut. Denn es ist eine Thatsache, — und die Ausstellung lehrt es in einer größern Anzahl von Bei-

spielen als erfreulich ist — daß auch schöne Talente kranke und unwahre Bilder produciren oder höchstens todte Copien, wenn sie ohne lebendigen Trieb diesen Weg einschlagen. Häufig geschieht es dann freilich, wie dies schon den großen Italienern ergangen ist, daß wahre Talente bei solchen theologischen Problemen unvermerkt die geistliche Tendenz verlassen und statt kirchlicher menschlich-schöne Bilder malen, die dann oft zu den herrlichsten Stücken von Historie und Genre zu zählen, aber freilich keine religiösen Bilder mehr sind. Die religiösen Bilder der Freifrau von Freyberg zeigen, wie auch in weiblicher Anschauung diese Stoffe häufig in einfach schöne Menschlichkeit übergehen und dann oft von reinster Wirkung sein können. Um jedoch nicht mißdeutet zu werden, wollen wir sogleich die schönen Zeichnungen zu den Evangelien von Overbeck als Perlen der Ausstellung hervorheben; hier ist eine Innigkeit und Reinheit der Auffassung und eine einfache Schönheit der Zeichnung, fern aller Süßlichkeit, die aller modernen Religionsmalerei ein edles Muster vorhält. Unter Bezugnahme auf unsere frühern Berichte können wir uns hier kurz fassen und mit Erwähnung der in der Farbe etwas allzu süßen, aber in den Linien edeln von Engeln getragenen „Heiligen Katharina" von Mücke und des bekannten Bildes von Schadow: der „Quell des Lebens" schließen.

Etwas länger wird uns das mit der größten Zahl von Bildern vertretene Gebiet der Landschafts- und Architekturmalerei festhalten. Hier ist das Contingent namhafter berliner Künstler auffallend klein; der „Hafen von Havre de Grace" von Krause, Winterlandschaften von Hildebrandt sind zwar sehr schön, aber doch sehr wenig. Dagegen ist Karlsruhe in unverhältnißmäßiger Fülle vertreten, da die Landschaften von Schirmer allein die Zahl von 70 — sage siebenzig — überschreiten. Dabei sind die großartigen stilisirten „biblischen Landschaften" von edler Einfachheit und Großheit zum Theil doppelt, in Zeichnung und in Farbe, ausgestellt; von seinen übrigen heben wir den „Aus-

zug auf die Wanderschaft", den „Wasserfall", „Sonnenblick", „Bergsturz von Plurs", „Eingang zur Via mala" und die „Ueberschwemmung" hervor; wirkungsvolle Farbenbehandlung und energischer Ausdruck des Charakters ist diesen Bildern besonders eigen. Auch die Waldlandschaften von Katzsch und die Bilder aus dem Werrathal von Frommel sind lobenswerth. Nur den Schirmer'schen Bibellandschaften vergleichbar sind die großartigen, epochemachenden Landschaftscartons zur Odyssee von Preller aus Weimar, von phantasiereicher und charakteristischer Composition. Von Dresden nennen wir vor allen die originellen Landschaften aus Montenegro von Kummer, die norwegische Landschaft von Dahl, die Morgenlandschaft von Friedrich, die Abendlandschaft von Ludwig Richter und italienische Seebilder von Rebell. Unter den Düsseldorfern trägt Meister Andreas Achenbach mit seinen herrlichen Seestücken voll Kraft und Wahrheit den Preis davon (hohe Flut bei Ostende, holländische Landschaft). Sehr schön in der Farbe sind die italienischen Landschaften von Oswald Achenbach. Jungheim hat seine Stärke in der Darstellung von Parklandschaften, Gude in norwegischen Partien; Weber charakterisirt die vier Tageszeiten Nacht, Morgen, Mittag und Abend mit feiner Empfindung, Bromeis (in Kassel) italienische Landschaften mit Geist und Wärme; eine Marine von Mevius (Schiffbruch an der ligurischen Küste) steht an Formvollendung und Wahrheit den besten Achenbach's gleich; der Namen Rollmann, Leu, Leonhardy und Becker haben wir rühmlichst zu erwähnen. Steinkopf und Funk von Stuttgart bringen jener eine schöne stilvolle italienische, dieser eine stimmungsvolle Herbstlandschaft, Bernhard Fries von Heidelberg sehr formenreine edle italienische Bilder, Roller aus Zürich einen (allerdings mehr zum Genre gehörigen) Abzug von der Alm mit ganz ausgezeichneter Viehstaffage. Sehr fruchtbar ist die wiener Schule an trefflichen Landschaften; von feinster, saubersterTechnik sind die Bilder von Holzer, voll Poesie und Stimmung die „Schloßruine" und

der „Abend im Walde“ von Grefe, während die biblischen Landschaften von A. Wörndle sich durch stilvolle Haltung auszeichnen; etwas grell ist der wirkungsvolle Pinsel von Gurlitt. Außer ihnen haben wir zu erwähnen die Bilder von Böscher, Baroni, van Haanen, Seelas, Raffalt und Steinfeld. Jedoch nicht nur das Meiste, sondern wohl auch das Beste wird in der Landschaft neben Düsseldorf von den Münchenern geleistet, wie man schon bei Erwähnung der folgenden Namen zugeben wird: Karl Rottmann, dessen hellenische Bilder unsere Pinakothek verherrlichen, der wie kein anderer das Eigenthümliche jener südlichen Länder in Himmel, Land und Meer erfaßt und wiedergegeben hat (wir erinnern nur an die „Bucht von Aulis“ und den „Golf von Bajä“), und der zugleich mit so hochpoetischer Empfindung die Schönheit deutscher Landschaft auszudrücken verstand (Hoher Göhl, Salzburgerthal). Der Name „Zimmermann“ ist als ein vierblätteriges Kleeblatt des Talents rühmlichst bekannt; wir heben von Albrecht Zimmermann hervor den „Hohen Göhl“, den „Obersee“ und „Hintersee“ voll Poesie und Stimmung, den herrlichen „Sonnenuntergang“ und insbesondere sein jüngstes Werk: den „Krimlwasserfall“, ein Bild von mächtiger Wirkuug, von Max Zimmermann die „Herbstlandschaft“. Christian Morgenstern ist der unübertroffene Meister von Mondlicht und Wasser, auf dessen Geheiß die Wellen bald feuchte Märchen erzählen wie sanfte Kinder, bald wie zürnende Riesen sich verderblich aufbäumen; sein „Sturm an der Küste von Helgoland“ der „Wasserfall Houg-Foß“, die „Mondnacht an der italienischen Küste“ sind davon classische Zeugen. Aber auch die Reize stiller Thäler und grüner Höhen weiß er zu belauschen („Partie am Ammerthal, Gegend bei Dachau, Vogesen“). Heinlein, der Beherrscher pittoresker Großartigkeit, hatte mit seinen imponirenden Landschaftsgedichten fast allein ein ganzes Cabinet ausgefüllt; was an der Methode der früher herrschenden sogenannten historischen oder stilisirten Landschaft Berechtigtes

war, finden wir in der schwungvollen Auffassung Heinlein's geläutert wieder: der „Königssee", „Gossausee" und das „Oetzthal" sind bekannte Lieblingswerke, denen sein jüngstes Bild: die „Auffindung des halbzerfallenen Juvavium" an Großartigkeit noch voransteht. Zwengauer, den seine charakteristische Farbengebung zum Sprichwort gemacht, bringt außer den feingefühlten vier Tageszeiten noch eine größere Abendlandschaft voll Gluth und Wahrheit; die Landschaften aus dem bairischen Gebirg von Haushofer*) sind wahre Muster von reiner Zeichnung und voll innigster Gemüthspoesie. Durch Feinheit und Milde zeichnet sich Spengel aus, während in Bürkel's „Alme" und besonders in seinem „Wintermorgen" die Stimmung unübertrefflich ist. Die orientalischen Landschaften von August Löffler sind zumal in der Farbe und in der Composition vortrefflich. Außer diesen haben wir noch den Namen Schleich („Isargegend", musterhaft, vollendet in Farbe und Wahrheit), Robert und Richard Zimmermann, Millner, Langko, Steffan, Lange und Baade mit Lob zu erwähnen. Wenn wir die Entwickelung der Landschaftsmalerei von Anton Koch an, der, den Idealismus der damaligen Historie auf die Landschaft übertragend, nur in edeln einfachen Linien den Charakter des Bildes zu geben sucht und darüber das Detail der Naturwahrheit völlig vernachlässigt, weiter verfolgen, so finden wir anfänglich in den Bildern von dem ältern Reinhard, von Kobell und Katel diese Richtuug noch ziemlich consequent vertreten (obwohl schon mit mancher Hinneigung zu einer mehr getreuen Naturauffassung), die auch in den hellenischen und griechischen Bildern von Roß noch nachwirkt. Dagegen wenden sich Marco von Wien (herrliche Ansicht von Rom), Helmsdorf von Karlsruhe, Rhoden in Rom und Ernst Fries von Heidelberg schon viel entschiedener im Studium der Farbe des Details und der Stimmung einem gewissen Realismus

*) Untrennbar verknüpft mit der Poesie des Chiemsees lebt der Maler — und der Mensch — unvergeßlich mir im Herzen. (1881.)

zu, dessen Berechtigung in der Landschaft noch viel größer ist als in der Historie: denn die Landschaft kann und soll die ästhetische Idee nur als Stimmung und Empfindung geben: und hierzu ist die Illusion der Naturtreue unerläßlich.

Gerade die Geschichte der Landschaftsmalerei ist höchst lehrreich in diesem Punct. Denn hier sieht Jedermann, daß die modernen Bilder eines Morgenstern oder Haushofer z. B. erst recht fähig sind, das Ideale in der Stimmung auszudrücken, gerade weil sie realistisch, d. h. bis in's Detail naturgetreu sind; die liebevollste Versenkung in realistisches Detail hat hier erst recht die Darstellung des Idealen ermöglicht, das sich in diesem Gebiet freilich mehr als Gefühl denn als Vorstellung, geschweige als Gedanke äußert. Von der Landschaft gilt ganz vorzugsweise der Satz, auf den wir immer zurückkommen müssen: Wahre Schönheit ist nur schöne Wahrheit. In diesem Gebiet waren also die von der Stilisirung zur Wahrheit und Treue ablenkende Bilder der Dorner und Wagenbauer in München, der Dahl und Friedrich in Sachsen ganz entschiedene und fruchtbringende Fortschritte: Karl Rottmann hat gezeigt, wie sich die Vorzüge beider Richtungen auf's glücklichste vereinen ließen: in der Landschaft sehen wir bereits die reichen Folgen jener fruchtbringenden Wechselwirkung verwirklicht, die wir in der Historie noch von dem Kampf der Gegensätze zu erwarten haben.

Die Landschaften machten allein fast die Hälfte aller ausgestellten Bilder aus. Dies Uebergewicht erklärt sich zum Theil daraus, daß die dazu erforderliche Anlage deßhalb die am weitesten verbreitete ist, weil die hier zur Producirung des Idealen erforderliche geistige Potenz sich am meisten im Gebiet der Unmittelbarkeit, der Empfindung, Stimmung und gemüthvollen Zartheit halten kann, wobei dann Treue und Fleiß, die Erbtugenden deutschen Geistes, mehr noch als in andern Gebieten zur Vollendung beitragen können. Dies sowie das angeborene Naturgefühl der Deutschen mag Grund sein, daß wir der Landschaft, wie sie in der Aus-

stellung vertreten ist, neben dem quantitativen Reichthum, zwei andere Preise zuerkennen müssen: in keinem andern Gebiete sind Kunstwerke vorhanden, welche nach Vollendung und Einheit von Inhalt und Form dem Ideal der Malerei so nahe stehen und in keinem andern Gebiet ist andererseits eine tüchtige ehrenwerthe Mittelmäßigkeit so häufig und die absolute Schwäche und Talentlosigkeit so selten.

Ein hoher Grad von Vollendung ist auch von der Architekturmalerei erreicht, welche jedoch in ungleich geringerer Fülle vertreten war, was sich aus der größern Schwierigkeit der Technik nicht allein erklärt; offenbar sind auch die hierfür organisirten Talente seltener. Von den Berlinern bleibt ohne Vergleich dem genialen Schinkel der Preis geistvollster Auffassung, aber das Lob vollendeter Technik auch den Bildern von Gräb. Die Aquarellen von Werner in Rom, die ihren Stoff meist aus Italien und zwar aus Venedig nehmen, sind von glühender Farbenpracht und echter Charakteristik, während Gerhardt von München bei Behandlung der gleichen Stoffe in der liebevollen und poesiereichen Darstellung des Innenbaus bis in's feinste Detail Vollendetes leistet. Auch Neher von München hat seine Stärke in der innigen Behandlung des Details und in der Composition, jedoch besonders der Außenansichten. Wenn wir nun erwägen, daß die schönen Bilder von Schwendy (Rouen und Berchtesgaden), die brillanten Venetianerstücke von Gail, die saubern, feingemalten Spanier von dem jungen Gärtner sämmtlich München angehören, so dürfen wir den Reichthum unserer Schule auch nach dieser Seite hin billig rühmen. Aus Wien ist Grefe durch eine reiche Zahl von vortrefflichen Aquarellbildern mittelalterlicher Kirchen von Oesterreich und einige vollendete Oelbilder Thomas Ender mit trefflichen Bildern aus Italien und Tirol vertreten.

Zum Beschluß unsers Berichts über die Malerei der Ausstellung geben wir einige Zahlennotizen, die, an sich interessant genug, noch die besondere Aufgabe haben sollen, für manche unserer obigen Behauptungen als Beleg zu

dienen. Die Berechnung ist so genau, als sie nach den nicht ausreichenden Angaben des Katalogs sein konnte.

Die Ausstellung enthielt an Werken der Malerei (Oel, Carton, Aquarell, Radirung, Kupferstich, Lithographie und Photographie) 1762 Nummern, an Plastik 138, an Architekturstücken 310, zusammen also 2210 Nummern. Davon kommen in der Malerei (Oel, Carton, Aquarell) auf München 829, Wien 272, Düsseldorf 190, Dresden 104, Berlin 82, Rom 81, Frankfurt 29, Karlsruhe 22, Hamburg 16, Heidelberg und Nürnberg je 14, Darmstadt 11. Betrachten wir die Ausstellung nach den verschiedenen Gebieten der Malerei, so fanden wir an Landschaften 514, Historie 248, Genre 266, Religionsmalerei 230, Porträt 156, Architektur 112, Thierstück 48, Stillleben 17. Was an der hieraus sich ergebenden Summe von 1571 gegenüber der obigen Zahl von 1762 fehlt, wird durch die Rubriken Kupferstich, Lithographie, Photographie 2c. ausgefüllt. Und da in diesen nachbildenden Künsten das Uebergewicht der Landschaft wieder ein sehr bedeutendes ist, so ergibt sich das bereits obenangedeutete Verhältniß dieses Zweiges zu den übrigen von selbst. Von höchstem Interesse ist es schließlich, die Zahl der Künstler in den einzelnen Hauptkunststädten, im ganzen und in ihrer Vertheilung auf die Zweige der Malerei, wie sich diese nach dem Katalog erweist, zu betrachten; dabei haben wir auf die nachbildenden Künste und auf alle Zahlen unter 5 keine Rücksicht genommen. Hiernach treffen folgende Zahlen auf München: Landschaft 60, Genre 39, Historie 35, Plastik 30, Religion 19, Porträt 18, Architektur 18, Thierstück 14, im ganzen 233; auf Wien: Landschaft 29, Genre 21, Historie 16, Porträt 10, Religion 8, Summa 84; Berlin: Historie 12, Landschaft 9, Genre 9, Plastik 6, Porträt 5, Religion 5, Architektur 5, Summa 51; Düsseldorf: Landschaft 18, Genre 17, Historie 10, Religion 5 Summa 50, Dresden: Historie 10, Landschaft 8, Porträt 7, Plastik 7, Summa 32; Rom: Historie 11, Landschaft 9, Religion 5, Summa 25. Der Katalog führt 648 Namen auf.

Siciliana.*)

Der Verfasser, welcher mit seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, wieder einmal den Beweis der alten Wahrheit geführt hat, daß Phantasie und poetische Divination, die sich freilich mit gründlichster Quellenforschung und nüchternster Kritik verbinden müssen, unerläßliche Eigenschaften eines guten Historikers bilden und keineswegs der objectiven Wahrhaftigkeit widerstreiten, hat in dem vorliegenden Buch gleichsam eine Pause der Erholung von den trocknen Arbeiten seines großen Geschichtswerks gemacht und uns in dem Tagebuch seiner Wanderungen durch Süditalien und Sicilien eine willkommene und anmuthige Gabe gereicht. Neapel, Palermo, Agrigent und Syrakus sind die Hauptstationen einer Reise, deren Schilderung die vielseitigen Vorzüge des Verfassers in zwangloser Form vereinigt zu zeigen vermag. Bald sind es hochpoetisch empfundene Landschaftsbilder aus jenen paradiesischen Gegenden, bald Erinnerungen an die antike oder mittelalterliche Geschichte dieser schicksalsreichen Staten, bald Darstellungen des modernen Volkscharacters und Volkslebens, bald endlich Rückblicke auf die nähere Vergangenheit, auf die verschiedenen Regierungen, Oppositionen und Revolutionen, welche seit Ende des vorigen Jahrhunders in ihren Wechselfällen Süditalien so vielfach bewegt haben. Immer aber, wenn Gregorovius redet, gewinnt er unser Ohr durch die ausgezeichnete Form, welche uns auch da, wo wir über den Inhalt anderer Meinung sein müssen, gefällt, fesselt und versöhnt. Die sorgfältige Behandlung der Sprache, — manchmal freilich nicht ganz von einer gewissen preciösen Gesuchtheit des Ausdrucks freizusprechen: und wäre auch

*) Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien von Ferdinand Gregorovius. Leipzig. Brockhaus. 1861. S. 400.

gerade die Einfachheit das Gesuchte daran! — wurzelt in einer innigen Vertrautheit mit den hellenischen und römischen Dichtern und Geschichtsschreibern, an deren plastische Runde und Ruhe man oft gemahnt wird. Wir können auf den reichen Gehalt des Büchleins nicht näher eingehen, wollen aber besonders merksam machen auf die meisterhafte Abhandlung über die sicilianischen Volkslieder.

Man ist auch in Italien in neuerer Zeit achtsamer geworden auf die Volkspoesie, welche sich von den faden Sonetten- und Ottaven-Fabriken der Kunstpoesie in den poetischen Gesellschaften und Academieen sehr zu ihrem Vortheil abhebt und Männer wie Vago und Tigri entfalten in Sammlung und Werthung dieser rispetti, fiori, ritornelli, ninne-nanne, indovinelli, vendette, ꝛc. ungefähr gleiche Thätigkeit und machen gleiche Wahrheiten geltend, wie sie bei uns in Deutschland vor 100 oder 80 Jahren schon Herden entwickelt hat. Bekanntlich hat Paul Heyse durch zierlich gelungene Uebersetzungen diese lieblichen italienischen Blüthen jüngst unsern barbarischen Augen näher gebracht und wer gerne diese Wege wandelt, wird sich auch von Gregorovius vortrefflich geführt finden.

Vischers kritische Gänge.*)

Vischer, ohne Zweifel der bedeutendste Aesthetiker der Gegenwart, hat bekanntlich lange bevor er durch seine classische „Aesthetik“ sich obiges Prädikat errungen, die allgemeine und bewundernde Aufmerksamkeit durch die erste Folge von „kritischen Gängen“ auf sich gezogen, deren Fort-

*) Kritische Gänge, Neue Folge. Von Dr. Fr. Th. Vischer, Prof der Aesthetik und deutschen Literatur in Zürich. II. Heft. Stuttgart. Cotta'scher Verlag 1861.

setzung das ganze gebildete Deutschland mit Freude begrüßt hat. Mehr noch als durch die bänderreiche Aesthetik, die wegen ihrer in den spanischen Stiefeln hegelscher Systematik einherschreitenden Paragraphenform dem großen Publikum nicht eben leicht verständlich, hat Vischer durch die in leichter Form hingeworfenen kleinen Aufsätze auf die Geschmackbildung, auf die Läuterung des Kunsturtheils in den letzten Jahrzehnten gewirkt, wenn auch der principiellen und erschöpfenden Tiefe nach, selbstverständlich die „Aesthetik" eine ganz andere Bedeutung hat.

In dem ersten Hefte der neuen Folge hat Vischer eine Reise geschildert, welche er im Jahre 1859 unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca über München und Wien nach Italien gemacht.

Wir wollen aus jener Reiseschilderung, welche reich ist an feinen und tiefen Beobachtungen über die Kunst und die Künstler, die Sitte und Eigenart der Städte und Länder, welche er durchwanderte, hier nur ihren größten Vorzug hervorheben. Die edle Gluth patrotischen Schmerzes, welche sie erfüllt, die poesievolle und gemüthvolle Wehmuth über die Verblendung der Deutschen, welche selbst, wenn ihnen das Ausland die Hausthüre einschlägt und die Fenster einwirft, es nicht lassen können, im Vaterhause untereinander zu schmollen und zu hadern, die kraftvolle und gesunde Anschauung, die, wo ein Napoleon droht, allemal eine gesammtdeutsche Gegenwehr fordert. Lächerlicherweise hat man damals behauptet, die baierische, würtembergische und badische Kriegsbegeisterung gegen Frankreich sei durch „ultramontane Pfaffenumtriebe" künstlich erzeugt worden. Du lieber Gott! Vischer in Zürich ist bis Dato noch nicht gerade als Ultramontaner bekannt gewesen und doch war er und ist bis heute der Meinung, — hinter Italien steht, lauernd und drohend und nach der Rheinlinie lüstern, Napoleon, mit dem eine Auseinandersetzung auch Preußen nicht erspart bleiben wird. —

In diesem zweiten Heft hat sich Vischer wieder ganz

auf das Gebiet der Aesthetik zurückgezogen und bespricht Shakespeare's Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen, — ein mit geringen Aenderungen aus dem literarischen Taschenbuch 1844 wieder abgedruckter Aufsatz, und darauf Shakespeare's Hamlet.

Beide Abhandlungen glänzen durch die allbekannten Vorzüge des Verfassers: eine vollendete philosophische Durchbildung, welche zum vollen individuellen Eigenthum geworden, nicht lediglich ein vielbelesenes Nebeneinander von Autoritäten geblieben ist: eine feinfühlige Witterung für die Mysterien der Kunst und der künstlerischen Production: eine kernige, von Geist und Humor gesättigt durchdrungene Sprache: und endlich eine ganz bestimmt gezeichnete originelle Geistesindividualität; wenn der erste Aufsatz, vor siebzehn Jahren geschrieben, hie und da etwas burschikos in Gestalt und Form gehalten ist, zeigt der zweite die volle Ruhe des abgeschlossen beruhigten Geistes.

In jener ersten Abhandlung vergleicht Vischer die poetische Eigenart Shakespeare's mit der Schiller's und Goethe's und weist die mancherlei Versündigungen, welche die romantische Hyperphilosophie in der Auslegung des großen Dichters begangen an dem Beispiel von Desdemona und Cordelia nach, welche er, sonder Zweifel richtig, als unschuldig in die Katastrophe fremder Schuld hineingerissen darstellt; man hatte gemeint, Desdemona liebe den Cassio wirklich und der spröde Stolz Cordelia's verdiene die Strafe des Erwürgens!! —

Darauf wird man zu der äußerst schwierigen Untersuchung über das Werthverhältniß von Stoff und Inhalt im Kunstwerk geführt, einer principiellen Hauptfrage der Aestethik, die noch keineswegs genügend erörtert ist: und man kann nicht eben sagen, daß die hier von Vischer versuchte Lösung eine ganz befriedigende ist.

Nämlich es frägt sich, wiefern und weßhalb bei gleicher Vollendung der Form ein Kunstwerk von großem geistigen Gehalt als ein höheres erscheint denn eines von unbedeuten-

derem Gegenstand, da doch die Schönheit nicht auf einem stofflichen Interesse, sondern auf dem harmonischen Verhältniß von Inhalt und Form beruht.

Es dürfte hiebei einerseits, abweichend von Vischer, zu erwägen sein, daß nicht das Kunstwerk als solches ein höheres genannt werden kann, sondern daß nur sein pathologischer Eindruck steigt mit der Bedeutung seines Stoffes; andererseits, daß ein reicher, viele Ideen umschließender Stoff in größerer Mächtigkeit jene Harmonie von Gehalt und Form darstellen läßt; endlich drittens, daß auch die Formen selbst in höheren Gedankenkreisen an ästhetischer Bedeutsamkeit zunehmen.

Darauf beklagt Vischer die Unschönheit unserer modernen Cultur- und Lebens-Formen — ein Lieblingsthema seines Ernstes wie seines Scherzes — und gibt zuletzt eine anziehende Gruppirung der Shakespeare'schen Tragödien nach ihren Stoffen: Dramen der großen Grundempfindungen des Privatlebens: Liebe, Eifersucht, Freundschaft, (Romeo, Othello, Timon): Dramen des römischen und des englischen Statslebens, welche letzteren den Sieg des States über das Feudalwesen verherrlichen, (auch Macbeth gehört als Gegenstück von Richard III. hieher): endlich Hamlet, eine Welt für sich, neben Privatleben und Statsgeschichte oder über ihnen, höchste psychologische und ethische Fragen gleichsam philosophisch behandelnd und lösend.

Die Abhandlung über Hamlet weist zuerst nach, daß die Auffassung dieses Charakters bei Goethe nicht eben unrichtig, aber doch nur halb richtig ist, daß Goethe diese Natur zu einfach, zu schön nimmt: schon seine Melancholie widerlegt jene allzu schattenlose Auffassung. Ferner wird Ulrici's Ansicht zurückgewiesen: was Hamlet von Erfüllung seiner Blutrache-Pflicht abhalte, sei das christliche Gewissen. Näher wird eingegangen auf die von Gans und Rötscher hervorgehobene Absicht des Prinzen, bei Erfüllung jener Pflicht nur mit ängstlicher Gerechtigkeit vorzugehen und schließlich noch eine Reihe von Auffassungen erörtert, welche den Grund

seines Zauderns immer nur von ferne berühren, nicht auf den Kopf treffen. Vischer findet jenen Grund mit Recht in einer unproportionalen Anlage Hamlets, in der das Theoretische, das Reflectirende ein ungesundes Uebergewicht über das Practische, über das Gebiet des Wollens zeigt. Dieser Gedanke ist freilich nicht neu, er liegt ja zum Theil in Goethe's Charakteristik und bekanntlich hat ihn Gervinus ganz ausgezeichnet durchgeführt. Allein Vischer hat nicht nur im Näheren diesen Gedanken vielfach neue Wendungen gegeben, er hat auch das ganze Bild des Hamlet, sein Verhältniß zum König, zu seiner Mutter, zu Ophelia, zu Polonius und Laërtes, zu den Hofleuten, zu Fortinbras von jenem Gesichtspunct aus auf's Neue beleuchtet und das ganze Drama mit einer solchen Fülle von neuen, tiefen und treffenden Wahrnehmungen an uns vorübergeführt, daß wir diesen Aufsatz dem Besten, was er je geleistet, zur Seite stellen. Insbesondere ist seine Ehrenrettung Ophelia's vortrefflich und die drei reizvollen Frauengestalten Shakespeare's, Desdemona, Cordelia und Ophelia können sich höchlich bei Vischer bedanken: sie haben in ihm einen Ritter ohne Furcht und Tadel gefunden.

Melchior Meyr's „Vier Deutsche."*)

Der Verfasser, dessen Leistungen im Gebiet der Lyrik, des Drama's, der Dorfgeschichte und neuerlich der speculativen Philosophie allgemein ehrenvollen Erfolg gefunden haben, betritt mit dem vorliegenden Werk das ihm neue Feld des historischen Romans: und auch diesem Versuch wird volle Anerkennung nicht versagt werden. Die ziemlich einfache Fabel dreht sich um die Kämpfe, welche ein junger

*) Vier Deutsche. Ein Roman aus den letzten Jahrzehnten von Melchior Meyr.

Gelehrter und Publicist von edlem Charakter und reinem Streben zuerst mit dem Bureaukratismus des Vormärz, dann mit der siegenden radicalen Demokratie und zuletzt mit der Restauration zu führen hat, wobei ihm sein Freund, „der Poet", mit liebenswürdiger Weisheit, ähnlich dem Chor der antiken Tragödie, zur Seite steht, während der dritte Deutsche ein zur Bureaukratie abgefallener Studiengenosse, der vierte ein sittlich ziemlich niedrig stehender Literat von zweideutiger Vielseitigkeit ist. Die eigentliche Bedeutung erhält das Buch, abgesehen von der guten, bei einigen Gestalten, wie der des Poeten, sogar ausgezeichneten Charakteristik, durch die in dialogischer Form eingeflochtenen philosophischen Erörterungen über Metaphysik, Aesthetik, Ethos, Recht und Stat. Wenn dieses didaktische Element sich vielleicht auch hier und da in größerer Breite geltend macht, als die Kunstform des Romans gestatten will, namentlich im zweiten Bande, so möchten wir doch diese Excurse beileibe nicht völlig missen, welche die ganze gediegene Tüchtigkeit der geistigen und sittlichen Bildung Meyr's in reicher Fülle vor uns ausbreiten. Wenn wir — mit Ausnahme der ästhetischen Erörterungen — auch mit den von dem „Poeten" oder von dem politischen Helden des Romans vertretenen Ansichten über „Gott und sein Reich" und die Menschen und ihre Reiche, mit den metaphysischen, rechtsphilosophischen und politischen Resultaten des Verfassers uns viel häufiger in Widerspruch als in Uebereinstimmung finden, wenn wir auch gegenüber den unendlich maßvollen und mit deutscher Geduld und Langmuth und Bescheidenheit eingefriedigten Forderungen Meyr's in der Politik einen, wir wollen nicht behaupten: sehr fortgeschrittenen, aber doch jedenfalls sehr vorgeschrittenen Standpunct einnehmen, wenn wir endlich in der Philosophie uns keineswegs beruhigen können bei den liebenswürdigen und oft hochpoetischen, aber doch etwas naiv anthropomorphen Vermittelungen des „Poeten" (auf den das Buch eines gewissen Melchior Meyr „Gott und sein Reich", Stuttgart 1860, von

höchstem Einfluß gewesen zu sein scheint!) zwischen Theismus nnd Pantheismus, vielmehr auch hier zu „statsgefährlichern" Grundsätzen uns bekennen: so müssen wir doch nicht blos die höchste Achtung haben vor der Reinheit der Ziele, sondern auch vor der Gediegenheit der Mittel des Verfassers: ja, was für den Roman wichtiger, auch ein lebhaftes Interesse an der anmuthigen, selen- und geistvollen Form seiner Anschauungen müssen wir nehmen, auch da, wo wir sie nicht theilen. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, die gemäßigten und mit dem Stempel der Reife überall geweihten Ansichten des „Poeten" oder des „Politikers" hier anzuführen oder gar zu bekämpfen; wir wahren nur einer jugendlicheren, vielleicht allzu energischen Denkart ihr volles Recht: vielleicht, wie der Schlußchor der „Antigone" mahnt, lernen auch wir noch das Bessere, „weise geworden im Alter". — Und so werfen wir denn lieber noch einen Blick auf die gelungenste Gestalt des Romans, den „Poeten", in welchem Meyr in der That eine ganz originelle Menschenfigur von seltenem Interesse und hohem geistigen Werth geschaffen hat. Freilich, nein: ganz originell ist die Charakteristik nicht: sie ist die lebendige Copie eines lebendigen Originals: nämlich Melchior Meyr's selbst. Mit unvergleichlicher Harmlosigkeit und liebenswürdiger Ungenirtheit hat er sich selbst mit all seinen Vorzügen und — Menschlichkeiten hier abconterfeit. Zwar nicht in der Weise, daß die Subjectivität des Verfassers störend aus dem objectiven Roman hervorblicke, etwa wie ein Menschenantlitz, das aus dem Rahmen eines Bildes schaute — bekanntlich einer der schwersten und doch häufigsten Fehler unserer erzählenden Dichter —: nicht auch im Sinne jener anwidernden Koketterie, in welcher die meisten unserer jungen Novellenschreiber mit der charmanten eigenen Persönlichkeit renommiren, einem verehrlichen Damenpublikum fortwährend andeutend: „Merkt wohl, dieser liebenswürdige Tausendsappermenter, dem alle Weiblein groß und klein beim ersten Anblick wie verrückt an den Hals fliegen, bin eigentlich ich selber und ich darf

es nur aus lauter Bescheidenheit nicht unverblümt sagen" —: all dergleichen Eitelkeiten stehen natürlich einem Manne von dem Kern und der Tiefe Melchior Meyr's sehr fern: wer den wackern Sohn des schwäbischen Rieses nicht persönlich kennt, wird nimmer errathen, daß in der merkwürdigen Gestalt des „Poeten" der Autor sich selbst dargestellt hat. Es ist aber vielbelobter Poet vor allem eine gute Haut, dann ein großer Pechvogel, aber auch ein ebenso großer „Philosoph", der sich mit gesundem Humor über alle Rippenstöße des Schicksals wie der eigenen Schwächen hinwegsetzt, der den Menschen ihre Fehler leicht nachsieht, weil er der eigenen Mängel gedenkt, endlich ein Dichter, der mit der Pietät und Weihe eines Priesters seine Kunst betreibt und der mit unermüdlichem Eifer bestrebt ist, sich zu objectiviren und andererseits die Objecte sich zu assimiliren d. h. auf deutsch: sich geistig und sittlich zu bilden. Köstlich ist der Humor an dieser Gestalt: aber köstlicher noch ihre geistige Tiefe und ihr sittlicher Ernst: und wie wir diesen „Poeten" als eine echt deutsche Natur — mit ihrer erhabenen Größe wie mit ihrer rührenden Kleinheit — empfinden, so müssen wir auch das ganze Buch als ein echt deutsches in eminentem Sinne bezeichnen. Nicht deßhalb, weil darin viel von Deutschlands Einheit und Freiheit die Rede ist: auch nicht deßhalb, weil es in Deutschland spielt und seine Helden vier Deutsche sind: sondern weil der Geist und das Gemüth, der Verstand und der Humor, die Bildung und das Wohlwollen, ja meinetwegen auch die Langathmigkeit des Buches echt deutsch sind. So viel steht fest: in Frankreich schreibt man effectvollere, in England schreibt man psychologisch und in der Genre-Malerei vollendetere Romane: — aber diesen Roman, mit dieser Fülle des Gedankens und diesem Reichthum der Gesammtbildung, diesen Roman konnte nur ein Sohn desjenigen Volkes schreiben, dessen einziger Ehrenname dermalen*) (leider!) lautet: „Die Nation der Denker."

*) Geschrieben 1862.

Ueber und gegen Thomas Buckle.*)

Mit Recht hat dieses Werk Aufsehen, allgemeines, außerordentliches Aufsehen gemacht: denn es hat außerordentliche Vorzüge und ganz außerordentliche Fehler: und die seltsame Zusammensetzung in dem Ingenium des Verfassers ist das bedeutsame Zeichen einer neuen Richtung in der englischen Bildung. Radicalismus in politischen und kirchlichen Dingen, Materialismus (bis auf einen gewissen Grad) in der metaphysischen Grundanschauung, Rationalismus in der Auffassung der Geschichte und Sage, daneben nationalökonomische Steckenpferde und Sympathien mit den Freihändlern — all' das geht noch so ziemlich verträglich, wenn auch buntscheckig genug, neben einander. Nun hat aber die deutsche Philosophie Hegel's mittelbar d. h. in Form der von Hegel nie mehr völlig loszulösenden deutschen Geistesbildung, auf den Verfasser einen halb unwillkürlichen, nie völlig eingestandenen, aber deßhalb doch sehr mächtigen Einfluß geübt: und in Folge dessen gleicht die Methode Herrn Buckle's jenem seltsamen Zwiegespann in dem Mythos Platon's von der menschlichen Seele: das eine Pferd, die britische Nüchternheit, reißt ihn in die Tiefen emsiger, wiewohl manchmal oberflächlicher Empirie, — dann treibt er Statistik im Schweiße seines Angesichts und reitet seine rationalistischen hobby-horses; aber alsbald strebt das andere Roß, die deutsche Geschichtsphilosophie, mit entfalteten Schwingen himmelan — dann wird plötzlich alle Empirie mit einem Hochmuth verachtet, daß man sich mitten in der Hegel'schen Religionsphilosophie

*) History of civilisation in England by Henry Thomas Buckle. Vol. I. London 1857. John Parker and Son. II. Vol. 1861. p. XXIII. u. 854. p. XXXI. u. 601.

glaubt, und nur die „generalisations“, die allgemeinen Begriffsgesetze und Ideen, werden als würdiges Object der Wissenschaft bezeichnet. Da nun solche Geschichtsphilosophie in England noch unbekannt ist, behandelt Mister Buckle alle Leute, die ohne solche „generalisations“ über Geschichte geforscht, mit souveräner Verachtung: ja er gibt wiederholt und deutlich genug zu verstehen, daß überhaupt alle wissenschaftliche Geschichtsforschung erst von seinem bei Herrn Parker und Sohn, London, Weststrand 1857, erschienenen Werk datire. Diese große Arroganz — jedenfalls das Bedeutendste an dem nicht unbedeutenden Buch — fordert nun die deutsche Kritik, welche sich bis 1857 eingebildet hatte, es habe auch bisher schon einige gute empirische und andre gute philosophirende Geschichtswerke gegeben, zu einer näheren Prüfung heraus. Die große Entdeckung, die Herr Buckle gemacht, besteht in der Annahme von Gesetzen und Grundformen für die Geistesgeschichte: ganz ebenso, wie es in der Natur Gesetze gibt: alle menschlichen Handlungen seien abhängig von Natur- und Geistesgesetzen; letztere seien intellectuelle oder ethische. Also hat die Geschichte nicht die einzelnen Thaten der Menschen zu erforschen — das ist geistloses Chronikenschreiben — sondern nur die Gesetze, nach denen sie erfolgen, d. h. auf deutsch: es soll nur Geschichtsphilosophie, gar keine empirische Geschichtsforschung mehr geben. Und nun werden alle Leute, die vor Herrn Buckle Geschichte geschrieben haben, weil sie nicht nach solchen „generalisations“ getrachtet, mit einem Hochmuth behandelt, welcher wahrlich einer bessern Sache würdig wäre.

Schade nur, daß das Wahre in dieser Auffassung nicht ganz so neu, als Herr Buckle zu meinen so glücklich ist. Wenn er die Geschichte der Philosophie aus den Quellen und nicht blos aus dem vor fünfzig Jahren recht brauchbaren Handbuch von Tennemann kennen würde, so wäre es ihm vielleicht aufgestoßen, daß ein gewisser Professor Aristoteles von Stagira, mehr denn 2000 Jahre vor

Herrn Buckle, bereits die Gesetze von Potenz und Actus, von Dynamis und Entelechie, die Kategorie eines Processes, der überall an einem Stofflichen in einer bestimmten Form und zu einem bestimmten Zweck sich verwirklicht, im Gebiet der Geistes- wie der Naturgeschichte verfolgt hat; möglicherweise hätte er auch gefunden, daß ein sicherer Benedict Spinoza die Annahme allgemeiner Weltgesetze für alle Formen der Erscheinung als philosophisches Abc gelehrt hat: und wenn er seine Kenntniß der deutschen neueren Geistesbildung nicht, neben belobtem Tennemann, vorzugsweise dem allerdings recht interessanten und leicht „studirbaren" Buch der Frau von Staël: „Sur l'Allemagne" verdanken würde, hätte er unschwer erfahren können, daß in Deutschland nach den genialen Verirrungen der Schelling und Hegel, die da die Weltgeschichte a priori aus dem dialectischen Proceß construiren wollten — das sind die rechten „generalisations" gewesen! — sich eine nicht mehr ganz unbekannte „historische Schule" gebildet hat, welche, in Vermittlung höchsten kritischen Sammelfleißes mit geistvoller philosophischer Weltanschauung, allerdings in der Geschichte „Ideen" sucht und findet, d. h. die absoluten Ideen, die ewig menschlichen, des Wahren, Schönen, Guten, und diese in den Grundformen Sprache, Kunst, Religion, Sitte, Wissenschaft, Recht und Stat bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten in reizvoller Manchfaltigkeit sich wiederholen sieht: eine historische Schule, welche recht gut weiß — viel besser als Herr Buckle, — daß philosophische Geschichtsanschauung die Krone aller historischen Forschung bildet, aber eben sosehr den vollen Werth jenes kritischen Sammelfleißes zu schätzen versteht, den Herr Buckle als dumpfes Chronikwesen verachtet und ohne welchen doch alle Geschichtsphilosophie eitel Faselei in's Blaue ist. Kurz, was an jener Entdeckung des englischen Herodot wahr ist, ist nicht neu: daß die Geschichte aus und in dem Einzelnen das Allgemeine, den Charakter eines Volkes, den Geist eines Zeitalters, das Wesen einer Rechtsentwicklung, das

Gemeinsame einer Literaturperiode zu suchen hat. Was aber neu ist in jener Theorie, das ist leider nicht wahr, nicht edel und nicht tief. Es ist nicht tief, sondern sehr seicht und halb gebildet, den Maßstab unserer — oder vielmehr Herrn Buckle's — dermaligen rationalistisch-materialistischen Vorstellungsweise mit schnell fertigem Tadel oder Lob an die Zustände aller Völker und Zeiten zu legen. Es ist nicht edel, die tief in jedes Volk gepflanzte Pietät für seine Vergangenheit, die Liebe für seine Jugendzeit, für ererbte geschichtlich erwachsene Sitten und Einrichtungen mit dem frivolem Spott des Unverständnisses lächerlich zu machen. Und endlich ist es nicht wahr, daß man mit einigen, den Naturwissenschaften nachgebildeten sogenannten „Geistesgesetzen" die Fülle aller historischen Erscheinungen reguliren, ja anticipiren kann. Die Wahrheit ist vielmehr, daß einerseits der (wenigstens relativ) freie Wille des Menschen, anderseits der Zufall, d. h. die unberechenbare Menge von Nebeneinflüssen, daß der Nationalcharakter auf jene Gesetze — selbst wenn man wirklich die richtigen gefunden hätte! — in jedem einzelnen Fall so unendlich modificirend einwirken, daß von der angeblichen Regelmäßigkeit gar keine Rede sein kann. Ein solches allgemeines Gesetz des Herrn Buckle ist es z. B. daß in Ländern, in welchen die Natureindrücke sehr gewaltig, Priesterherrschaft (die bei ihm fast identisch ist mit Religion) sehr stark und dauernd sei. Es ist etwas halb Wahres daran und der Verfasser belegt seinen Satz mit einer Reihe von Beispielen aus Asien und Afrika. Allein die „Generalisation" ist eben nur halb stichhaltig; es kömmt auf den Nationalcharakter, der doch nur zur Hälfte von der Physis des Landes abhängig ist, auf Temperament, auf Verfassung, auf Abgeschlossenheit der Lage und Entwicklung, auf die politische Geschichte 2c. an. Daher vermag der Geschichtsphilosoph Buckle immer nur Südvölker zum Beleg seines großen Gesetzes anzuführen. Aber was sagt er dazu, daß im germanischen Norden, wo

doch wahrhaftig die Natureindrücke mächtig genug sind, daß in Scandinavien trotz Hekla, Geyser, Nordlicht, Eisbergen, furchtbarem Winter ꝛc. keine Priesterherrschaft sich gestaltet hat? Der Nationalcharakter ist eben ein idealer Factor, den der gute Mann völlig außer Ansatz gelassen.

Die Fülle der Ursachen, die auf die Gestaltung historischer Bildungen, auf Religion und Kunst, Sitte, Recht und Stat eines Volkes einwirken, diese idealen und realen Factoren sind so zahlreich, so verschieden und so bunt gemischt, kurz so unberechenbar, daß die „Generalisations" unendlich schwierig sind. Schon die Hypothesis ist sehr schwer festzustellen: die Menge aber der den Mittelsatz in diesem Syllogismus beeinflussenden Momente macht vollends das Resultat immer zweifelhaft. Herr Buckle hätte aus den Naturwissenschaften, deren Gesetze er nachbildet, wissen sollen, daß die Hauptvoraussetzung der Gültigkeit jedes Experimentes dessen Isolirung ist: d. h. es darf nur das Gesetz, das erforscht werden soll, nicht auch eine Menge anderer Umstände auf das Object einwirken. Nun isolire aber einmal Einer die Moral von der Religion oder die Kunst von der Sitte! Ganz abgesehen davon, daß wir in den meisten Gebieten noch lange nicht genug von jener „ameisenhaften" Sammelthätigkeit entfaltet haben, die Herr Buckle so tief verachtet, um das Material für jene „Generalisations" hinreichend zu beherrschen. Freilich: geistreiche Phrasen über Geschichtsphilosophie haben wir seit Montesquieu und Voltaire genug gehört: und bei Hegel sind sie wirklich manchmal von einer divinatorischen Genialität, die das Detailstudium zu ersetzen scheint: aber von solcher Genialität ist Herr Buckle doch sehr weit entfernt. Wir hätten vom Standpunct der „Chronikschreiberei", d. h. der Gründlichkeit, noch gar Manches auf dem Herzen gegen die Methode des englischen Columbus: z. B. ist es doch seltsam, wenn Einer die „Geschichte der Civilisation in England" schreibt und dabei nicht bloß über die römische, sondern auch über die sächsische und normannische Eroberung und ihre Wirkungen auf Recht

und Leben völlig schweigt und ganz gemüthlich mit der Königin Elisabeth anhebt, als sei damals plötzlich und zuerst die Civilisation vom Himmel auf die englische Erde niedergefallen! Aber freilich: das Mittelalter hat an Herrn Buckle einen geschworenen Feind —: weil es nämlich die unverantwortliche Bornirtheit beging, Mittelalter und nicht achtzehntes oder neunzehntes Jahrhundert zu sein! Ferner ist es für ein deutsches Gemüth ein Grund schweren Gewissenszweifels an der Gründlichkeit des Mannes, der „zum ersten Mal die Geschichte zu einer Wissenschaft macht," daß in seinem sechzig Seiten langen Verzeichniß der Literatur fast gar keine Quellen vorkommen: und daß fortwährend Aristoteles und Plato nach Ritter, Spinoza und seine Nachfolger nach Tennemann, kurz daß in Recht, Philosophie, Kunst, Naturwissenschaft 2c. meist Literaturhilfsmitttel statt der Quellen citirt werden. Daher kömmt es denn, daß dem Verfasser, der in allzuvielen Dingen zu Hause sein will, kleine Menschlichkeiten mit unterlaufen, die wir einem deutschen Gymnasiasten kaum, aber dem „Begründer der Geschichte als einer Wissenschaft" doch nur recht schwer verzeihen können: so wenn er z. B. die ersten Anfänge des Lehnwesens im XIII., sage mit Worten: im dreizehnten Jahrhundert vorfindet!! Wie gesagt, es ist ja nicht nöthig, daß Einer Alles quellenmäßig studirt habe; aber es ist auch nicht nöthig, daß Einer so fürchterlich renommirt. Dagegen ist es nöthig, daß man bei Bearbeitung eines wissenschaftlichen Werks aus Quellen und nicht aus Eselsbrücken schöpfe: denn aus Brücken kann man nicht schöpfen.

Aber genug der Kritik! Eilen wir, einen kurzen Bericht über den Inhalt des Buches zu geben. Der ganze erste Band ist nur eine Einleitung zu dem eigentlichen Problem des Werkes; er enthält das geschichtsphilosophische System des Verfassers und wendet dessen Grundsätze auf die Geschichte des französischen und englischen Geistes im XVI. und XVII. Jahrhundert an. So wenig nun jenes System stichhaltig erscheint, so großes Lob verdient die lichtvolle und

geistreiche Gruppirung und fleißige Sammlung eines reichen Materials, welches der Verfasser zunächst für französische Culturgeschichte aufgehäuft hat. Die Sprache ist durch Klarheit und Kraft, der Gedankengang durch schneidige Consequenz ausgezeichnet: und indem wir dem Verfasser seine unrichtigen metaphysischen Principien verzeihen und seine geschichtsphilosophischen Resultate schenken, acceptiren wir dankbar die reiche Fülle feiner und interessanter Beobachtungen, mit denen er den Weg von jenen zu diesen sich bahnt. Zuerst wird die angebliche Regelmäßigkeit der menschlichen Handlungen (in jenem bekannten ganz äußerlichen und unwahren Sinn der Kriminalstatistik, wonach auf je 10,000 Menschen immer die gleiche Zahl von Mord-, Diebstahl-, Wahnsinnsfällen trifft!) nachgewiesen. Diese Handlungen sind von physischen und geistigen Gesetzen beherrscht; deßhalb muß alle Geschichtsforschung auf Naturwissenschaft basiren. (!) Darauf wird der Einfluß der physischen Gesetze auf die Gesellschaft und den Charakter der Individuen untersucht, die Methode der Philosophen zur Entdeckung geistiger Gesetze verworfen (weil es von Plato bis Hegel kein übereinstimmendes Gesetz gibt), der Unterschied der intellectuellen und der ethischen Gesetze untersucht und „nachgewiesen," (!) daß die Civilisation von der Erkenntniß allein, d. h. von den Fortschritten der Wissenschaften zunächst abhängt, nicht von den Fortschritten der Moral; diese sei im Grunde immer die gleiche (!), der Einfluß von Religion, Literatur und Regierung sehr gering, verglichen mit der Bedeutung der Naturwissenschaften. (!) Die Entstehung der Geschichtsforschung hat hohe Voraussetzungen; im Mittelalter gab es daher nur leichtgläubige und abergläubige Chronisten. Hierauf wird die Geschichte des englischen und französischen Geistes von 1550—1790 untersucht und insbesondere die Geschichte des Bevormundungssystems in Frankreich und England verglichen. Die Wirkung dieses Systems erklärt das Mißlingen der Fronde in Frankreich, die Schwäche desselben in

England den Sieg der gleichzeitigen Revolution. Ludwig XIV. dehnt das Bevormundungs- und Beschützungssystem sogar auf die Literatur aus — hier hat Buckle sehr beherzigenswerthe Betrachtungen über die „Unterstützung" der Kunst und Wissenschaft durch die Krone —, die Folgen der Allianz der herrschenden und der gebildeten Stände werden erwogen und die Reaction des Volkes gegen das Bevormundungssystem nach dem Tod Ludwig XIV. dargestellt. Ein recht lesenswerthes Capitel beleuchtet den Stand der Geschichtsschreibung in Frankreich von 1580—1780 und am Schluß des ersten Bandes werden die nächsten Ursachen der französischen Revolution erörtert. Der zweite Band schildert die Geschichte von Schottland und von Spanien vom XVI. bis Ende des XVII. Jahrhunderts mit interessanten Details über die Geisteszustände in beiden Ländern, auf welche näher einzugehen wir uns hier versagen müssen.

Fassen wir unsere Eindrücke aus dem Buch zusammen, so ist das Ergebniß im Ganzen Folgendes. Unerfreulich ist die große Selbsttäuschung des Verfassers, welcher sich für den Gründer aller Geschichtsphilosophie hält, weil er ihre Nothwendigkeit eingesehen hat, und weil er einige „Generalisations", d. h. angeblich immer gleichwirkende Geistesgesetze gefunden zu haben glaubt; unerfreulich ist die Geringschätzung fleißiger Quellen- und Detailforschung, die doch immer die nothwendige Basis auch der philosophischen Geschichtsforschung bleibt; unerfreulich die damit zusammenhängende Ungründlichkeit der Methode und am Unerfreulichsten der wohlfeile Rationalismus, mit welchem nun Alles, was nicht dem gesunden Menschenverstande Herrn Buckle's gemäß in der Geschichte gewachsen ist, bös oder dumm sein muß. Aber Vorzüge des Werkes sind seine ausgezeichnete Sprache, die Schärfe seiner Deductionen, die männliche Entschlossenheit gegen alle Pfafferei, allen Despotismus, alle Unfreiheit des Geistes. Und das Erfreulichste von Allem ist, daß das Buch Zeugniß davon ablegt, wie jetzt auch in England, wo es nach Berkeley, Locke und Hume nur noch eine „philosophy of cutting

the hair“ und höchstens eine „philosophy of conserving the health“ gegeben hatte, sich wieder das Bedürfniß einer Geistesphilosophie regt: als der erste neue Versuch einer englischen Geschichtsphilosophie von kühnstem Ziel sei das Werk mit all seinen Fehlern, auch mit seiner Arroganz, willkommen.

Reisebriefe aus Tirol und Italien.

(1862.)

I.

Innsbruck.

Wenn ich hier von Gegenden und Städten berichte, welche oft genug bereist und beschrieben worden sind, rechtfertigt dies zum Theil der Zeitpunct meiner Reise: zum Theil aber der Reichthum dieser Länder an ethnographischen wie geschichtlichen Schätzen und landschaftlichen Schönheiten: ein Reichthum, den diejenigen am bereitwilligsten unerschöpflich nennen, welche ihn am besten kennen.

Zuerst der Zeitpunct der Reise: September und October dieses Jahres (1862).

Denn es ist, meine ich, dem Deutschen wohl zu gönnen, wenn er den schmerzlich ermüdeten Blick auf einige Zeit abzuwenden sucht von dem peinlichen Bild, das der Zwist der Fürsten, Völkern und Parteien und die Verblendung so mancher Regierung in der Heimat nun schon jahrelang aufweisen. Es ist wol keine Sünde, wenn man herzlich müde geworden ist der Gehässigkeit, mit welcher der Handelsvertrag verhandelt und vertragen wird: wenn man sich widrig berührt fühlt von der verbissenen Hartnäckigkeit, mit welcher

„Kleindeutsche" und „Großdeutsche" zu Weimar und Frankfurt ihre Herlager aufschlagen wie weiland die Grünen und die Blauen zu Chalkedon und Byzanz: oder wenn man in hellen Zorn geräth über den Starrsinn, mit welchem die Regierung gerade desjenigen States, welchen alle freien Männer Deutschlands so gern in Freiheit, Macht und Ehre voranschreiten sehen möchten, des preußischen, die ersten Voraussetzungen alles Verfassungslebens verleugnet, für die deutsche Einung gar nichts thut, und den preußischen, den deutschen Namen dem gerechten Hohn unserer Feinde aussetzt. Und es ist wohl auch das keine Sünde, wenn man von neugieriger Sehnsucht nach jenem Land ergriffen wird, in welchem nach der Aussage der Kreuzzeitung „die modernen Dämonen der Einheit und Freiheit mit blutigen Schritten daherschreiten." Es verlangte mich, einmal mit eigenen Augen zu sehen, ob denn wirklich das neue Königreich Italien im Begriff stehe, sich anarchisch in unversöhnliche Parteien aufzulösen, wie man uns täglich zu hören und zu lesen gibt, oder ob sich die Bürger desselben trotz der Einheit und der Freiheit glücklich fühlen.

Ein einig gewordnes Volk, ein nationaler Stat: — welch beneidenswerther Anblick! —

Und gerade jetzt war die günstigste Zeit für eine solche Probe: wenn die Italiener in diesem Augenblick, da der Gefangene von Aspromonte mit dem ganzen Schwergewicht eines hochherzigen, wenn auch unbesonnenen Strebens und eines tragischen Schicksals jede Sympathie gewinnen muß, gleichwohl nüchtern und ruhig an der Regierung festhalten, dann wahrlich stecken sie nicht mehr in jener Exaltation und Verranntheit, welche so lange Zeit ihre politische Unreife verrieth und, nach der Aussage ihrer Gegner, noch heute bekunden soll.

Aber wir wollen nicht läugnen, daß uns neben diesem politischen Interesse auch ganz einfach die alte, tiefe Sehnsucht nach dem goldenen Süden über die Alpen lockte, nach lauen Lüften und blauem Himmel, nach Tagen, gesättigt

von Sonne und Nächten voll milder Wärme: ja und auch nach den wundersamen Menschen des Südens, voll Schmutz und Unwissenheit und so mancher Rohheit, aber doch auch von jener unverkümmerten Natur und jener naiven Harmlosigkeit, die sich gibt, wie sie gewachsen ist, und welche ihre Träger uns hochmüthigen Reflexionsmenschen gegenüber oft wie schöne, kluge, glückliche Thiere, Thiere einer edlen Rasse freilich, erscheinen läßt.

Wir wählten den Weg durch Tirol neben manchen anderen Gründen besonders auch deßhalb, weil wir einige ethnographische Grillen und Schrullen, welche uns die ganze ziemlich umfangreiche Literatur über die alte Controverse der Abstammung der Südtiroler nicht abgenommen, am sichersten an Ort und Stelle loszuwerden hofften.

Man betritt den Boden der gefürsteten Grafschaft bei Kufstein, jener Grenzfeste, welche den Baiern jetzt so echt österreichisch erscheint, wiewohl sie erst vor 200 Jahren nebst Rattenberg und Kitzbühel an das Haus Habsburg verloren ging. Ehedem war die hoch auf dem Fels gelagerte, den Inn und den schmalen Paß nach Tirol beherrschende Burg ein wichtiger und starker Waffenplatz. Bekannt ist ja, wie der „Pienzenauer“, der bairische Befehlshaber der Besatzung, dem belagernden Kaiser Maximilian zum Hohn die starken Wälle, an denen die Kugeln der Feldschlangen spurlos abprallten, mit Besen fegen ließ, bis der Kaiser schwereres Geschütz aus Innsbruck herbeischaffte, wo denn freilich den Trotzigen die Mauern und der Muth fielen. Dermalen ist die Feste auf ihrem hohen Felsen von weither den ferntragenden Feldschlangen der Jetztzeit erreichbar und, durch keine Erdwerke geschirmt, ohne strategische Bedeutung: sie wird nur noch als Statsgefängniß verwendet.

Von Kufstein geht es über Wörgl, Brixlegg, Jenbach, Schwaz und Hall, den blutgetränkten Schauplätzen der Bedrängnisse der Franzosen und Baiern durch die Tiroler, welche hier im Jahre 1809 unter Speckbacher alle Schrecknisse wüthenden Volkskriegs über die verwegen eingedrungenen

Feinde ergehen ließen. Sehr merkwürdig und gleichwol noch nicht bemerkt ist übrigens der große Unterschied, welchen die Lage an einer uralten Salzstraße und an dem für das ganze Mittelalter hochwichtigen Handelsweg in dem Innthal, dem Salzkammergut und dem größten Theil von Tirol im Gegensatz zu unsern nordwestlich daran grenzenden bairischen Gebirgslanden bewirkt hat. Diese lagen seitwärts von den lebhaften Straßen: der friedliche Gang des Handels wie der kriegerische Schritt der Reichsgeschichte führte nicht durch unsere stillen Halden und versteckten Thäler. Daher die äußerst geringe Anzahl von Burgen oder Burgruinen im bairischen Oberland westlich des Inn und die auffallende Menge derselben in der Nähe der wichtigen Wasser- oder Bergstraßen, wo es der Mühe werth war, zu rauben oder zu wachen, zu überfallen oder zu schirmen. Idyllisch und ungeschichtlich ist das Ansehen unserer Hügelgruppen an der Mangfall, der Amper, der Loisach. An so manchem Bergvorsprung, an so manchem Felsbuckel wandern wir vorüber, auf deren Höhe das Auge eine Bekrönung mit Thurm und bezinnter Mauer umsonst erwartet und fordert. Dagegen am Inn, an der Sill, an der Ziller, der Etsch und dem Eisack — wie reiht sich da Burg an Burg oder doch Ruine an Ruine! Gleich hinter Rosenheim, sowie wir uns dem Inn nähern, hebt es an: Neubeuern, Altbeuern, Brannenburg, Falkenstein, Kirmstein, Kufstein, Itter, Rattenberg, Kropfsberg, Lichtwer, Matzen, Rothholz, Tratzberg führen in rascher Folge von Rosenheim bis Schwaz. —

In Innsburg drängte uns der Verkehr mit Professoren und Studenten jene nicht unwichtige Streitfrage lebhaft in die Gedanken, welche man gegenwärtig über die Vorzüge großer oder mittlerer Städte für die Anlage von Universitäten führt. So viel steht fest, daß die Frage durch den allgemeinen Zug und Strom der Zeit gewiß im Lauf eines Jahrhunderts zu Gunsten der großen Stadt wird entschieden sein, wenn der Stat nicht sehr kräftig dagegen einschreitet. Und es ist ja auch nicht zu bestreiten, daß viele Gründe

für die Großstädte sprechen: der Student soll auf der Hochschule nicht lediglich zum Gelehrten oder Beamten abgerichtet werden, er soll vor allem menschliche Bildung im weitesten Sinn erwerben. Da ist nun wol zu erwägen daß nicht nur die Sammlungen und Anstalten der bildenden und darstellenden Künste, sowie die Büchereien und Apparate, wie ihrer die heutige Geschichts- und besonders die Naturwissenschaft nicht mehr entrathen können, fast nur in den Hauptstädten in rechter Qualität und Quantität angetroffen werden, sondern daß auch die feinere, wahrhaft bildende Gesellschaft von Jahrzehnt zu Jahrzent mehr und mehr sich aus den Provincialstädten hinwegzieht; wenigstens in Baiern, Würtemberg, Oesterreich ist dies entschieden so. Aber Eins freilich spricht für die Kleinstädte — namentlich, wenn sie sich einer schönen Landschaft und Naturumgebung erfreuen, wie dies bei Innsbruck in so hohem Maße der Fall ist — was nicht hoch genug anzuschlagen. Es ist die unerfreulichste Folge unserer modernen Jugendbildung und des Jugendlebens in den Großstädten, daß die Frische und Eigenart der Natur oft gänzlich und sehr früh aufgelöst wird durch die nivellirenden Einflüsse der modernen Gesellschaft. Im Salon, im Theater, im Concert, im Ballsal, im Café, selbst in der Kneipe reden und rühren sich die jungen Leute alle so ziemlich einer wie der andere: sie halten es für lächerlich, ihre eigenen Wege gehen zu wollen; wer seine Studien, seine Lectüre, seine Lebensweise, ja seine Spaziergänge nicht einrichtet wie alle andern, wird als affectirter Sonderling verhöhnt. Nur die Wenigsten aber haben schon in jenen Jahren die Kraft, sich über herrschende Standesvorurtheile hinwegzusetzen; man fürchtet das Lachen des Gegners mehr als seinen krummen Säbel.

Da ist denn schöne Naturumgebung das beste Mittel, den jungen Mann vor dem verflachenden Einerlei des Caféhauslebens zu schützen.*)

*) Freilich sollte es nie geduldet werden, daß in solchen Kleinstädten die Studentenschaft gleichsam außer den Gesetzen des Anstands steht; daß die Brutalitäten des vorherrschenden Corpslebens in diesen „Studentenstädten" oft Charakter, Geist und Sitte verderben, sollte man allmählich einsehen.

Es ist gar schön, wenn der Student, der im Hörsal und auf seiner Stube die höchsten geistigen Arbeiten und Genüsse hat, nur zum Thor der Stadt hinauszuwandern braucht, um sich in den höchsten Naturgenüssen zu erfrischen. Dieses Zusammenbleiben mit der Natur erhält Leib, Seele und Geist gesund und bewahrt eine gewisse Jungfräulichkeit der Empfindung und Anschauung, welche in unserer blasirten Zeit bei ihrer Seltenheit ein besonders köstlicher Schatz ist. Nur müssen eben der Stat und noch mehr die Corporation selbst dafür sorgen, daß nicht aus lauter Gemüthlichkeit eine Bummeluniversität, eine Hochschule der Geistesruhe erwachse; die kleinen abgelegenen Universitäten müssen mit regem Eifer dafür sorgen, daß sie nicht in behaglicher Langsamkeit weit zurückbleiben hinter den heutzutage so raschen Fortschritten der Wissenschaft.

Was gerade Innsbruck anlangt, so ist erfreulich, wahrzunehmen, wie schon seit geraumer Zeit der alte, hier ziemlich fest eingewurzelte Schlendrian und der schlimmere Jesuitismus immermehr Boden verlieren vor einer Richtung, welche wirkliche Wissenschaft will, nicht blos den Schein derselben oder die veralteten Kleider, welche dieselbe vor einem Menschenalter trug. In der Geschichte vor allem hat Julius Ficker sehr segensreich gewirkt und eine Reihe von jüngeren Kräften angeregt und herangebildet. Auch in anderen Disciplinen vertreten theils „aus dem Reich" Berufene, theils auf österreichischem Boden unter frischerer Luftströmung aufgewachsene und mit dem Leben der Wissenschaft in Deutschland fortgeschrittene Leute das Princip reger Geistesarbeit, namentlich auch akademischer Thätigkeit, gegenüber den „Mächten des Beharrens", d. h. gegenüber solchen Professoren, welche in den vor zwanzig Jahren geschriebenen Compendien Abschluß und Vollendung der Wissenschaft gefunden haben, vom Katheder herunter die veralteten Bücher von guten Freunden, aber schlechten Gelehrten ablesen und in ihren Mußestunden in die „Tiroler Stimmen" für die Erhaltung der Glaubenseinheit und die Protestantenhetze unrichtige Citate schreiben.

Es wäre der fleißigen Studentenschaft und der höchst achtbaren Wissenschaftlichkeit der tüchtigen Professoren aller Parteien zu Innsbruck zu wünschen, von solchen Lehrern und Collegen in Bälde befreit zu werden.

Schon in der Hauptstadt von Tirol erfuhr ich, was später mein Verkehr mit allen Ständen der Bevölkerung des Landes ohne Ausnahme bestätigte, daß die Stimmung in der Protestantensache, die noch vor wenigen Monaten in so hohen Wogen gegangen, sich wieder bedeutend beruhigt hat. Auch wurde mir in Landeck und Meran sehr bald klar, daß lediglich Verhetzung durch den fanatischen Theil des Klerus und dessen arglistige Verbündete aus dem Landadel das Volk in jene blinde Protestantenwuth oder noch richtiger Protestantenfurcht hineingetrieben hat. Die eifrigsten Freunde der Protestanten und ihrer Sache in Tirol beklagen, daß die Regierung durch einige Ungeschicklichkeiten in Form und Sprache jenen böswilligen Parteien selbst Waffen dargereicht habe. Indessen, der Sturm ist jetzt wol im Wesentlichen verbraust; der größere Theil des Klerus selbst ist über die maßlose und gesetzesfeindliche Haltung seines Ultra's empört und mit Beschämung hörten achtungswerthe Pfarrer zu, wenn ich ihnen die verrückten Tiraden vorhielt, welche auf der Kanzel zu Landeck jeden für ewig verflucht erklärten, der einem Ketzer ein Glas Wasser reiche ꝛc.

Noch erfreulicher aber ist, daß auch die Bauern anfangen, die Unwahrheit der pfäffischen, die Tücke der aristokratischen Redensarten zu durchschauen. Man hatte vorgegeben, „zu Tausenden ständen die Protestanten aus Baiern und dem Reich schon vor dem Felsenpaß der Scharnitz und würden sich alsbald wie große Schwärme von hungrigen Raubvögeln auf die reichen Auen von Tirol, dem gelobten Land des Glaubens, niederlassen" (wörtlicher Passus aus einer Predigt); massenhaft würden sie sich plötzlich ansideln und mit überlegenem Capital die Einheimischen erdrücken. Als nun aber die gefürchtete Ueberschwemmung ausblieb, als nur hier und da ein Protestant in einer Gemeinde, in

welcher er längst gekannt und geachtet war, von den neu verliehenen Rechten unter allgemeiner Zustimmung Gebrauch machte, da legten sich jene Befürchtungen alsbald. Und dazu kam, daß die aristokratischen Intriguen des Grafen *** vielfach fruchtlos verliefen, trotz des berüchtigten Festschießens von Lana bei Meran, bei welchem der gräfliche Junker in der meraner Schützentracht mit den Bauern fraternisiren mußte und der gräfliche Vater täglich ein Dutzend Schützen an seine Tafel zog: obwol dieser Statsmann in seinen politischen Werken es tief beklagt, daß heutzutage der Adel selbst vergesse, wie er sich in Tracht und Lebensweise von jeder Gemeinschaft mit den „Villains“ abzusondern habe. Seitdem die Bauern begriffen haben, daß dieser zuthuliche Aristokrat die vierunddreißig Abgeordneten der Landgemeinden auf dem von sechsundachtzig Deputirten*) besuchten tiroler Landtag auf weniger als die Hälfte herabgesetzt wünscht, schmeckt ihnen auf einmal auch der Champagner des Herrn Grafen nicht mehr.

II.

Landeck.

Von Innsbruck nach dem schönen Traubenland der Etsch beschlossen wir nicht auf dem gewöhnlichen und nähern Weg über den Brenner zu wandern, sondern auf dem seltener gewählten und weitern, aber unvergleichlich schönern über Landeck und die Finstermünz, im Lande die „Obere“ Straße genannt.

Bei Nebel und Regen fuhren wir vor Hahnenkraht durch die hügeligen Straßen der schlafenden Stadt; die eigenthümliche Stimmung nächtlicher Eilwagenfahrt, mit ihrer epischen Breite und Behaglichkeit schon in den Vorbereitungen, blieb nicht aus. Keine Spur von der scharf-

*) Diese 68 Stimmen vertheilen sich folgendermaßen: 4 Virilstimmen, 14 Großgrundbesitzer, 2 Hauptstädte, 3 Handelskammern, 11 Städte, 39 Landgemeinden.

gespannten Aufmerksamkeit des Eisenbahnreisenden, dem eine Minute Versäumniß das ungeduldige Dampfroß vor der Nase entführt; mit Muße betrachtete ich in dem halbdunkeln Posthof die dämmernden Gestalten, welche gleich mir den Wagen umstanden, und dachte bei mir, welcher Art das Menschenkind wol sein würde, mit dem ich in die beziehungsreiche Gemeinschaft eines rüttelnden Beiwagens treten würde. Auch der Postillon entging mir nicht, der, wie immer, während des Anschirrens eine kurzgefaßte Charakteristik seiner Pferde gab, halb als Selbstgespräch, halb im Dialog mit dem selten gelobten, meist gescholtenen Gespann; und auch nicht der Herr Conducteur, der zu dem ganzen Geschäft so wesentlich gehört und ihm doch so frei und hoch überlegen ist, wie der persönliche Gott der modernsten Philosophien der Welt zugleich immanent und transscendent erscheint.

Vergebens bemühte ich mich, das graue Nebelgewoge, welches uns sogleich außerhalb des Thores empfing, zu durchdringen und etwas von der Martinswand zu erspähen, wo weiland einem Fürsten, der sich zu hoch verstiegen, ein Engel aus der Patsche geholfen hat. Zwar das erstere kommt auch heute noch vor, aber die Engel bleiben aus. Erst zu Telfs ward es heller: mein Nachbar entpuppte sich aus einem ungestalteten Kleiderbündel zu einem jungen Kaufmann aus Südtirol, sah aus dem Fenster, rief: „Telfs? Café!" und sprang aus dem Wagen. Ich folgte ihm in das Haus — eines jener malerischen Wirthshäuser, wie sie in Tirol so zahlreich als ganz fertige Novellen von braunem Holz und weißem Stein am Wege stehen: mit ihrer eigenthümlichen Mischung von italienischen Einflüssen und deutschen Lebensbedürfnissen, mit ihren durchbrochenen Halbthüren, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als daß sich ein Mädchen mit den glänzend weißen Hemdärmeln und der Blutnelke im schwarzen Mieder dahinterstehend darüberneigt, ein par spröde Worte zu tauschen mit dem Burschen, der die Joppe auf der linken Schulter hängen hat und sich leicht auf den Haselstock in seiner Rechten lehnt; mit ihrer hoch-

gewölbten Hausflur, auf deren Ziegel- oder Porphyr-Estrich der kluge Jagdhund liegt; mit ihrer großen Wirthsstube, wo um den mächtigen Kachelofen die Fuhrleute sitzen in ihren „Kotzen“ — weißen viereckigen Wolldecken, durch deren Mittelloch der Kopf gesteckt wird, die „Dalmatica“, eine uralte Hirtentracht, welche schon auf der Trajanssäule die gefangenen Barbaren kennzeichnet — und dem daranstoßenden „Herrenstübel“ mit seinem zierlichen braunen Getäfel, seinen gerippten Scheiben und dem breiten Gesimms an den Fenstern, welches Cactus und Gelbveiglein trägt.

In diesem Herrenstübel zu Telfs frühstückten wir mit zwei Cisterciensermönchen aus dem nahen Kloster Stams bei Silz, an welches sich für diejenigen Deutschen, welche durch die neueste Kritik ihrer Kaisergeschichte noch nicht zu der Einsicht gehoben sind, daß die Hohenstaufen aus eitel Muthwillen nach Italien zogen, eine wehmüthige Erinnerung knüpft. Es ist nämlich dies Kloster von Elisabeth, der Mutter Konradin's, des letzten Staufen, erbaut worden, 1271, drei Jahre nach dessen Hinrichtung auf dem Marktplatz von Neapel, großentheils mit dem Gelde, welches sie zum Zweck der Befreiung ihres Sohnes aufgebracht hatte. Daß Konradin's Leiche hierher gebracht worden sei, ist eine nicht zu erweisende Tradition; gewiß aber ist, daß das Kloster eine für die Verbreitung der Cultur und das religiöse Leben in diesen Gegenden sehr wichiige Stätte geworden.

Diese historischen Erinnerungen ließen meinen jungen Reisegenossen ziemlich kalt, der aber mit großer Terrainkenntniß und liebenswürdiger Bereitwilligkeit die Honneurs seiner Heimat machte und über die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Stimmung in diesen Landschaften mit viel Einsicht und Offenheit sprach. Es ist übrigens auch für die flüchtige Beobachtung eines Reisenden gar nicht zu verkennen, wie entschieden sich Stimmungen, Zustände und Aussichten im Verlauf der letzten zwei Jahre in diesen Gegenden wie in ganz Oesterreich gebessert haben. Kurz nach dem Ende des

italienischen Krieges bereiste ich die etwas weiter westlich gelegenen Thäler von Nassereut, Lermos und Reute und fand die arme Bevölkerung daselbst, welche freilich ohnehin übel daran ist in ihren sumpfigen Thalengen und damals durch die unaufhörlichen Durchzüge und Einquartirungen von Truppen bis auf's äußerste erschöpft war, überall in heftigstem Groll gegen die Regierung; die Sehnsucht nach einer Vereinigung mit Baiern wurde von allen Ständen auf's unverhohlenste ausgesprochen. Wie mußte man regiert haben, wenn die Treue sogar dieser Tiroler, die so fest steht wie ihre Berge, wanken konnte! Jetzt haben die wenigen Jahre, da man wenigstens guten Willen sah, auch dort wieder manches gut gemacht: selbst die Hetzereien der Geistlichkeit gegen das Ministerium rufen nur vorübergehend vereinzelte Aufregungen hervor. Namentlich ist aber entfernt nicht zu besorgen, daß ein Einfall unserer wälschen „fratelli“ auf Sympathien in der Bevölkerung rechnen könnte: der Gegensatz der beiden Nationen ist schroff bis zur Feindseligkeit: und wenn im Jahre 1859 allerdings in manchen Thälern der tirolische Landsturm nicht mit der frühern Begeisterung zu dem Stutzen griff, so lag der Grund davon gewiß nicht in der Freundschaft mit den Wälschen, sondern ganz wo anders; „jetzt sollen sie nur kommen!“ schloß der Schützenvorstand, der mir diese Dinge berichtete, seine Rede.

Bald hinter Silz und dem Petersberg, dem Geburtsschloß der berühmten Margarethe Maultasch, welche durch Heirath die gefürstete Grafschaft an Oesterreich brachte und in der Sage des Landes eine eigenthümliche Rolle spielt, auf die wir später zurückkommen, erreichten wir die Straße nach dem grünen abgelegenen Pitzthal, auf welcher am 9. August 1854 der König Friedrich August von Sachsen durch einen gar nicht in der Beschaffenheit des Weges liegenden Zufall verunglückte, und darauf den stattlichen Markt Imst, welcher uns lebhaft den Enthusiasmus in's Gedächtniß rief, den uns vor Jahren ein bekannter Spindler'scher Roman eingeflößt. Der Vogelfang und die Vogel-

zucht, welche hier noch vor wenigen Jahrzehnten in eifrigem Betriebe standen, haben in letzter Zeit bedeutend abgenommen. Die Vogelhändler von Imst, welche sonst bis tief in Italien hinein und weit bis nach Franken heraus und gar nach England über's Meer ihre singende Ware verführten, sind in Deutschland sehr selten geworden: und während sonst nur in Imst die Canarienvögel jenen an die Nachtigall erinnernden Wirbelschlag, welchen die Engländer „jug“ nennen (— den jemals gehört zu haben ich aber mich nicht berühme, sondern in seiner ganzen Verantwortungsschwere hiermit auf meinen Freund und Gewährsmann Ludwig Steub („Drei Sommer in Tirol“, S. 210) hinübergewälzt haben will —) sollen haben erlernen können, ist denselben neuerdings diese Kunst oder, was bei Sängern gleichbedeutend, wenigstens der Ruf derselben abhanden gekommen. Uebrigens mag an dieser Stelle ein „Schmerzensschrei“ nicht unterdrückt werden für die armen Singvögel und gegen die Barbarei, mit welcher sie in Italien jährlich zu vielen Tausenden getödtet und verspeist werden. Daß man größere Vögel, Drosseln und Ortolane und in Gottes Namen auch die leipziger Befreiungslerchen verzehrt, ist eine Geschmacksrichtung, welche wir zwar nicht theilen, aber auch nicht absolut verdammen; daß aber auf den Märkten von Verona, Venedig, Bologna 2c. viele Schock der kleinsten, nützlichsten und edelsten Singvögel die für den Schlund nichts sind als ein Druck und ein Schluck, daß man Grasmücken, Finken, Meisen, Hänflinge, Rothkelchen, Bachstelzen 2c. zu Hunderten, von losen Buben gefangen und erwürgt, zum Kauf ausgeboten sieht, das ist eine scheußliche Barbarei, welche auch einer von uns deutschen Barbaren an dem großen Culturvolk des Südens füglich rügen mag, ohne für einen Feind der italienischen Freiheit oder für den Herrn Hofrath Perner gehalten zu werden. — Bei Imst präsentirt sich rechts von der Straße auf's imposanteste die hohe Pyramide des Tschurgant, ein fast ganz gleichseitiges Dreieck von nacktem,

kahlem Fels mit seiner breiten Basis den Ausblick nach jener Richtung hermetisch verschließend. Auf der andern Seite ragen die ausgebrannten Mauern und Thürme der alten Kronburg ganz hoch auf dem Kamm eines schroffen Berges, einer Veste, zu deren Ueberwindung ohne Feuerwaffen man des Flügelhemdes Astolf's bedürfte; sie beherrschte das Thal, das sich bald bei Zams so sehr verengt, daß nur der Inn und neben ihm die Landstraße die zueinander neigenden Bergwände scheiden.

Gegen Mittag erreichten wir das stattliche Landeck, „ein Dorf, wie anderswo oft nicht die Städte sind", in welchem sich die wichtigsten Straßenzüge der Landschaft, die in's Voralberg, nach Unterinnthal und Vintschgau schneiden. Mein junger Kaufmann ging weiter nach Flirsch auf der ersten dieser Straßen, ich aber blieb in Landeck, der schönen Gegend und der merkwürdigen Sidelung mich erfreuend.

Denn dieses Landeck ist ein höchst malerisches Ding. Es liegt zu beiden Seiten des Inn: das Stück auf jedem Ufer hat einen besondern Namen und ich war sehr erstaunt, als man mich mitten in Landeck fragte, ob ich in „Perfux" wohne oder in „Angedair", d. h. links oder rechts der Brücke; verwundersame Wörter von unerklärter Wurzel. Auf beiden Seiten steigen die Gassen vom Fluß die Hügel an und man klettert in dem Dorf umher wie in Stockwerken eines Hauses. Rechts deckt die alte Veste Landeck auf stattlicher Felshöhe den Uebergang über den Fluß und beherrschte den Knoten der Straßen; die alten tirolischen Farben, weiß und roth, prangen auf zwei Schilder über dem Nord- und Südportal der Burg und gemahnen an die Bedeutung des Orts für die Geschichte der Landschaft. Denn hierher verlegt die Sage jene schöne balladenhafte Geschichte vom Herzog Friedel mit der leeren Tasche, der, zu Kostnitz vom Reichstag und Concil geächtet und gebannt, über Voralberg nach Tirol entflohen war, aber auch hier sich bei treuen Männern in den Einödhöfen der Hochalmen mußte verborgen halten, weil Geistlichkeit und Ritter-

schaft von ihm abgefallen waren und zu Herzog Ernst hielten, seinem Bruder, der mit Kriegsmacht eingedrungen war. Als nun zu Landeck Kirchweih gefeiert wurde und unter der breiten Linde vor der Kirche ein bäuerlich Schauspiel, wie sie von altersher in diesem Lande bräuchlich, aufgeführt ward, wagte sich Herzog Friedel aus seinem Versteck hervor, mischte sich, als Pilger verkleidet, unter die Landleute und sang ihnen, ihre Gesinnung zu erforschen, in rührender Weise eine Geschichte vor, wie ein guter Fürst, der es allezeit mit dem Volk gehalten gegen Adel und Pfaffen, um deswillen von diesen und einem bösen Bruder um Land und Lehen gebracht sei und flüchtig und geächtet im Elend irre. Und als nun die Bauern, mächtig ergriffen, riefen: „das ist ja unsers Herzogs Friedel Geschichte,“ da warf der Sänger die Pilgerkleider ab und sprach: „Ja, und euer Herzog Friedel bin ich selbst!“ Da hoben die treuen Bauern den Herzog auf ihre Schultern, trugen ihn jauchzend durch die Gassen von Landeck und schwuren ihm zu, fest und muthig zu ihm zu stehen gegen alle seine Feinde, bis er wieder Herr seines Landes geworden. Und so haben sie gethan und die Waffen der Bauern und ihre Treue haben dem Herzog auch schließlich wieder zum Siege geholfen.

Und 300 Jahre später erwarb sich Landeck den Namen: „das tirolische Grütli“. Als nämlich im Jahre 1763 die Baiern bis hierher vorgedrungen waren und von hier noch weiter über den Paß Finstermünz in's Vintschgau einbrechen wollten, fanden sich die Führer des Landsturms hier zusammen: und in dem Keller desselben Hauses, in dessen Oberstube die feindlichen Herführer vor ihrem Abmarsch bankettirten, beriethen zu nächtiger Stunde die Bauern Ort und Zeit und Weise des Ueberfalls. Und bald kamen ihre Pläne zu blutiger Erfüllung: die mörderischen Gefechte an den Brücken von Pontlatz und Zams machten dem „bairischen Rummel“, wie man noch heute jene Invasion im Lande nennt, ein rasches Ende; dreihundert Grenadiere und Dragoner fielen — auf Seite der Landleute nur ein Mann — und der

Rest sammt dem Feldherrn, dem Marquis von Rouvion, und seinen Offizieren mußte sich gefangen geben.

Noch schlimmer fast erging es den Baiern an derselben Brücke von Pontlatz am 8. und 9. August des Jahres 1809, da sie mit zwölfhundert Mann Linie, Reiterei und Artillerie hier durchziehen wollten, aber froh sein mußten, die geringen Reste dieser Schar nach Innsbruck zurückzuflüchten.

Solcher Kriegsschrecken gedachte ich, als bald nach meiner Ankunft das Dorf in wilde, stürmende Bewegung gerieth. Schon bei Telfs hatten wir bemerkt, daß der Inn, durch Wolkenbrüche, welche jüngst in den Hochbergen gefallen, mächtig geschwellt, sehr hoch gehe, selbst in jener Gegend, wo sein Bett sich breit ausdehnt. Je höher wir nun den Fluß hinaufkamen, je enger sich seine Uferränder zusammenschoben, desto ungestümer ergoß sich brausend und schäumend das Uebermaß seiner schmutzigbraunen Gewässer und schon bei Zams trafen wir arge Verheerungen an. Kaum aber war ich in Landeck angekommen, da sprengte ein Reiter mit lautem Rufen herein: zu Ried und Pfunds stehe alles unter Wasser, Häuser und Ställe seien geräumt, man solle die Nothglocken rühren, dort helfen und hier vorsorgen. Das geschah denn: und während viele Männer zu Roß und Wagen nach Ried den Strom hinaufeilten, trafen andere Anstalten der Vorsicht im Dorfe. Ich ging, so lange ich Tageshelle hatte, die Straße den Fluß hinauf, der auch bei normalem Wasserstande hier prachtvolle Stromschnellen bildet, und sah mit Staunen dem wilden Tosen des Wassers zu, das zusehends noch zu steigen schien. Da sah man schlanke Tannen entwurzelt mit ihrem dunkelgrünen Har erbarmungslos von dem wüthenden Feind dahingeschleift, bis sie plötzlich an einen der zahlreichen Felsblöcke, die mitten im Strombett liegen, aufstießen und hoch in die Höhe geschleudert wurden: dann wieder Stangen und Bretter, Strohbündel und zertrümmertes Hausgeräth aller Art; rechts auf der Seite, wo ich wanderte, donnerte die Brandung vergeblich an die feste Felswandung der hochgebauten Straße: aber

zur Linken ergoß sich die Fluth mit reißender Schnelligkeit über die wenig über dem Stromspiegel liegenden Wiesen und Weiden, aus welchen die Bauern noch mit Mühe und Noth die brüllenden Rinder hinauftrieben gegen die sichern, aber steilen Hügel. Die Thiere, zum Theil schon vom Wasser erreicht und geängstet, wollten durchaus den gewöhnlichen Weg den Fluß entlang in's Dorf nach ihren Ställen flüchten, ein Weg, der schon ganz überschwemmt war, und ließen sich nur mit Widerstreben, zitternd und immer scheu nach dem donnernden Verfolger umblickend, die Höhen hinauftreiben.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam mein Wirth, der Postmeister, welcher nach Ried zu Hülfe geeilt war, mit der Nachricht zurück, daß die Gefahr vorüber und das Wasser im Fallen sei: aber die Verheerungen an Brücken und Straßen seien so groß, daß wir schwerlich am andern Tage zu Wagen die Finstermünz passiren und Mals würden erreichen können.

III.

Von Landeck nach Mals.

Gleichwol unternahmen wir am andern Morgen das Wagniß und bestiegen bei Sonnenaufgang den Stellwagen, der nach Mals durchzudringen versuchte. Solch ein tirolischer Stellwagen ist wie viele andere Vergnügungen der Menschen: eine Zeit lang sind sie recht hübsch, auf die Länge werden sie unausstehlich. Wol erfreut anfangs das stete Kommen und Gehen der Passagiere, welche jede Station bringt und entführt — und die Stationen sind nicht nur an sich zahlreich, sondern nach dem Durst des Kutschers unbeschränkt vermehrbar — und die Manchfaltigkeit derselben. Denn von dem vornehmen Gutsherrn und dem würdigen Abt bis zum ärmsten Holzknecht, von dem zierlichen innsbrucker oder meraner „Fräule" bis zum zerlumpten Comödianten herab sind alle Stände hier vertreten. Den Kern bilden natürlich behäbige oder mittelschlächtige Bauern nnd Bäuerinnen und — besonders zahlreich — die Geistlichen. Da ist denn die Ver-

schiedenheit der Mundarten und Trachten, nach der reichen Gliederung der Thäler, die Abstufung der Insichgeschlossenheit oder Zuthunlichkeit je nach ständischen oder individuellen Unterschieden anfangs recht interessant: aber wenn der improvisirten Stationen immer mehr werden und bei allem sonstigen Wechsel die Monotonie des schlechten Tabaks der Menschen und des schlechten Trotts der Pferde sich in den Vordergrund der Empfindungen drängt, so tauchen trotz aller ethnographischen Volksliebe, aristokratische Wünsche nach dem Eilwagen, trotz aller Freude an der Jungfräulichkeit dieser Bergeinsamkeiten sogar verbrecherisch moderne Gelüste nach der Eisenbahn auf. Kurz: auch ein Stellwagen verliert durch nähere und längere Vertrautheit den Reiz, was der Tannhäuser ja sogar von Frau Venus selbst behauptet.

Am Morgen jedoch waren wir in unserm Cabriolet neben einem englischen Geschwisterpar — einem jungen Maler nnd seiner etwas ältern Schwester: sie sahen beide gleich hektisch und ich weiß bis zur Stunde nicht, ob der Bruder die Schwester nach Meran brachte oder umgekehrt — nicht nur ganz behaglich, fondern auch sehr empfänglich und eindruckseifrig gestimmt. Und es war sehr fein und lieblich, wie die Morgensonne allmählich durch die Nebelwälle der Bergkuppen drang und schimmernde Lichter auf die tiefen Thalgründe des Innstroms an unserer Seite warf. Denn das ist ein Hauptreiz dieser Straße, daß sie von Innsbruck bis nach Meran ununterbrochen von dem jede Landschaft belebenden Lauf eines raschen Gebirgsflusses begleitet wird. Von der Hauptstadt Tirols bis über die Finstermünz hinaus ziehen wir den Inn hinaufs, und bald nachdem sich dieser gegen Südwesten hin gewendet, wo er aus dem schönen grünen See am Malojaberge auftaucht, nimmt uns die Etsch auf, welche nahe der Reschen-Scheideck entspringt, vor unsern Augen sich noch mühsam durch drei kleine Seen hindurchwindet, aber bald zu einem brausenden, rauschenden Bergstrom erwächst und uns bis ins Thal von Meran zur Seite bleibt. Bald hinter der pontlatzer Brücke, blutigen Angedenkens,

erreichten wir ein Dorf, dessen Name mir mitten in den rätischen Einöden, bei uncivilisirten Breonen und Siluren, einen höchst civilisirten Literaturprofessor an den Küsten der Ostsee vor die Sele rief, einen Mann von Verdiensten, welche ich leider an dieser Stelle in Ihrem sonst so gerechten Blatt (dem „deutschen Museum") unterdrücken muß. Denn das rätische Dorf heißt: Prutz; ich kann Ihnen nicht helfen, es heißt so. Und wenn Sie diese Wahrheit mit dem Rothstift des Redacteurs, welcher (nämlich der Rothstift) so manche Wahrheit, die man nicht unter die Leute kommen lassen will, im wehrlosen Manuscriptzustand erwürgt, todtmachen, so nützt Ihnen das gar nichts: denn schon vor mir ist ein anderer Verehrer obenbelobten Literators des Wegs gezogen und hat, erfreut ob der Reminiscenz, auf den schwarzgelben Pfahl, der die Namenstafel des Dorfes trägt, mit Kreide die Worte geschrieben: „Aeußerst wahrscheinlich Heimat eines norddeutschen Schriftgelehrten, Róbert Prutz; bisher unterschlagen gewesen und nun zu Stande gebracht."

Anderthalb Stunden etwa nach diesem literargeschichtlichen Dorf liegt das Bad Obladis hoch auf den Felskronen der Mittelberge, welche die schönste Fernsicht gewähren müssen. Dort trinken zahlreiche Gäste von nah und fern den ausgezeichneten Sauerbrunnen, welcher schon im 13. Jahrhundert von einem Hüterbuben entdeckt worden sein soll, „indem er eine auffallende und zudringliche Vorliebe seiner Herde zu dieser Quelle bemerkte": sie ward von Kaiser Maximilian's Aerzten geprüft und als eine der edelsten Heilquellen von ganz Deutschland erfunden. Die Billigkeit der Preise in diesem 3780 pariser Fuß über dem Meresspiegel gelegenen Curort, der zu Wagen garnicht zu erreichen ist, ermöglicht auch armen Knechten und Mägden, die Saison von Obladis mitzumachen. In der Nähe öffnet sich das Raumserthal mit dem berühmten Wallfahrsort Kaltenbrunn, dessen Madonna manchen Zug von den alten Walküren geerbt hat. Sie ist eine gar kriegerische Göttin, deren Inspiration die frommen Bergschützen ihre Siege über Franzosen und Baiern zu verdanken

lieben; in der Glorie des Himmels und von den leuchtenden Herscharen umgeben, das Schwert in der Hand, erschien sie im Jahre 1809 in blutrothem Gewölk hoch über dem Berg von Ladis, Begeisterung den Tirolern, Entsetzen den stürmenden Fremden herniederwinkend, welche ihren Anblick nicht zu ertragen vermochten. Steub, dessen inhaltreichem Buch wir diese wie manche andere Notiz entlehnen, deutet S. 260 darauf hin, daß schon die Landsknechte Georg's von Frundsberg diese heroische Madonna von Kaltenbrunn angerufen haben, wie aus einem von Uhland mitgetheilten Volkslied erhellt. In Ried beschäftigte uns weniger das alte Schloß Sigmundsried und das Capuzinerkloster, welches im 17. Jahrhundert hier als eine Vormauer wider den Protestantismus errichtet wurde, der von Graubündten und der Schweiz her einzudringen begann, als die Verherungen, welche gestern das wilde Hochwasser angerichtet hatte und durch alle angestrengte Arbeit nur zum kleinsten Theil gutgemacht war. In Pfunds wurde längere Rast gehalten und Mittag gemacht; wie Landeck ist dies Dorf durch den Inn in zwei Gruppen getheilt mit den Sondernamen: „Das Dorf" und „Die Stuben".

Während ich nun auf der Kronfläche der schönen, breiten, steinernen Freitreppe vor dem stattlichen Wirthshause lehnte, die in dichten Reihen aus der Kirche strömenden Bauern in ihrer Sonntagstracht bewundernd, stieg aus dem zweiten Stellwagen ein zweites Par junger Engländer: wieder ein Männlein und ein Weiblein, er sehr hübsch, sie wenigstens very ladylike und von jener eigenartigen englischen Feinheit des Erscheinens uud Vornehmheit des Benehmens, die nun einmal mein Herz gefangen hat. Sofort beschloß ich, mir auch diese beiden Insulaner zu zähmen, wie ich es mit dem ersten Par nach altbewährtem Recept schon fertig gemacht hatte. Ich habe nämlich eine alte und sehr tiefgewurzelte Vorliebe für England, Engländer und ganz besonders Engländerinnen, deren Enstehungsweise und Gründe Dich, geneigter Leser, nicht das Mindeste angehen. Und ich

habe diese Vorliebe nicht nur für Engländer in England, sondern sogar „which is very much indeed“ auch für Engländer auf dem Continent. Ja ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich, wenn ich die Wahl habe, viel lieber von einem englischen Capitän über Indien, von einem Squire von seinen Fuchsjagden in Lancashire, von einer Miß von ihrem cottage-life oder ihren Reisen, im Nothfall sogar von ihrer Armenschule mir vorplaudern, als von einem baierischen Assessor über die neue Gerichtsorganisation (von 1862), von einem österreichischen Kaufmann über die Valutafrage oder von einem preußischen Geheimrath über die Rangclassen der Mandarinen die tiefsten Aufschlüsse ertheilen lasse. Und ich kann auch nicht in das allgemeine Wehegeschrei über die Unliebenswürdigkeit der Briten in ihrem Reisezustand einstimmen. Freilich gibt es unter ihnen rohe, bornirte, widerwärtige Naturen, welche indessen auch in dem Heimatland der preußischen Junker, der österreichischen Bureaukraten, der altbairischen Brotzen, der pfälzischen Kreischer rc. hin und wieder vorkommen sollen. Solche läßt man laufen. Aber der gebildete Engländer ist der liebenswürdigste Partner am Wirthstisch und im Reisewagen: denn er ist immer frei von dem größten aller gesellschaftlichen Fehler: der Aufdringlichkeit; daß der ihm unbekannte Mitreisende für ihn einfach nicht auf der Welt ist, scheint mir eine Fiction, deren Abwesenheit ich schon bei manchem Franzosen, Italiener und besonders Deutschen schmerzlich bedauert habe.

Indessen, wie reimt sich diese Freude an englischer Unzugänglichkeit mit der Freude an englischen Umgang? Sehr einfach. Nicht viel versprechenden Engländern vergelte ich ihre Fiction meiner Nichtexistenz mit Zinsen, interessante Exemplare zähm' ich mir. Ich werde mich nun zwar sehr hüten, alle Geheimnisse meines hierbei angewandten Verfahrens zum Gemeingut der deutschen Bildung zu machen — zu häufige Anwendung verdirbt alle Jägerkünste — aber einiges aus dem Exoterischen dieser Geheimlehre theile ich gerne mit. Erste Regel: man muß nie gegen die notorische Sitte des Engländers ankämpfen,

mit keinem Unbekannten zu sprechen, nicht etwa den angenehmen Gesellschafter spielen und ihn in eins der vielbeliebten Reisegespräche ziehen wollen. Er hält das für unverschämte und sich selbst wegwerfende Aufdringlichkeit und knöpft stolz und mißtrauisch seine Sele wie seine Tasche zu. Denn jeder foreigner ist ein möglicher Bettler. Man muß also den Engländer, den man zähmen will, nie zuerst ansprechen, sondern ruhig eine Gelegenheit abwarten, da er durch seine insulare Unkenntniß von Sprache, Land und Leuten, Geld und Sitten und Einrichtungen in eine jener kleinen Verlegenheiten geräth, welche bei keiner längern Reise ausbleiben. Dann tritt hinzu, sieh' ihn kaum an, sprich kein Wort, hilf ihm rasch mit der That und wende Dich, keinen Dank erwartend und äußerst unbekümmert um seine Person —: alsbald wird er, angenehm überrascht, Dich mit einem deutschen Dankeswort ansprechen und antwortest Du in einem erträglichen Englisch, so ist das Inselkind gewonnen von Stund an. Das erste Par hatte ich ohne Mühe gefangen; sie hatten sich bei der Abfahrt zu Landeck sehr verspätet und während Kutscher und Passagiere schon schalten und lärmten, versuchte der Bruder umsonst ein großes englisches Goldstück an die Kellnerin loszuwerden, welche die fremde, hohe Münze nicht kannte, nicht nehmen wollte, auch nicht herausgeben konnte und nicht verstand, daß der Engländer schlechterdings keine andere Geldsorte bei sich führte. Ich glaube, der Brite stünde noch in diesem Augenblick an dem Ahorntisch vor dem Wirthshause zu Landeck, wenn ich nicht aus dem Wagen, der bereits, zu höchster Besorgniß der Lady, ohne das Geschwisterpar abfahren wollte, herausgesprungen und zu Hilfe gekommen wäre. Ohne an den Briten ein Wort zu verlieren, warf ich der Kellnerin den Betrag ihrer Rechnung, den sie schon zwanzig Mal ausgeschrien hatte, in österreichischen Papierzetteln zu und stieg schweigend wieder in das Coupé, in welchem auch die Geschwister ihre Plätze hatten. Mit Staunen hatten sie mir zugesehen und, ihrer Erlösung froh, stiegen sie

schleunig ein. „Sie sind sehr hartig, in der Deed!“ sagte der junge Maler, im Bewußtsein, die deutsche Sprache sicher zu beherrschen. Und bald waren wir so vertraut, daß er mir in freudigen Heimaterinnerungen die Landsitze und Geschlechter all der Freunde mittheilte, welche ihre Namen auf seinen Bergstock eingebrannt hatten (prachtvolle altschottische Namen, deren sich keine Ballade in Percy's Sammlung zu schämen gehabt hätte); dann sagte er mit Stolz: „wir sind keine Engländer, wir sind Schotten, you know.“ — Schwieriger war den andern beiden beizukommen, die ich für neuvermählte Eheleute nahm. Natürlich hielten sich die beiden englischen Pare noch schroffer voneinander als von den deutschen Mitreisenden fern, ganz anders als Deutsche zu thun pflegen, welche in fremdem Lande sich begegnen; „aber Engländer reisen nicht auf dem Continent, um Engländer zu sehen“, bemerkt Sterne mit unanfechtbarer Richtigkeit. Nicht ohne Neid war ich Zeuge des erhöhten Genusses, welchen diesem glücklichen Par das gemeinsame Schauen all dieser Naturschönheiten und die austauschende Mittheilung gewährte, indeß ich all meine Freuden allein, d. h. nur halb genießen mußte. Da dies zweite Par viel anziehender war als meine Schotten, richtete ich es so ein, daß ich am andern Morgen mit den jungen Eheleuten in ein Cabriolet kam. Und hier gelang die Zähmung rasch und glücklich, da ich, selbstverständlich mit tiefem Schweigen, die Unbequemlichkeiten eines deutschen Spritzleders und dito rasselnden Wagenfensters, an deren Bewältigung der Gentleman auf erhobene Beschwerde der Lady ein Uebermaß von Kraft und Wuth fruchtlos verschwendete, mit landsmännischer Sachkenntniß mühelos beseitigte. Zum Dank erfuhr ich denn bald, daß auch dieses junge Par Geschwister seien, welchen die Eltern erlaubt hatten, sich miteinander ein par Monate in Italien umherzutreiben. Nun hör' ich schon so manchen deutschen Bruder, der dies liest, sagen: „Schreiber dieses ist ein kläglicher Psycholog! wie kann man ein Geschwisterpar mit einem jungvermählten Ehepar ver-

wechseln!" Und so manche deutsche Schwester flüstern: „Nein! mit einem Bruder möchte ich keine Vergnügungsreise machen!" Auf diese beiden Einwürfe habe ich nur Eine Antwort: in guten englischen Familien besteht zwischen Geschwistern ein ganz anderer Ton als in auch nicht schlechten deutschen. Eine Schwester wird dort mit derselben ritterlichen Galanterie behandelt, ja mit einer noch viel höhern als eine fremde Lady, sie gilt nicht als eine störende Last, welche nur sofern sie dem Herrn Bruder allerlei häusliche Dienste erweist, als nützlich betrachtet wird, sondern alle rücksichtsvollste und zarteste Aufmerksamkeit wird ihr zugewendet und die Schwester erscheint als Stolz und Freude des Bruders. Und hätte die zweifelnde Leserin meinen jungen Mister Harry gesehen, wie er eifersüchtig dem Kammermädchen zuvorzukommen suchte bei jeder kleinen Handreichung, deren die Schwester bedurfte, sie hätte den Gentleman gewiß für den Bräutigam der Lady gehalten und, nachdem sich das Par als Geschwister herausgestellt, sicher keinen Einwand mehr dawider gehabt, mit einem solchen Bruder zu reisen. Und es ist eine hübsche, liberale Idee von Eltern, zwei ihrer Kinder miteinander in solcher Art in die Welt zu schicken. Gleiche Jugend, gleiche Bildung, gleiche Erinnerungen, gleiche Anschauungskreise verbinden das Par, das Schutz und Schimmer austauscht. Es war sehr lieblich zu sehen, wie Miß Alice mit freudiger Sicherheit der Führung des Bruders vertraute und Master Harry stolz war auf den Glanz, welchen die gar nicht einmal besonders hübsche, nur feine und graciöse Erscheinung der Schwester auf allen Schritten ihres gemeinsamen Weges verbreitete. Hier verband sich mit dem ritterlichen Ton wahre Herzenswärme; oft freilich fehlt diese bei jenen englischen Formen: aber auch als bloße äußerliche Formen halten solche Sitten den rücksichtslosen und herabwürdigenden Ton fern, welcher diese Familienbeziehungen in Deutschland so oft aller Idealität entkleidet. Nun aber zum Schluß dieser Lobrede auf englische Familiensitte, welche sich in einem Reisebericht

aus Tirol sehr unmotivirt ausnimmt. Wir wurden alle drei die besten Freunde, trennten uns zu Meran mit aufrichtigem Bedauern und nicht endenwollendem Händeschütteln und Mister Harry ließ mich nicht los, bis ich ihm feierlich versprochen hatten, sobald ich Zeit fände, hinüberzugehen und einige von seinen „stags“ zu schießen, deren genaue persönliche Bekanntschaft ich gemacht hatte durch seine ausführlichen Charakterbeschreibungen und durch die Kunst der Miß Alice, welche ihm ein halbes Dutzend dieser seiner Lieblinge vor dem Abschied von dem Park zu ***Hall in eine Brieftasche gezeichnet und getuscht hatte. Ich fürchte, die Hirsche von ***Hall sind sehr sicher vor meinen Jägerkünsten und ich werde nie wieder in Deine frischen „Haselaugen“ (hazel eyes) sehen, mein guter Freund Harry! —

Wir sind weit vorausgeeilt von der Mittagrast zu Pfunds, bei welcher an einer Tafel in nicht weniger als sieben Sprachen geredet wurde: deutsch, englisch, französisch (natürlich von einer deutschen Adelsfamilie), böhmisch (von einigen Offizieren der meraner Besatzung), italienisch von Kaufleuten aus Trient, romansch von einigen Bürgern aus Compatsch, dem Hauptort des Samnaunerthals, welches eine Meile rechts von unserer Straße liegt und von Graubündnern bewohnt wird, und endlich gar lateinisch von einigen jungen Geistlichen, welche vermuthlich des gelehrten Anscheins wegen in dieser Geheimsprache sehr unverfängliche Dinge verhandelten, die sie ebenso gut hätten deutsch sagen können. Da fuhr ich unwillkürlich von meinem Teller auf: der eine hatte mit der größten Gemüthsruhe „persuadere“ mit dem Accusativ construirt und der andere in nicht geringerer Zuversicht von seinen „itineres“ erzählt. Das that meinem philologischen Herzen allzu weh und beschleunigte meinen Aufbruch. Denn ich hatte vor, dem Stellwagen vorauszugehen und den gerühmten Paß von Finstermünz zu Fuß zurückzulegen. Ich wandte also dem stattlichen Pfunds den Rücken, einem Dorfe, welches gegen 1400 Menschen zählt, die ehemals sehr schöne Privilegien genossen znm Lohne

für bewiesene Treue, auch wol zur Aufmunterung, an solcher festzuhalten, woran bei der Nähe des lange Zeit feindlichen Engadins den Landesfürsten früher viel gelegen sein mußte: sie erhielten von Erzherzog Siegmund und Kaiser Leopold Vergünstigungen an Weggeld und Zollrecht, „dieweil sie bei jüngst vorgewester kurbairisch-französischer Invasion ihre allerunterthänigste Devotion mit Hintansetzung aller Leib- und Lebensgefahr sonderbar erwiesen“ (Steub, S. 265).

Alsbald überschritt ich den Inn auf einer zierlich bedachten Brücke und betrat die neue auf dem rechten Ufer mit großer Kunst und Kühnheit angelegte Hochstraße, welche vor etwa sieben Jahren vollendet wurde; tief unten am andern Ufer zieht sich die alte Straße hin und gewährt, da doch auch sie mit der altersgrauen Veste Finstermünz, dem ragenden Thurm der zweiten Innbrücke, sich hoch über dem Wasserspiegel des Flusses erhebt (3093 Pariser Fuß über dem Mere), den rechten Maßstab zur Schätzung der gewaltigen Höhe, zu welcher das Wagniß des neuen Weges empor steigt. Während zur Linken die himmelhohen Belemnit-Felswände, in welche der kühne Bau mit Feuer und Pulver hineingebohrt ist, hart und senkrecht an uns herantreten, springt zur Rechten das stolze Geländer der Straße immer wieder in weiter Ausbiegung über den Abgrund vor, in welchem unten der Fluß dahinrauscht und die höchsten Tannen winzig klein erscheinen. Ich ward nicht müde, stets auf's neue zurückzublicken nach dem Innthal, welches hier meilenweit dem Auge offen steht, mit seinen Kirchthürmen, Dörfern, Schlössern und Ruinen. Die Straße führt durch mehrere Tunnels, in deren dunklem Dämmer ewig, auch an diesem heißen Septembermittag, eine eisigkalte Luft weht und das Wasser aus dem Felsdach unaufhörlich niederträuft. Hart nach einem solchem Tunnel zeigt die Felswand ein breites Rinnsal, in welchem aber nicht Bäche, sondern donnernde Lavinen, „Muren“, wie man hierzulande sagt, niederzugehen pflegen, die sich ein vollständiges Bett wie ein Strom zurecht gemacht haben. Die Bergbewohner und

die Ingenieure wissen genau, welchen Weg die Lasten von Stein und Schnee nehmen müssen, wenn sie in bestimmten Richtungen von den Bergkuppen sich lösen; man hilft dann durch Sprengungen und Aushauen nach und baut der ungestümen Gewalt einen festumzeichneten Weg, leitet ihn bis auf die Straße und schützt diese durch ein mächtig gewölbtes, mit Stein und Rasen geschirmtes Lawinendach, in welchem eine Einsenkung die herunterpolternde Last aufnimmt, weiter führt bis an den Rand des Daches und hier in jähem Sprung in den Abgrund stürzen läßt, der auch an dieser Stelle ganz mit Felstrümmern und zersplitterten Baumstämmen übersäet und natürlich von aller menschlichen Cultur gemieden ist. Lange, lange saß ich an dieser Stelle, der lautlosen Einsamkeit des Ortes hingegeben; nur das leise Träufeln aus den Felswänden hörte man: das Rauschen des Flusses reichte nicht bis in diese Höhe: alle Laute des Thierlebens waren verstummt und ich erschrak fast, als endlich ein fremdartiger Vogel, von der Größe einer Schwalbe, ganz schwarz, nur mit glänzend weißer Halskrause, mit seltsam geschweiften Schwingen an mir vorüberhuschte, in schrillen Tönen klagend, daß ihn mein Fußtritt aus der Ruhe gestört. So raschen Schrittes war ich fürbaß gegangen, daß ich länger als eine Stunde auch noch vor dem Wirthshaus von Hoch-Finstermünz sitzen konnte, der Umsicht genießend, des Stellwagens gewärtig, und einer Halben Tirolerweines froh, welchen ich jedem gebildeten Trinker empfehlen kann. Nachdem ich so lange der Poesie höchster Einsamkeit mich beflissen, war mir die Ansprache des kundigen Wirths sehr genehm, der meine Lobpreisungen seiner herrlichen Lage lange geduldig anhörte, aber zuletzt sagte: „Ja, war scho recht: aber im Winter is schaudersam einschicht, bald'st wochenlang koan Menschen hörst was an Fuchs oder a Muren.“ —

Der Stellwagen, in den ich mich hier wieder aufnehmen ließ, hielt in Nauders gerade lange genug an der Post,

um den hübschen Eintrag im Fremdenbuch unter dem Datum 24. April 1848 nachlesen zu können: „Angekommen: 848 Scharfschützen. Stand: jedweder. Heimat: Tirol. Kommen von: allen Theilen des Vaterlandes, gehen nach: an die wälschen Grenzen, Geschäft: sie zu säubern.“

Bald hinter Nauders erreichten wir die Reschen-Scheideck, eine Höhe, welche die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Mere bildet. Die Schwarzach (bei Steub der „Stillebach“), welche hier aus einem Theil des Gehölzes bricht, eilt dem Inn und der Donau zu, indeß die Etsch, die an dem Südhang desselben Waldes aus den kleinen Haideseen auftaucht, sich nach Italien wendet. Leider war die weltberühmte Fernsicht, welche sich hier dem vom Norden her nahenden Reisenden zuerst auf die Kette des Ortlers und seiner Jugendgenossen bieten soll, an diesem Abend sehr beeinträchtigt durch einen Höhennebel, welcher alle Umrisse der Berggipfel verschleierte. Ermüdet und von der Wucht der bisherigen Eindrücke herabgedrückt, passirten wir die höchst malerische Malser Haide: ein weites Thal von zahlreichen Felsblöcken, den Abstürzen der riesigen Bergwände und der Mitgift der wilden Etsch übersäet, immer unwirthlich und im Winter bei Schneewehen so gefährlich, daß man zu St.-Valentin auf der Haide ein eigenes Hospiz für die verunglückenden Wegfahrer angelegt hat, nach dem Muster und nach der Regel des Bernhardiner Gotteshauses. Denn der Südwest- und der Nordostwind, welche durch schmale Felsenspalten hier eindringen, treiben auf dem weiten Blachfeld ein Spiel mit thurmhohem Aufwirbeln der Schneemassen, dessen Entsetzen ein alter Bauer von Burgeis, der in einem solchen Schneewall schier einmal erstickt und erfroren wäre, uns sehr lebhaft schilderte. Darum verpflichteten die Satzungen des Stifts den Vorsteher sammt seinen Leuten, an stürmischen Abenden mit Laternen, Stricken und Stangen, auch wohlversehen mit Wein und Brot, schreiend und rufend in die Haide hinauszuziehen und nach Verunglückten auszusehen (Steub, S. 274). Schauerlich muß das Ansehen

der wilden Haide gewesen sein, als hier im Jahre 1499 die Landsknechte Kaiser Maximilian's von den freien Bauern von Graubündten nach grimmigem Handgemeng auseinander gesprengt wurden, und jeder der ungezählten Felsblöcke zu einem Grabstein ward. Unsere ganze Gesellschaft war aber so müde gerüttelt, daß wir weder diesem Schlachtfeld, noch dem stattlichen Schloß Fürstenberg, noch dem großen Benedictinerkloster Marienberg (gegründet 1146) die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken vermochten, sondern froh waren, mit dem Einbruch der Dunkelheit vor dem Wirthshaus zu Mals endlich anzuhalten.

IV.

Von Mals nach Meran.

In das schmale Kämmerlein, welches mir in dem überfüllten Hause angewiesen wurde, blickte ernst und gewaltig der schneebedeckte Ortler, im Licht des aufsteigenden Mondes geisterhaft erglänzend. Nach kurzem Verweilen eilte ich an die von zahlreichen Gästen besetzte Wirthstafel, wo ich alsbald den Grund der Menschenanschoppung in diesem sonst nur als Durchgangspunct benutzten Dorf erfuhr. Die beiden wichtigsten Straßen, die über das Stilfserjoch nach Italien und die über Meran nach Bozen, waren seit zwei Tagen unwegsam; dieselben Wolkenbrüche, welche den Inn geschwellt, hatten auch die Wildwasser, die sich in Etsch und Eisack ergießen, rebellisch gemacht. Unser Weiterkommen nach Meran war neuerdings in Frage gestellt; ein Bergwasser hatte in der Thalenge von Rabland arge Verherungen angerichtet: zugleich war eine Felsmur niedergegangen und die Post von Meran war ausgeblieben: denn auch die Etsch sollte alles Land weithin überschwemmt haben, Ich machte mich schon gefaßt, einige Tage hier zubringen zu müssen und nahm für diesen Fall gern die Einladung eines flotten österreichischen Jägeroffiziers von der Besatzung von Trafoi an, mich der Bärenstreife anzuschließen, welche

an diesen Tagen das Mittelgehölz am Ortler durchstöbern sollte. Denn in jenen öden Felsschluchten finden sich noch fast alljährlich einige dieser guten braunen Brummteufel ein, indem sie, im Herbst aus der Schweiz und Graubündten herübertrabend, zur Traubencur die Rebgelände Südtirols aufsuchen. Ausführlich erzählte man mir später in Meran, wie in dem Jahre 1846 in den Weingärten drüben bei Lebenberg allnächtlich so furchtbare Verheerungen an Trauben angerichtet wurden, daß man an ein dämonisches Ungeheuer dachte, ähnlich dem Unhold Grendel, der, wie das Beowulflied berichtet, die Bierhalle König Hrodgar's allnächtlich überfiel. Umsonst war alle Wachsamkeit der Saldner und Traubenwächter: lautlos und spurlos schien der Räuber zu nahen: ein beschwingtes Drachenthier müsse es sein, behaupteten die Wärter: denn keine Fährte sei auf dem weichen Sandboden wahrzunehmen und doch sei jede Nacht ein anderer Rebgarten wie von oben herab ausgeplündert. Endlich kam eines Morgens noch vor Sonnenaufgang ein Bäuerlein, welches zu Meran mit guten Gesellen die Nacht verzecht hatte, des Weges an Lebenberg vorbei, nach seiner Heimat Lana unsichern Schrittes wankend, und sollte eben über die Steinstufe eines schmalen Saldnerpfades steigen, als es quer auf dieser Steinplatte den „fliegenden Luftdrachen" in Gestalt eines großmächtigen Bären schlafend liegen fand, der, wie das Bäuerlein, des Guten zu viel genossen zu haben schien und mächtig schnaufte. Das Bäuerlein ward vor Schreck urplötzlich hechtnüchtern und eilte, sich und seine Entdeckung sicher zurück nach Lebenberg zu tragen. Schon tags darauf ward der zottige Gast, eine gute Stutzenkugel im Herzen, im Triumph in Meran eingebracht und Friedrich Lentner, der sinnige Dichter und Ethnograph, leicht der edelste Insasse, welchen die alte Grafenstadt jemals besessen, veranstaltete bei diesem Anlaß ein fröhliches und poetisches Fest, wie er sie so prächtig zu organisiren wußte. Der Bär hatte mit klugem Bedacht die sandigen Wege gemieden: er war die Steinmauern entlang geklettert, welche alle Reb-

gärten dortzuland umschließen, und hatte, auf der Mauer oder auf dem Quergitter der Weinlatten gelagert, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, auf die sicherste und behaglichste Weise zugleich, die Rebstöcke von oben nach unten kahl abgefressen; manchmal hatte seine Schwere das Lattenwerk durchbrochen, aber immer war er wieder unmittelbar hinaufgeklettert, jedes Spurgeben vermeidend, bis ihn das Unmaß, welches Götter, Menschen und Bestien verdirbt, überwältigt hatte. Den Menschen greifen diese eidgenössischen Curgäste ungereizt niemals an, richten aber freilich nicht blos an den Trauben, sondern, wenn sie können, auch unter den Schafherden solche Verwüstungen an, daß sie alsbald den ganzen Landsturm des Thales sich auf den Hals ziehen. Eine Hochalm bei Trafoi mußte geradezu der Bären wegen aufgegeben werden; im Jahre 1859 zerrissen zwei Bären, in eine Hürde brechend, in Einer Nacht siebenundzwanzig Schafe sammt dem Hunde und nur mit zerfleischten Armen entkam der Hirt, welcher herbeieilte und pflichttreu, aber tollkühn, die beiden blutberauschten Thiere mit einem Knittel aus seinem Pferch vertreiben wollte. Im letzten Frühjahr sah ein Bauernbursch von Santa-Maria bei Trafoi im Abenddunkel ein Thier an der Stallthür eines Einödhofes scharren, welches er für einen großen Dachs hielt und mit seinem Stock ins Genick schlug. Da richtete sich der vermeintliche Dachs brummend auf die Hinterfüße, gab dem Burschen mit der Vorderpranke einen Schlag auf die Brust und trabte ohne weitere Feindseligkeit davon. Der Bursche aber war am Tage darauf eine Leiche: die Bärentatze hatte ihm die Brust zerdrückt. Besser war das Zusammentreffen mit der Bärenfamilie abgelaufen, welches zwei Tage vor meiner Durchreise in Mals am Ortler begegnet war und zu der bevorstehenden Streife Anlaß gab. Ein Gaisbub war auf einem Abhang eingeschlafen und erwachte darüber, daß ein Camerad, wie er glaubte, seine über einen Baumstamm herabhängenden Füße in Pendelbewegung versetzte. Aber der Kamerad war ein junger, pudelgroßer

Bär, welcher sich dieses Spielzeug ersehen hatte; der Gaisbub fuhr auf und sah dicht neben sich eine riesige Bärin auf den Hinterfüßen aufgerichtet stehen, welche den Ausgang des Spiels für ihren Knaben abzuwarten und jede Unbill zu rächen bereit schien. Der Gaisbub that das ausgesucht Klügste, was ihm in seiner kritischen Lage zu Sinne kommen konnte: er fiel nämlich ohne weiteres vor Schreck in Ohnmacht. Und als er aus dieser erwachte, war sein ungeladener Spielgesell sammt Frau Mama verschwunden. Man kann sich denken, mit welcher Eile der kleine Mann ins Dorf stürzte und Lärm schlug. „Es wurde dann auch," fuhr mein Gewährsmann, der Offizier, fort, „sogleich ein Aufgebot erlassen und wir Soldaten und die Bauern bildeten gestern einen großen Kreis um die fragliche Stelle, welche deutlich die Spuren mehrerer Bären zeigte. Nach längerm Suchen fanden wir auch die Bärin mit zwei Jungen in einem Dickicht auf und umstellten sie. Da entlud sich allzu früh ein Gewehr: die Bärin war mit einem Satz in unserer Mitte, stieß das größere mit dem Kopf vor sich her, nahm das kleinere in den Rachen, sah nur einen Augenblick im Kreise herum, erkannte sofort den Dalkigsten (Ungeschicktesten) aus unserer Gesellschaft — nicht wahr, Martin? — durchbrach neben diesem meinem wackern Freund unsere Kette und ward nicht mehr gesehen." Der Angeredete, welcher so unerwartet als Zeuge gegen sich selbst aufgerufen ward, ein etwas schwerfälliger Bauer, stimmte gutmüthig in das schallende Gelächter der ganzen Tischgesellschaft ein und erklärte, bei der nächsten Streife werde er seine Scharte auswetzen.

Ob der gute Martin das gethan, weiß ich nicht zu melden. Denn am andern Morgen war die Straße nach Meran wenigstens nothdürftig hergestellt und mein Weg führte mich weit östlich von Trafoi; übrigens habe ich auf wiederholtes Erkundigen nichts von dem Erlegen der vierfüßigen Republicaner vernommen.

Noch vor voller Tageshelle fuhren wir am andern Morgen durch die engen Gassen von Mals und gelangten

unmittelbar hinter dem dicken runden Wartthurm der Fröhlichsburg, welcher sehr alter Bauart scheint, in's freie Thal. Und nun that sich vor meinen staunenden Augen ein Anblick auf, — der großartigste, der mir noch je geworden. Denn das Morgenroth erfüllte die ganze Welt, so weit der trunkene Blick nach allen Seiten streifte, mit seinem rosigen Schimmer; jeder kleinste Tropfen des feuchten Frühnebels an den Gebüschen des Weges, die wässerigen Wolkenzüge in dem Thalgrund zur Rechten, Alles, worauf das Licht fiel, schillerte in rothem Glanz. Aber geradezu erschütternd war der Anblick der ungeheuern Bergkette gerade vor mir, welche im prachtvollsten Alpenglühen zu strahlen und wie von innen heraus zu brennen schien: die suldener Ferner, der laaser Gletscher, der Cevedale, der „End der Welt", der Monte Zebru und endlich, alle seine Riesenbrüder um eines Hauptes Länge überragend, die gewaltige Pyramide der Ortlerspitze (12020 Fuß). Es hatte die Tage vorher ein frischer Schnee die ganze uns zugekehrte Seite des ungeheuern Berges mit Silber überhaucht: soweit der Berg sichtbar war, bis tief unterhalb seiner Mitte, war er glänzend weiß: und diese ganze imposante Silberpyramide glühte nun in allen Schattirungen der rothen Farbe, vom zartesten Rosa und von sattem Orangeroth bis zu tiefem glühendem Purpur; das alte ewige Gletschereis seiner Spitze zeigte die tiefste Schattirung, der alte ewige Schnee in den Spalten und Felsschründen neigte gelben Tönen zu, während der frischgefallene Neuschnee an der untersten Bergschichte nur von zarter Rosenfarbe angehaucht ward. Doch mag ich mir den großen Eindruck durch keine weitere Schilderung profaniren.

Weder Schloß Lichtenberg zur Linken noch die Churburg zur Rechten der Straße vermochten mich aus meiner Verzückung zu wecken; erst als hinter Eyrs ein anderer Naturreiz sich mächtig vor die Augen drängte, fing ich an, des purpurgeschmückten Bergfürsten zu vergessen. In der Gegend von Eyrs nämlich werden die Anzeichen südlicher Landschaft immer deutlicher und häufiger. Um jedes vor-

springende Thürgesims zieht die Rebe die graciösen Arabesken, von welchen in dieser Jahreszeit die schweren rothblauen Trauben, von der Natur oft auf's geschmackvollste angebracht, niederhangen. In den Gärten macht sich ein fremdartiger Baum bemerklich, mit glatter Rinde des oft sehr mächtigen Stammes, mit glänzenden Blättern und stachelbesäeten hellgrünen Früchten: es ist die Edelcastanie, deren Gabe wir barbarischen Nordländer nur in Verbindung mit schmutzigen alten Weibern und dampfenden Glutpfannen uns vorzustellen gewohnt sind. Und bald zeigen sich auch ganze Ackergefilde mit einer dichten Nutzpflanze besäet, von fleischigem Stengel, mattgrünen Blättchen und schönen rosa und weiß schimmernden Breitblüten; es ist der Buchweizen (Polygonum sagopyrum Linn., hierzulande „Plenten" genannt, von dem italienischen polenta.) Daneben heben sich überall die schweren Goldkloben der Maispflanze, hier „Kukurutz", welche oft auch in langen Reihen die Galerien und Söllerfenster der Gebäude kränzen. Auch die Gebäude selbst und die Menschen, die sie bewohnen, tragen immer ausgesprochener südliches Gepräge. Dies trat am anschaulichsten entgegen in Schlanders, wo eine Procession zur Feier des Frauentages (Mariä Geburt) ein par hundert Bauern aus allen Nachbarthälern versammelt hatte; leicht zehn ganz originelle Costümarten mit auffälligstem Schnitt und Farbenbunt wimmelten hier durcheinander: die Glocken läuteten, die Böller krachten, nicht enden wollenden Widerhall der Berge weckend. Das Merkwürdigste aber war die räthselhafte Mischung und das Nebeneinander der verschiedensten physiognomischen Typen: vom zweifellosen Italiener und seinem tiefsten Schwarzbraun bis hinauf zum reinsten Typus des Germanen: flachsweißes Har und so hellhimmelblaue Augen, so durchsichtig weiße Haut, wie sie uns sonst diesseit der Nordsee nur auf der jütischen Halbinsel begegnen. Wir kommen auf das ethnographische Räthsel, das hier zu Grunde liegt, später zurück, und eilen an Schloß Castelbell und an Naturns vorüber ungeduldig unserm Ziel entgegen. Aber bald am Anfang der Thalenge von Rabland mußten wir

halten und eine Stunde warten, bis die Nothbrücke vollendet war, die uns über den wild empörten Bergbach tragen sollte. Und nun sahen wir die furchtbare Verheerung, welche auf Jahre hinaus einen großen Theil dieses Thales unfruchtbar gelegt hat. Die zahlreichen Gebigswässerlein, welche in dieser quellenreichen Gegend von dem Gebirge zur Linken der Straße herabrieseln und sich in die Etsch, zur Rechten der Straße, ergießen, regelmäßig so seicht und schmal, daß man sie mit zwei Händen auffangen zu können meint, waren in diesen Tagen zu furchtbaren Gießbächen geschwellt, welche nicht nur unerhörte Wassermassen, auch verderbliche Felstrümmer, manchmal über Mannshöhe, mit sich herabwälzten, die sie von den ausgebrannten und mürben Porphyrwänden losreißen. Ein solcher Felsblock, höher als unser Stellwagen, hatte die eine Brücke mittenentzwei geschlagen und zahllose kleinere Steintrümmer bedeckten die Fluren zur Linken und die Straßen von Rabland; das Thor einer Scheune war von einem dagegengeschleuderten Felsstück eingeschlagen: der Stein stak in den Thürplatten: daneben flutete das Wasser in das Innere des Gebäudes. Aber noch viel verderblicher war, daß die Etsch, von diesem plötzlichen Ueberschuß an Wassermacht gehoben, ihr Bett zur Rechten der Straße überstiegen, den ganzen Thalgrund bis an die Straße mit Wasser, Schlamm und Kiesgeröll ausgefüllt, auch die hochgebaute Straße durchbrochen und überflutet und nun, anstatt zur Rechten, zur Linken der Straße sich ein neues Rinnsal geschaffen hatte. Da lagen denn, so weit mein Auge zur Rechten blicken konnte, stundenweit die schönsten Weingärten, Mais- und Plentenfelder mit Schlamm und Kies und Sand wie überkrustet. Jammernd berechneten die Bauern, daß es Jahre von Arbeit kosten würde, bis diese Aecker die frühere Tragfähigkeit wiedererlangten. Auch die Straße selbst war ein Theil des Strombettes geworden und als sich unser Wagen wieder in Bewegung setzte, reichte das Wasser, durch welches wir mitten hindurch fuhren, den hart arbeitenden Pferden bis über die Knie, ja an einigen Stellen stieg es weit über die Rad-

speichen empor und drohte in den Wagen selbst einzudringen. Wir Männer waren ausgestiegen, sprangen von einem der Legsteine zum andern, halfen mehr als einmal die Pferde oder die Räder aus einem der Löcher heben, welche in die Straßen gerissen waren und hatten dabei zwar mancherlei Ungemach, aber nicht die Gefahr zu bestehen, welche durch das jeden Augenblick zu gewärtigende Umschlagen des schwerfälligen Wagens in einem der Löcher die Frauen bedrohte, die, in Rabland zum Zurückbleiben aufgefordert, einstimmig auf das Weiterfahren bestanden und sich mit großer Unerschrockenheit benahmen. Endlich bog der Zug des Wassers links von der Straße ab und unbeschädigt erreichten wir den Hochsattel, die „Töll“, (Zollstätte) von welcher man das lachende Thal von Meran überschaut.

V.

Meran.

Lieblich und lachend waren die Tage, die wir in deinem Thale verlebten, feigen- und rebengeschmücktes Meran! Wie ein aus der Jugendzeit herübergerettetes Stück Duft und Glanz und Traum, hebt ihr euch, sonnige, sorgenvergessene Stunden, einem friedlichen Märcheneiland vergleichbar, aus der streitenden Flut des nüchternen Lebens und bildet eine tröstende Erinnerung fortan, wie man im Winter mit wehmüthiger Freude goldener Sommerstunden gedenkt.

Ueber viele Herzen übt Jahr für Jahr dies sonnige Thal von Meran einen eigenthümlichen Zauber und Bann. Zauber ist nicht zu erklären und der letzte Grund des mächtigen Reizes dieser schönen Gelände ist nicht auszusprechen; er liegt wohl in der wunderbaren harmonischen Totalität aller Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens: er liegt für den Nordländer zumal in der reichen Fülle, in der breiten Mächtigkeit, mit welcher die üppige Natur, vor allem die üppige Vegetation des Südens den von den Alpen Niedersteigenden plötzlich so überraschend

umgibt. Zwar Spuren hiervon beginnen schon auf dem Wege hierher hinter Eirs: aber der Pfad ist schmal: der Blick begrenzt: nur Einzelnes stellt sich ihm dar. Da, hinter der Töll, erweitert sich plötzlich wie mit einem Zauberschlag die Landschaft. Statt der schmalen Thalsole, durch welche die Etsch sich die abschüssige Bahn gebrochen, dehnt sich nach Osten, Westen und Süden ein meilenbreites Gefilde; zu dem Etschthale tritt von Norden her das ganze Gebiet eines zweiten Gebirgsflusses, der Passer, und, wie die Landschaft, dehnt sich der Reichthum der Natur auf einmal gewaltig in das Breite. Hohe Berge schließen den Nordwind ab: nur nach Süden hin öffnet das Thal weit seine Arme der segnenden Sonne, der segnenden Luft. Daher rührt der wohlthätige Einfluß des Klimas auf alle, die zu viel Norden für eine Menschenlunge eingeathmet: daher die unendliche Fruchtbarkeit dieses Bodens, welcher Wein und Feigen, Mais, Kürbis, Polenta und Castanien, Aprikosen, Pfirsiche und sogar die verwöhnten Mandeln in unvergleichlicher Fülle hervorbringt.

Mit entzückter Schilderung dieses Paradieses empfing uns der Freund, den wir hier aufsuchten: Theodor Töche, der Historiograph Heinrich VI., und in wenigen Stunden theilten wir seine Begeisterung ganz. Wir fanden in der reinlichen, luftigen Vorstadt Steinach bei Herrn Prox auf freundlich Quartier. Hochstämmige Rosenbäume nickten vor unsern Fenstern: und über den Garten hinweg, in welchem der mächtigste Feigenbaum der Stadt die ungezählten Früchte verstreute, streifte der Blick auf den rebenumgürteten Küchelberg und seine stattliche Krone, den runden Wartthurm unerforschten Ursprungs. Kaum vermochten wir den Vormittag am Schreibtisch auszuharren (bei'm „Kampf um Rom") und jeden Nachmittag in unserm mehrwöchentlichen Aufenthalt verloren wir uns in der lieblichen Wildniß von Gestein und Grün, welches hier alle Hügel bedeckt. Ja, eine Wildniß von Steinwerk im Grünen. Was nämlich dieser Landschaft den höchsten Reiz gewährt, ist der Kranz von Burgen, Villen, Schlössern,

welche, meist halb verfallen zu malerischen Ruinen, die Höhen, in dem ganzen Kreis des Thales zieren, wohl über zwanzig an der Zahl. Denn Anmuth und Reichthum dieser Gegend haben von jeher die Menschen und die Cultur hierher gezogen. Wir werden nicht irren in der Annahme, daß die Rätier schon hier hausten und ihre verschanzten Bergdörfer, die für ihre Sidelungen so charakteristisch, an diese Felsrücken klebten, deren Erstürmung dem tapfern Drusus so viel Mühe machte. Gewiß aber ist, daß die Römer in diesen Stillen von Welteroberung ausgeruht haben und daß die Flut der Passer den Marmorglanz ihrer Säulenvillen gespiegelt. Mansio Maja hieß die Colonie, welche sie hier (d. h. in Mais, nicht eigentlich in Meran) angelegt, „in pace decus, in bello praesidium“: der Name hat sich in der Akropolis von Meran, in „Obermais“, erhalten. Freilich haben wiederholte Bergstürze und Ueberschwemmungen der Passer die Fußspuren dieser Gewaltigen überdeckt und hinweggespült; aber noch immer findet der Bauer in seinen Maisfeldern und beim Umbau der Weinmauern zahlreiche Münzen der alten Imperatoren: ja noch vor zwanzig Jahren brachten die Landleute, wann sie an Feiertagen aus allen Nachbarthälern in die Stadt zur Messe zusammenströmten, römische Münzen in solcher Menge als alte „Kupferkreuzer“ in Umsatz, daß sie der Kaufmann Zingerle unter den Lauben am Abend eines solchen Festtages manchmal aus seiner Ladencasse lesen und seinen studirten Söhnen überlassen konnte.

Pfarrer Thaler zu Kains bei Schänna hat in einer kleinen Schrift („Ueber die unterirdische Stadt Maja an der Stelle des heutigen Maisbei Meran“, Innsbruck 1859) dargethan, daß allerdings hier eine römische Sidelung „Maja“, durch Ueberschüttung aus dem Naifgebirge zu Grunde gegangen. Die älteste Spur derselben findet sich auf dem Altarstein der Diana aus der Zeit Marc Aurels, welcher bei der Töll am Eingang ins Vintschgau aufgefunden wurde. Ein Freigelassener dieses Kaisers und seines Mitkaisers Lucius Verus hat ihn errichtet; er war Vorstand der römischen Zollstation

Maja (praepositus stationis majensis quadragesimae Galliarum). Von dieser Zeit, dem Ende des zweiten Jahrhunderts an bis in's achte Jahrhundert, die Tage Aribo's des Biographen und dritten Nachfolgers des heiligen Corbinian auf dem Bischofsstuhl von Freysing, fehlen freilich alle Nachrichten über Maja; Aribo aber, der selbst aus diesem Thale stammt, nennt Maja nicht nur ein castellum, legt ihr nicht nur eine Bürgerschaft (civitas), sondern auch Namen und Attribute einer Stadt bei (urbs, porta urbis). Im Laufe des neunten Jahrhunderts nun scheint das Naturereigniß eingetreten zu sein, welches, zertrümmernde Bergstürze, Ueberschwemmung und Ausbruch von Tiefwassern verbindend, der Colonie ein plötzliches Ende bereitet hat. Dafür zeugt nicht nur die Volkssage, welche von der völligen Verschüttung einer blühenden Stadt bei Meran berichtet, sondern noch mehr die Steinarten, welche man allenthalben in Mais bis nach Steinbach findet und die nur durch außerordentliche Naturgewalt von „der Naif" (dem Naifenbach), aus dem „Naif" (dem Naifgebirg) bis dorthin können vertragen sein, da die Passer sonst nie ähnliches Gestein führt: nämlich rothen Sandstein oder Porphyr, und endlich ganz entscheidend die zahlreichen Spuren von unterirdischen Gebäuden bei den Schlössern Planta und Rametz, welche sich jetzt noch verfolgen lassen. Im sechszehnten Jahrhundert fand man hier ganze Lagen von zerschmetterten Dachziegeln, Kaminschlacken, Pfeilscharten und Fensterstöcke an Grundmauern von großer Länge, auch (angeblich) Menschenskelette in von obenherab verschobener Lage, die zum Theil unter Steinplatten ruhten, den Mund mit Sand gefüllt.

Aber was füllt die Zeit vom Ende des Römerreiches bis zu der Zeit der Ausbreitung der Frankenherrschaft in diese stillen Alpenthäler aus? Welchen Stammes waren die Leute, welche auf diesem Boden die Erbschaft des Römerthums antraten? Diese Frage, welche sich von selbst aufdrängt, den Anfang und den Endpunct unsers Wissens von der Mansio Maja zu verknüpfen, hängt natürlich auf das

engste zusammen mit dem schon früher erwähnten ethnographischen Problem, welches unsere Gedanken in diesen Landen am meisten beschäftigt, mit der Frage nach Abstammung der Süd-Tiroler.

Denn jedwedem, welcher von Baiern oder Oesterreich her tiefer südlich in die gefürstete Grafschaft wandert, drängt sich unabweislich die Wahrnehmung auf, daß die Bevölkerung sich scharf und bestimmt von ihren Nachbarn unterscheidet. Wuchs, Schnitt und Farbe des Gesichts, Har und Auge, Ausdruck und Haltung, Redeweise und Sinnesart sind eigenthümlich und wesentlich verschieden vom Oesterreicher und Baiern, wie vom Schweizer und Italiener; es ist nicht zu verkennen, daß, wie zahlreiche Uebergänge nach all diesen geographischen Verwandtschaften und ethnographischen Grenznachbarschaften vorkommen, doch eine abweichende Eigenart im untern Etschthal besteht. An manchfachen Hypothesen zur Lösung des Problems hat es nicht gefehlt. Wir wollen an der Hand der Geschichte, der Mundart und der Sage den Ausgang aus dem Labyrinth der Vermuthungen suchen.

Bekanntlich nimmt die Alterthumswissenschaft dermalen als die älteste Bewohnerschaft Europas ein Volk an, welches unter allen jetzt noch bekannten Stämmen der finnischen Gruppe am nächsten verwandt ist. Auch dieses Geschlecht zwar ist nicht autochthon in Europa: die Spuren seiner Einwanderung aus Asien sind zu verfolgen an den Gräbern, welche seinen Weg von dem großen Völkerthor am Kaukasus durch Westrußland, dann durch die Donauniederung nach Westen, Nordwesten und Südwesten begleiten. Außer diesen Gräbern aber ist von dem vorzeitlichen Volk nichts übrig als eine Reihe jener wunderbaren Pfahlbauten, die sich durch ganz Europa zerstreut vorfinden, in der Schweiz wie in Schottland, in Ungarn wie in der Bretagne — ihren hypothetischen Zusammenhang mit den Iberern lassen wir billig dahingestellt — und welche, wie die Gräber, durch Waffen, Schmuck und anderes Geräth eine vorkeltische Einwanderung be-

zeugen.*) Von dieser ältesten ethnographischen Schicht, welche das unbevölkerte Europa zuerst bedeckte, hat man in Tirol bisher keine Reste gefunden. Sind ihre Spitzen so weit nach Süden vorgedrungen, was wohl möglich, so hat sie doch das Geschiebe späterer Einwanderer völlig überdeckt. Die Zweiten im Zuge vom Kaukasus her waren die Kelten; es hat sich in der Sprache auch von den Kelten in dieser Gegend keine Spur erhalten und namentlich die Sagen, welche doch in Frankreich, d. h. in der Bretagne, dem alten Aremorica, und in der Schweiz sehr zahlreiche und echte Kelticismen zeigen, wie sie in Wales, in dem schottischen Hochland und an den Seen des grünen Erin nicht schöner von Feen erzählen können, sind hierzulande von Keltischem völlig frei; was von Nicht-germanischem darin begegnet, ist nicht keltisch, sondern romanisch-latinisch. Denn die Kelten trafen am Inn unstreitig mit einer älteren Bevölkerung zusammen, den Ahnen der später freilich völlig romanisirten daher heute noch romanisch redenden Wälschen in Tirol. Diese Südländer haben vielen Gewässern, Höhen, Thälern und Sidelungen den Stempel ihrer Benennung aufgedrückt. Freilich Genaueres wissen wir über den Hergang bei der Niederlassung dieser Walen nicht. Steub hat das große, bleibende Verdienst, in seinen „Beiträgen zur rhätischen Ethnologie" die etruskischen Wurzeln einer großen Zahl jener rasenischen, rätischen Ortsnamen nachgewiesen zu haben.

Im Anfang unserer Zeitrechnung gelang es den Stiefsöhnen des Kaisers Augustus, nach einem verzweifelten Volkskrieg die rätischen Alpenvölker zu bezwingen. Ganz ausgerottet wurde die Bevölkerung zwar nicht — das geschah überhaupt viel schwerer und seltner, als man durch die Bulletin-Sprache der Römer anzunehmen sich verleiten läßt — aber sehr stark gelichtet, und starke Reste wurden aus dem Lande geführt, später einigermaßen durch Colonien der Sieger ersetzt. Ueberreste von (diesen tuskischen Rätiern und (?)

*) S. Bausteine, I. S. 336.

den römischen Colonisten kommen in doppelter Hinsicht noch in der heutigen Bevölkerung vor: einmal unmittelbar in der selbstständigen Gestalt der romanisch redenden Enclaven inmitten völlig germanisirter Landschaften, und dann in dem mittelbaren Einfluß (rätischer und?) römischer Blutstropfen in dem sonst natürlich ganz unverhältnißmäßigen Uebergewicht der germanischen d. h. bajuvarischen (viel weniger und nur im Westen: alamannischen) Hauptmasse*) des Volkes.

Denn so weit haben wir es doch seit den Zeiten rheinbündlerischer Geschichtsforschung gebracht, daß heutzutage (1862) kein vernünftiger Mensch mehr die Anwohner des Inn, des Lech und der Isar für „Franzosen" zu halten braucht, welche nur durch einen unlieben Zufall deutsch sprächen. Vor fünfzig Jahren noch waren angesehene Historiker so thörig — oder, was noch viel schlimmer, so klug — das Einhauen der bairischen Chevauxlegers unter napoleonischen Adlern auf Oesterreicher und Preußen aus der Stammesvetterschaft der „Bojer" mit den Galliern zu erklären und zu rechtfertigen. Ja, noch Schreiber hat dieses in der Schule lernen müssen, daß seine Vorfahren unter Brennus Rom geplündert, unter Belloves und Sigoves die Welt entzündet haben, und es gereicht mir jetzt noch zu großer Bestätigung meines historischen Berufs, daß ich schon damals nicht recht daran geglaubt habe.

Sprache, Sage, Sitte, Körperbeschaffenheit und Geschichte stellen außer Zweifel, daß die Bewohner von Oesterreich, d. h. von Illyrien bis nach Böhmen, von der Drave bis an die Moldau, in Salzburg, Krain, Kärnten, dem Erzherzogthum und einem guten Theil von Mähren und Böhmen, wie die Bevölkerung der drei altbairischen Kreise dem weit überwiegenden, fast ausschließlichen Grundelement nach Germanen sind: und zwar dem herminonischen, oberdeutschen Stamm angehörig, aus den zahlreichen kleinen

*) Von den slavischen Einwanderern im Osten, im Pusterthale, sehen wir hier ab.

Völkerschaften erwachsen, welche, sämmtlich suebischer Abstammung, früher unter dem Gruppennamen der Markomannen weiter östlich in Böhmen saßen, aber seit Ende des 5. Jahrhunderts vor der wachsenden Macht der Gothen sich mehr nach Westen zogen. In dieser Zeit des Zurückweichens vor den Gothen, des Zusammenstoßes mit den Resten der keltisch-römischen Bevölkerung, mit Alamannen und Franken haben diese Völkerschaften sehr bedeutende Umgestaltungen ihrer äußern und innern Verhältnisse erfahren, Bewegungen, deren Größe wir nur nach ihren Ergebnissen bemessen können. Denn während noch in den letzten Jahrzehnten des 4. und des 5. Jahrhunderts der heilige Ambrosius und der heilige Severin an der Donau und March eine Mehrzahl von kleinen Königen der Markomannen und Sueben kennt und nennt, ist fünfzig Jahre später Spur und Name der Markomannen verschollen; an seiner Statt kennt Jordanis bereits*) die Bajuvari (c. 550), und zwanzig Jahre darauf finden wir diese Bajuvaren, nachdem alle die kleinen Könige verschwunden sind, von einem Fürsten beherrscht, welchem von seinem Volk manchmal königliche Würde zugesprochen wird, der aber von den fränkischen Chronisten und von der bajuvarischen Rechtsaufzeichnung selbst nicht rex, sondern dux, Herzog, genannt wird, weil er abhängig ist von dem König der Franken. Fünf große Adelsgeschlechter, wahrscheinlich die Sippen der mediatisirten Kleinkönige, stehen zunächst an seinem Thron. Bei den innern und äußern Kämpfen des Frankenreiches gelingt es ihm, meist im Bund mit den schwäbischen Alamannen, häufig eine zeitweilige Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Karl der Große bricht diesen Widerstand; aber fort und fort sind die bairischen Herzoge — wie freilich auch die der andern Stämme, wenn nicht gerade bei ihnen die Kaiserkrone war — den sächsischen, fränkischen, schwäbischen, luxemburgischen und

*) Freilich wird die Stelle jetzt als späte Einschiebung betrachtet.

habsburgischen Kaisern fast viel häufiger unbotmäßige als ergebene Vasallen gewesen.

Wir haben in der Aufzählung der Länder des jetzigen Oesterreichs, welche von dem markomannisch-bajuvarischen Stamm bevölkert wurden, Tirol nicht mit genannt. Soll das deutsche Element in den Tirolern nicht auch markomannisch sein? Ja, aber nicht unbedingt, nicht überall. Es ist gewiß, daß die markomannische Einwanderung aus Baiern her nicht plötzlich am Inn Halt machte und in Nordtirol ist das deutsche Element gewiß meistentheils auch markomannisch-bairisch, wiewol nicht ausnahmslos, nicht gleichmäßig in allen Thälern: im Westen ist es alamannisch.

Sehr wahrscheinlich aber ist mir bei meinem letzten Aufenthalt in Südtirol geworden, daß das germanische Element in den Südtirolern*) nicht markomannisch-bairisch, sondern auf einen andern germanischen Stamm zurückzuführen ist: nämlich auf den der Ost-Gothen. Dafür sprechen Körperbeschaffenheit, Sprache, Sage und Geschichte.

Auch dem oberflächlichsten Beobachter drängt sich die Verschiedenheit des Menschenschlags in Tirol gegenüber den bairisch-österreichischen Nachbarn mächtig auf. Natürlich läßt sich nicht eine feste Linie für den Anfang dieser Verschiedenheit ziehen; sie wird nur größer, je weiter man südlich und südwestlich im Lande vordringt: und diese Verschiedenheit erklärt sich am einfachsten und gründlichsten doch nur durch die Annahme eines von dem bairisch-österreichisch-markomannischen verschiedenen Germanenstammes. Andere Einflüsse sind dabei freilich ebenfalls zu berücksichtigen; die Natur des Hochgebirges der tiroler Alpen gestaltete im Lauf der Jahrhunderte auch den markomannischen Ansidler anders als seinen in den bairischen Vorbergen seßhaft gewordenen Bruder. Ferner sind natürlich in Tirol die Mischungen mit nicht germanischem Blut unvergleichlich intensiver und häufiger;

*) Genauer: im Burggrafenamt, an der Etsch bei Meran, im Passeier und in andern Nebenthälern bis nach Trient hin.

nicht nur blieb in Baiern von der alten römisch-keltischen Bevölkerung unvergleichlich weniger übrig als in Tirol von der rasenisch-römischen, in Südtirol fanden ja auch fortwährend Mischungen mit der dichten, rein oder doch viel stärker römischen Bevölkerung von Oberitalien statt. Dies anzunehmen darf uns der Umstand nicht abhalten, daß während der letzten drei, vier Jahrhunderte sowie heutzutage Mischehen zwischen Italienern und Deutschen in Südtirol sehr selten vorkommen, daß in den abgeschlossenen Bergthälern überhaupt selten „ausgeheirathet" wird, auch mit den deutschen Nachbarthälern factisch sehr häufig kein Connubium besteht; in der Zeit der Völkerwanderung und im frühern Mittelalter fanden, wie die Rechtsgeschichte zeigt, und wie sich aus der Natur der Verhältnisse von selbst ergab, solche Mischungen in und außer der Ehe sehr häufig statt.

Daraus erklärt sich nun die ganz außerordentliche Manchfaltigkeit und die überraschende Schönheit der Körpererscheinung, namentlich des männlichen Geschlechts, in Südtirol, welche die Wonne jedes Künstlers bilden muß, und auch mir, ich gestehe es, auf meiner ganzen Reise unter allen Genüssen der höchste war. Zu Nauders hatte die Procession zur Feier jenes Frauentages gegen tausend Menschen aus allen Thälern der Nähe und Ferne versammelt: am gleichen Tag und in geringerm Maß an jedem Sonn- und Festtag fanden sich in Meran vor der Pfarrkirche die Bauern der Umgegend in dichten Massen ein: und bei diesen Gelegenheiten habe ich die Schönheit des Menschengeschlechts so zahlreich, so mächtig und so manchfaltig wie niemals und nirgends sonst erscheinen sehen.

Es ist einzuräumen, daß die malerische Tracht den Eindruck bedeutend verstärkt. Schon die gewöhnliche Tracht der meraner Bauern: ihre braunen Jacken mit rothem und grünem Aufschlag uud Brustlatz, der Hut mit spitzem Gupf und breitem niedergebogenem Rand, der stattliche Gurt und die Kniehose von Leder, die bunten Strümpfe und Schnallenschuhe sind schön genug: aber wie staunte ich, als ein alter

Bergbauer von Nonsberg in einem langschößigen Rock von purpurrothem Sammt einherschritt: der silberweiße Bart fiel voll und rund auf die schwere Seidenweste und auf dem Kopfe trug er einen hohen „spanischen" Hut, mit Schnüren aufgezogen. Häufiger sah man noch die langen Röcke von weißem Tuch mit Scharlachwesten, welche früher die allgemeine Innthalertracht bildeten. Aber abgesehen von diesen auffallenden Costümen waren auch Schnitt, Stoff und Farbe der Hüte, Joppen, Röcke, Mäntel, Westen, Kamisole, Gürtel, Hosenträger, Hosen, Strümpfe und Schuhe der Alten, der Männer und Buben je nach Verschiedenheit der Thalsitte, wol auch des Vermögens, von unerschöpflicher Mandhfaltigkeit und fast immer sehr malerisch; einfacher und minder schön waren die Weibertrachten, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte.

Aber die Tracht kann die Schönheit der Gestalt und des Angesichts nur heben, nicht geben. Diese athletischen, hochschlanken oder breitstämmigen Gestalten sind das Product der gesammten mächtigen Bergnatur ihrer Umgebung; der stolze, sehr ernste, gehaltene und adlerscharfe Ausdruck dieser Züge, der durchdringende Strahl dieser Augen fließt aus einer Sele, welche die Einsamkeit und Einfachheit, die Gefahr und Arbeit des Berglebens und der stete unbewußte Eindruck einer majestätischen Natur eben wirklich stolz, ernst und klug gebildet haben. Alle Schattirungen der vielgemischten Sidelungen und Mischungen, welche die Geschichte in diesen Gegenden annehmen läßt, sind reichlich in den Physiognomien und Gestalten vertreten. Da begegnen sehr schöne und reine Exemplare des echt italienischen Schlags, wie sie vollkommener auch tief im Süden nicht vorkommen: das glänzend schwarze Har, der bronzegelbe Teint, die Habichtsnase, die scharfgeschnittenen Lippen und das dunkle große Auge mit dem feurigen, aber oft selenlosen Blick. Dann finden sich Erscheinungen, — und diese sind die auffallendsten und oft die schönsten, — in welchen die Attribute der wälschen und der deutschen Rasse nebeneinander stehen, z. B. schwarze Hare mit der zarten rosa behauchten Haut-

farbe des Deutschen oder, was sehr eigenartig wirkt, hochblonde, schier röthliche Hare mit kohlschwarzen Augen und Augenbrauen. Fast alle Gesichter aber sind so durchgearbeitet, so fein modellirt an Wangen, Augen, Kinn und Nase, so ausdrucksfähig und ausdrucksvoll, daß sie sich mit dem Typus des bairischen Bauers, auch des Gebirgsbauers, gar nicht vergleichen lassen; sind auch die Flößer, Holzknechte, Jäger von Länggries, Tegernsee und Miesbach ein schöngewachsener Menschenschlag mit wolgebildeten Zügen — ihre Gesichter sind sinnlich, flach und nichtssagend gegenüber der Schärfe, Tiefe und ernsten Kraft dieser Südtirolerköpfe. Wie sie beisammen standen in malerischen Gruppen vor der Kirche von Naburns oder Meran, ruhig und gemessen, aber voll verhaltener Kraft in Ausdruck und Bewegung, gewährten sie einen herrlichen Anblick und ihre ganze Erscheinung gemahnte mich oft an die Gestalten Walter Scott's. Da sind Greise mit langen, dünnen Silberlocken, scharfgeschnittenen Nasen und bohrenden, aber kalten Augen; Männer in stolzer Sicherheit des Auftretens, nicht nur im Gefühl körperlicher Vollkraft, auch im Bewußtsein entschlossener Willensstärke, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, meist mit dem Zug schlichter, ehrbarer Treue, manchmal auch mit dem Ausdruck hohen, fast tragischen Ernstes im Gesicht, und einer Tiefe, welche die Schmerzen des Lebens und die Gewalt der Natur oder des Schicksals zu gründlich erfahren haben, um je wieder leichtfertiger Scherzworte fähig zu werden (König Teja); es sind Gesichter darunter, deren Blicke Anschauungen, Empfindungen und Erlebnisse zu verbergen scheinen, welche sie immer insgeheim beschäftigen und die sie um keinen Preis ausplaudern würden. Dann aber fehlen auch nicht freudige Bursche mit offenen, lachenden Augen, voll Muth und Uebermuth, voll Leben und Lebenslust, mit beweglicher Haltung, mit elastischem Schritt und jauchzendem Jodler, welche die schweren Weinkufen an den Löchern der Handhabe mit dem kleinen Finger in die Luft schleudern und im Niederfallen

mit ausgestrecktem Daumen und Zeigefinger auffangen, welche mit dem langen Bergstock im Gerwurf auf zwanzig, dreißig Schritt jede handbreite Latte treffen und den wüthenden Stier am Schweif festhalten und sich so lange von ihm schleifen lassen, bis der Schmerz den Brüllenden zur Besinnung bringt. Und halbwüchsige Knabenjünglinge in dem Alter, in welchem nicht nur wir Städtebewohner, sondern auch die Bauernbuben der Ebene nichts sind als eine Mischung von Magerkeit, von zu langen Hälsen, Armen und Beinen, von gar keiner Brustbreite und von halb scheuer, halb ungeschlachter Tölpelei, — ein Alter, in welchem aber schöne Völker mit natürlicher Lebensweise und gesunder Tracht eine ganz außerordentliche Schönheit entfalten — Hellenen und Römer haben sie gekannt und in der Kunst verherrlicht, Zigeuner, Magyaren, Tscherkessen und Araber zeigen sie noch heute — wahre „Epheben" in dem Lustrum vom vierzehnten bis neunzehnten Jahre habe ich dort von idealer Schönheit gesehen. Die zarte Gesichtsfarbe, der Reiz des ersten sprießenden Bartes, die helle Frische des Auges, die Eleganz der gar nicht hagern, aber sehr feinen Glieder müssen jeden Maler und Bildhauer entzücken; es liegt der Duft einer ganz besondern Poesie über diesen Gestalten. (Adalgoth.)

Endlich aber die Kinder! Die Knaben und Mädchen von dem ersten Umherrutschen auf allen Vieren bis zu den verwegenen vierzehnjährigen Geishirten und „Schafdirneln", welche ihre verkletterten Thiere vom schmalsten Felsgrat neben dem schwindeltiefen Abgrund holend retten und sie selbst den starken Kämpen der Lüfte, dem Steinadler und Ziegenstößer, wenn sie sich nur ein wenig im Auffliegen mit ihrer Beute in den Legföhren verfangen, wieder aus den Fängen reißen —: diese ganze Kinderwelt ist hier in einer Menge von Gestalten vertreten, welche eben aus einer Zeichnung Ludwig Richter's, aus einem Märchenbild Moritz von Schwind's herausgesprungen zu sein scheinen; die herausfordernden Stumpfnäschen, die kecken Augen, die muthwilligen Krauslocken,

und selbst das weiße Hemdstückchen, das hinten zum Höslein herausguckt, scheinen den hübschesten Genrebildern entlehnt.

Namentlich die vollreifen Männer und die Jünglinge sind nun aber am schönsten, wenn sie den germanischen Typus tragen: und höchst auffallend ist, daß dieser Typus so tief im Süden, dicht neben ganz romanischen und halb romanischen Gestalten, in einer Echtheit und Reinheit vorkommt wie sonst nur im hohen Norden, in Schleswig und Skandinavien, aber namentlich nicht in Baiern und Oesterreich. In einzelnen Bauernhöfen des Oetzthals, im Stubay-, Fender- und Rofenerthal, dann wieder im Ultenthal, am Kirchbergerjoch, bei Piazzola, bei St.-Leonhard im Passeyr habe ich Männer gesehen, welche mich an die Helden der Edda, an die Schilderung der Kimbrer und Teutonen und anderer Germanen der Völkerwanderung gemahnten und welche wie Zwillingsbrüder den Norwegern und Schweden glichen, in deren Gesellschaft im Norden ich lange gelebt. Tannenhohe, schlanke Gestalten mit flachsblondem, gelbweißem Har, das in langen Lockenkränzen buchstäblich bis auf die Schultern rollt, hellhimmelblaue Augen und eine schneeweiße Hautfarbe mit zartem Roth behaucht, einem Teint, welchen manche Prinzessin beneiden könnte, habe ich nicht nur an Mädchen, auch an Burschen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren häufig gerade in den abgelegnern Gehöften getroffen. (König Totila.)

Nahe bei Steinach stehen ein par Einödhöfe dicht nebeneinander, die „Waltenbauern" genannt: sie gehören aber jetzt nicht mehr verwandten Besitzern; die Kinder des einen Hauses tragen ganz den welschen Typus, die Söhne und Töchter des andern sind die schönsten Erscheinungen des eben geschilderten rein germanischen Schlages, wie wir ihn jetzt nur noch im Nordland treffen.

Wer diese Gestalten sieht, muß zuerst sagen: das sind wahre Urbilder des germanischen Schlages, und sein zweiter Gedanke wird sein: mit dem bairisch-österreichischen Bauer haben sie nichts gemein. Es ist hier eine unvergleichliche

Noblesse, Feinheit und Hoheit, sie stellen gegenüber ihren Nachbarn eine höhere, edlere, feinere Species des germanischen Rassentypus dar. Es liegt hier eine Verschiedenheit vor, welche nicht in der hohen Bergnatur, in der abweichenden Lebensweise und Nahrung, welche nur in der Annahme der Abstammung von einem andern Germanenvolk als den Markomannen genügende Erklärung findet. Jenes nicht markomannische und doch germanische, sehr edle Element ist — in diesen Gegenden wenigstens — entschieden auf Reste gothischen Bluts zurückzuführen, wie die Geschichte anzunehmen nicht nur gestattet, sondern nöthigt.

Unter den Gothen verstehe ich hier nicht ausschließlich die Ostgothen, obwol diese weitaus das stärkste Contingent gestellt haben, sondern alle Stämme, welche zur gothischen Gruppe im weitern Sinne gehören, sodaß auch Heruler, Rugier, Skiren, Turkilingen unter diesen Begriff fallen. Es lehrt nun aber die Geschichte der Völkerwanderung, daß zahlreiche Stämme der gothischen Gruppe sich in diesen Thälern bewegt und niedergelassen haben; die Straße nach Italien, dem Magnetberg der Gothen, führte ja von der Donau her auch über den Brenner: und die Nothwendigkeit, die Nordgrenzen zu decken gegen nachdringende Scharen von Alamannen, Sueben, Bajuvaren, Franken, Slaven, mußte jedem Besitzer des vielbegehrten Landes einleuchten. Gothische Stämme waren es zuerst, welche nacheinander Italien und seine Pertinenzlande besetzten und unter sich vertheilten. Gothische Soldtruppen — Heruler, Rugier, Skiren — waren es, welche den skirisch-rugischen Edeling Odovakar gegen das Versprechen, ihnen ein Drittel alles italischen Bodens zur Ansidelung zu vertheilen, zum König von Italien erhoben, und zahlreiche Urkunden bei Cassiodor beweisen, daß es wirklich zu dieser Vertheilung kam. Odovakar sidelte aber seine Scharen gewiß zumal an den Grenzen seines Reichs an, welche er gerade im Nordosten zu schirmen hatte. Nach dreizehnjährigem Bestande wurde dieses erste gothische Reich abgelöst von einem zweiten, dem Reiche der Ostgothen.

Theoderich der Große beließ den Anhängern seines Gegners, sofern sie nicht gefallen, meist ihre Güter und fand in dem entvölkerten Lande Raum genug, auch seine Ostgothen anzusideln. Die Zahl der Gothen bei der Einwanderung wird sehr verschieden angenommen, da Quellenstellen fehlen; Gibbon schätzt sie beinahe auf eine Million, Woltmann auf eine halbe, Köpke nur auf hundertvierzigtausend. Ebenso gewiß wie jene Zahlen zu hoch sind, ist diese letztere zu niedrig; da vierzig Jahre nachher König Vitichis ein Heer von hundertfünfzigtausend Kriegern aufstellen kann, muß man, so sehr man auch der Vermehrung in einer glücklichen Friedensära Rechnung trägt, die Einwanderer doch auf mindestens zweihundertfünfzigtausend Köpfe schätzen. Von dieser Gesammtsumme kommt, wie sich aus Cassiodor erweisen läßt, ein sehr starker Verhältnißtheil auf die Gegend nördlich von Verona und Trient. Denn König Theoderich, der nicht umsonst Dietrich von Bern heißt, hatte Verona (neben Ravenna) zu einem Hauptaufenthalte gewählt und sich daselbst einen Palast gebaut. Seine Herrschaft erstreckte sich freilich dem Namen nach über die Alpen, bis nach Augsburg hin; aber was jenseit der Berge lag, war ein höchst ungesicherter Besitz: unaufhörlich schärft er seinen Gothen an den Alpenpässen ein, die wilden Sueben und Alamannen nicht eindringen zu lassen in „Rätien", welches davon seinen Namen habe, daß es wie ausgespannte Jagdnetze („retia") den Andrang der Barbaren von Italien abhalten solle. Und gerade die Gegend nördlich von Trient, das Etschthal, war Gegenstand seiner besondern Fürsorge; wiederholt läßt er Burgen bauen in diesem Grenzstriche, der Schutz der „ungestümen Athesis" wird den „Gothen in den dortigen Gegenden" an's Herz gelegt. Ohne Zweifel haben wir daher nicht nur starke Besatzungen in den Castellen, sondern, nach dem von den Römern überkommenen Vertheidigungssystem, auch starke Ansidelungen in dem Flachlande jener Marken zu suchen, und es waren wol vor allem die Seitenthäler der Brennerstraße, das Land an Etsch und Eisack, stark besetzt.

Man wende nun nicht ein, die gothische Niederlassung sei hier durch Narses ganz ausgerottet worden. Das ist einfach nicht wahr. Nicht nur weicht heutzutage die frühere Vorstellung, daß man die Völker so einfach mit Stumpf und Stiel ausrotten könne, im allgemeinen einen richtigern Ansicht: wir wissen auch in diesem besondern Fall ganz bestimmt, daß sehr zahlreiche Gothen nach dem Fall ihres Reichs in ihren frühern Sitzen blieben. Nach der Schlacht am Vesuv wird den Kämpfern König Teja's und den noch in ganz Italien verstreuten Gothen, verstattet „zu andern Barbaren" abzuziehen: das waren wohl nicht die wegen arger Treulosigkeit verhaßten Franken — das waren wohl Sueben d. h. Baiern und Alamannen an und in den Alpen. Am Brenner leisten Heruler und versprengte Gothen noch mehrere Jahre nach dem Tode Teja's den letzten Widerstand. Und noch zwei Menschenalter später, nachdem lange schon die Langobarden ihre Herrschaft in diesen Landen aufgerichtet, finden wir noch in Schenkungen und Kaufverträgen gothische Männer als Grundbesitzer in Italien, gerade auch in Oberitalien, angeführt. Und wenn in dem Flachlande der Lombardei und Mittelitaliens sowol die gewaltsame Ausrottung als die friedliche Verschmelzung der Gothen leichter von statten ging, so haben sich doch gewiß in den abgelegenen Bergwinkeln Südtirols ihre nachweisbar zahlreichen Sidelungen erhalten: gerade in der Zeit des Untergangs ihres Reiches mussten zahlreiche Gothen, aus Italien nordwärts flüchtend, in diesen sichern und doch noch mit den Segnungen des liebgewordenen Südens reichlich ausgestatteten Thälern eine Zuflucht gefunden haben. Zu der Gothischen trat später hier langobardische Sidelung. Von den Langobarden, welche schon dreizehn Jahre nach dem Fall des Gothenreichs in Italien eindrangen, wissen wir ganz gewiß, daß sie gerade die Umgegend von Trient und das Etschland besonders dicht bevölkert haben. Paulus, der Sohn Warnefrid's, berichtet, und die ganze spätere Geschichte des Langobardenreichs bestätigt es, daß der Grenzherzog von Trient neben dem von

Benevent, dem von Friaul und dem von Spoleto der mächtigste unter allen duces des Reiches war; er stellt Here in's Feld, die denen des Königs selbst gewachsen und überlegen und zu Kriegsfahrten auf eigene Faust gegen Franken, Sueben und Slaven hinreichend sind. Natürlich setzt dies eine starke Bevölkerung, eine dichte Ansidelung in diesen Gegenden voraus.

Indessen ist doch das germanische Element in den Etschtirolern weniger auf die Scharen Odovakar's und Alboin's, in viel bedeutenderm Maß auf die Ostgothen zurückführen. Dafür sprechen noch zwei merkwürdige Thatsachen.

Die Gothen haben sogar Spuren ihres Namens bis in's tiefe Mittelalter, ja bis auf die Gegenwart in dem Etschthale und in der Gegend von Meran zurückgelassen.

An der Brennerstraße zwischen Schellenberg und der Ruine Straßberg, nahe bei Sterzing, liegt ein Dorf, das heute noch „Gossensaß" heißt; das kann*) nach allen Gesetzen der Sprachfortbildung sehr wohl heißen „Sitz der Gothen": da ober dem Dorf die dicken Mauern uralter Befestigungen ragen, Reste massiver Rundthürme, ganz ähnlich dem Thurm Theoderich's in Classe bei Ravenna, in welchem man noch immer römische Münzen aus dem fünften und sechsten Jahrhundert, Waffentrümmer, Pfeilspitzen, Hufeisen rc. findet, so dürfen wir wol mit Fug an dieser Stelle eine der Grenzsidelungen und Paßvesten annehmen, welche Theoderich, wie wir aus Cassiodor wissen, zum Schutz dieser Gebiete anlegte. Und noch schlagender ist, daß noch im dreizehnten Jahrhundert die Bewohner des Meranerthals geradezu „Gothi" genannt werden — eine Notiz, welche ich Steub entnehme.**)

*) Es wird neuerdings als: „Sitz des Gozzo" gedeutet.

**) Gossensaß, urkundlich Gozzinsazze. In einer Gegenüberstellung älterer und jüngerer Völkernamen, die sich ein Schreibverständiger des zwölften Jahrhundert zum Privatgebrauch angefertigt, findet sich das ältere „Gothi" durch das jüngere „Meranare", d. h. Meraner erklärt. Schmidt, „Zeitschrift für Geschichte", 1846. S. 365; Steub, „Ethnologie", S. 103.

Aber auch die Sage weist auf das Walten der Gothen in diesen Gegenden hin. Nahe bei Meran liegt der „Rosengarten" des Zwergenkönigs Laurin: und es ist bekannt, daß die gothische Heldensage in dem Kampf um den Rosengarten, welcher später freilich nach Worms an den Rhein verlegt wurde, eine ihrer schönsten Blüten getrieben hat; die Amalungen berühren sich hier mit den Helden des fränkischen Sagenkreises. Dem größten Frankenhelden tritt der große Gothe Dietrich von Bern endlich persönlich im Zweikampf entgegen. Lange ist der Gothenkönig, dessen geschichtliche Friedensliebe die Sage trefflich widerspiegelt, nicht zum Kampf zu bewegen, als er aber endlich im Schmerz um seinen alten Waffenmeister Hildebrand, den er getödtet glaubt, losschlägt, da geht in seinem Grimm ein Flammenathem aus seinem Mund, vor welchem die Hornhaut Siegfried's schmilzt und der langsame Gothe überwindet den raschen Franken. Man hat nun in neuerer Zeit gewiß nicht ohne Grund angenommen, daß die Verlegung des Rosengartens an den Rhein eine viel spätere Verbildung der Sage ist und daß ursprünglich der Rosengarten eben da zu suchen ist, wo ihn heute noch jedes Kind nach Ort und Namen kennt: bei Meran.

Diese Gründe hatte ich mir zusammengestellt für meine Hypothese, welche, ich leugne es nicht, ein Schoskind meiner Gedanken geworden, als ich entscheidend in meiner Annahme bestärkt wurde durch neue, aus dem besten ethnographischen Kriterium, nämlich der Sprache, entlehnte Beweise, welche mir eine der größten Autoritäten in tirolischen Dingen, nämlich Professor Ignaz Vincenz Zingerle von Innsbruck, an die Hand gab. Dieser Mann, einer der berufensten und erfolgreichsten Bergmeister in der großen Gewerkschaft, welche, unter dem Vorgang Jakob Grimm's, die tief vergrabene deutsche Vorzeit in Götterlehre, Sage, Sitte und Sprache aus dem Schutt von zwei Jahrtausenden herausgräbt und die schon so viele Kleinode zu Tage gehoben hat, der gründliche Kenner der tiroler Sage und Sitte, billigte vollständig

meine Annahme, so wie ich sie ihm begründend auseinandersetzte, und bemerkte, daß er selbst schon ähnliche Gedanken gehabt. Er und Pfarrer Thaler, der ebenfalls beistimmte, fügten noch hinzu, daß in dem Ultenthal und dem gerade gegenüberliegenden Naifthal bei Meran der Vocalismus des Dialekts ganz dem gothischen entspreche; sie zählten eine Reihe von Beispielen auf, welche ich später durch Verkehr mit Bauern aus jenen Thälern zu vervollständigen Gelegenheit hatte. Bekanntlich entspricht

gothisch ai unserm e: (bairgan, bergen, fairguni, Berg),
— au — o: (laun, Lohn, raus, Rohr, auso, Ohr),
— i — e: (liban, Leben, giban, geben),
— ô — u: (skôhs, Schuh, blôma, Blume).

Und nun ist es doch im höchsten Grade beherzigenswerth, daß der Vocalismus des Dialects in den erwähnten Thälern ganz genau diesem gothischen entspricht; die Leute sagen dort

nicht wehen, zehn,	sond. waihen, zaihen,	ganz wie im	Gothischen:	vaihan, taihun,
— Todte, Roth,	— Taute, Raut,	—	—	: dauths, nauths,
— eben, brechen,	— iben, brichen,	—	—	: ibus, brikan,
— Fuß, Stuhl,	— Fos, Stohl,	—	—	: fôtus, stôls.

Es mögen die gewählten Beispiele genügen, eine Ansicht zu stützen, mit deren ausführlicher Begründung ich vielleicht hier schon zu viel trockene Kost geboten habe.

Deßhalb zurück aus der Vergangenheit zu dem Leben der Gegenwart in dem schönen Thal von Meran.

Unerachtet seines europäischen Rufs und der Einkehr aller Nationen hat sich dieser liebliche Curort von all dem blasirten und steif vornehmen Wesen anderer berühmter Heilstätten freigehalten. (1862.) Ich erwartete oder fürchtete dort eine „Saison", ein „Badeleben" nach Muster und Maß von Kissingen oder Baden zu finden, und sah mich sehr angenehm enttäuscht durch den Ton, den ich vorfand. Das heißt eigentlich, ich fand gar keinen Ton vor. Jeder thut und läßt vollständig, was ihm beliebt, kümmert sich nicht im geringsten um seinen Mitmenschen, der neben ihm in den „Lauben" — den Bogengängen der Hauptstraße, in

welchen sich Handel und Gewerk zusammendrängen — Trauben kauft oder ihm auf der „Wassermauer", dem schön angelegten Spaziergang zu beiden Seiten der in hohen Steinwällen eingefangenen Passer, zwanzig Mal an einem Vormittag begegnet. Hier in der „Winteranlage" ist Sonne und Licht besonders wohlthätig wirksam. Irgend einen Mittelpunct für das gesellige Leben, ja das gesellige Leben selbst würde man vergebens suchen. Die „Curvorstandschaft" verdient alles Lob dafür, daß sie an einem Ort, wo Ruhe wirklich die erste Bürgerpflicht der zur Brust-, Hals- und Lungenerholung versammelten Gäste, mit dem Aufwand aller Kraft und allen Scharfsinns dafür sorgt, daß — nichts los ist. (1862!) Concerte, Theater, Bälle, Diners, gemeinsame Partien, all dergleichen ist hier billigerweise verpönt; nur die „Curmusik" darf ich nicht unerwähnt lassen, welche an ein par Abenden der Woche im Schießhaus die Honoratioren der Stadt um die Fremden versammelt und anspruchslose Gemüther durch ein harmloses Geräusch befriedigt.

Ich war aber in jenen Abendstunden selten in der Stadt, sondern erfreute mich gewöhnlich auf einem der burggekrönten Hügel, welche das gesegnete Thal umschließen, des herrlichen Sonnenuntergangs. Denn immer und immer wieder zieht es uns aus der Stadt hinaus in die paradiesische Landschaft. Nicht als ob nicht auch die Stadt und ihre Bewohner ein sinniges Gemüth und ein sinniges Auge erfreulich beschäftigen könnten. Da ist vor allem die Pfarrkirche, ein stattliches Gebäude, wol aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, mit sehr interessanten Fresken auf der Außenmauer und einer Himmelfahrt Mariä auf dem Altar von dem tiroler Maler Knoller, eine der ausgezeichnetsten Leistungen dieses schönen Talents; namentlich ist der Kopf der Maria von strahlender Schönheit; die poesievolle Sinnlichkeit des Künstlers, welche seine zu wenig beachtete Eigenthümlichkeit und allerdings oft auch seine Schwäche ausmacht, hat in diesem Bilde ihre Vorzüge ohne ihre Mängel entfaltet. Es ist gar schön, diese Kirche und den

breiten Vorplatz, auf welchem sie steht, am Winkel der beiden Hauptstraßen der Stadt, von dem geschilderten herrlichen Schlag von Bauern in ihrer Sonntagstracht gefüllt zu sehen: und mächtig ergriff es mich, als ich, mitten unter diesem Volke auf dem Platze stehend, plötzlich bei dem Zeichen der Wandelung drinnen diese prachtvollen himmellangen Gothen wie von göttlicher Gewalt berührt in's Knie sinken und in frommem Schweigen minutenlang verharren sah. Wie sie gerade plaudernd beisammen gestanden, waren sie niedergesunken, in kleinen Gruppen oder parweise; es war aber das Bild vom Zufall ganz tadellos gestellt worden und hätte, ohne irgend welche Nachhilfe, einen brillanten Effect in der Photographie gemacht.

Von der Pfarrkirche schlendert sich's behaglich etwa auf einem Umweg durch die freundliche, luftige, reinliche Vorstadt Steinach — drei Prädicate, die sich nicht auf alle Theile der Innenstadt anwenden lassen — vor deren weißen Häusern hochstämmige Rosen nicken und die Rebe anmuthige Arabesken um das Hofthor schlingt, nach dem Hauptplatz der Stadt, der nach der Passer Brücke zu aus läuft.

Da ragt eine marmorne Denksäule, von den dankbaren Bürgern Merans der Jungfrau Maria errichtet, deren schützende Hand zu wiederholten Malen die Feinde, welche alle Nachbarthäler verherten, von dem Gebiet der Stadt fern gehalten, wie die Inschrift in sehr gespreiztem, aber sehr charakteristischem Jesuitenlatein berichtet. Das Denkmal steht gerade vor dem trefflichen Hotel „Erzherzog Johann", in welchem zugleich die Post sich befindet, deren Thür zwei bis drei Mal des Tages umlagert ist von den ungeduldig harrenden Fremden, welche gleich frisch vom Eilwagen weg die sehnsüchtig erwarteten Grüße aus der Heimat in Empfang nehmen wollen. Unzählige Trauben sind hier von den wartenden Gästen verspeist worden, wie die Körner und die Fliegen bezeugen, welche weithin den Boden bedecken.

Sehr angenehm ist es, den erwarteten Brief in der Tasche, zum Thore hinaus zu wandeln über die stattliche

obere Brücke der Passer, den dicken runden Wartthurm zur Linken, der vielleicht seit den Tagen Theoderich's auf die Weingärten der Vorstadt herabsieht, St.-Zenoberg, das römische Castell zur Rechten und endlich auf irgend einem epheuumwachsenen Porphyrblock des Küchelbergs gelagert, im Angesicht der sinkenden Sonne, der Grüße aus der Heimat zu genießen. Von da ist dann bald über Dorf Tirol auch Schloß Tirol erreicht, Terioli, die uralte Veste, welche dem ganzen Lande den Namen und lange Zeit den Landesfürsten schönen und sichern Aufenthalt gewährt. Sehr merkwürdig sind die Reliefs (elfte Jahrhundert) an dem Portal der alten Capelle des Schlosses, mit zwei wundersamen allegorischen Thiergestalten, welche so häufig von der Symbolik jener Epoche gebraucht werden, das Erliegen der dumpfen Mächte der Hölle und der Sünde vor dem sieghaften Christenthum darzustellen. Auf diesem Schloß hielt auch Margarethe Maultasch häufig Hof, die resolute Fürstin, auf welche die Sage allerhand Züge der alten deutschen Liebesgöttin übertragen hat: sie ist dadurch, ich weiß nicht mit welchem Fug, in ein ziemlich galantes Renommé gerathen, Tirolische Geschichtsforscher haben mit ritterlichem Eifer und schönem Erfolg eine ganze Reihe von derartigen Anschuldigungen als Verleumdungen erwiesen; aber das Volk läßt sich's nicht nehmen, sie mit den Attributen der Liebesgöttin zu malen und von ihr unter anderm auch jene so häufig wiederkehrende Sage zu berichten, sie habe die schönen Burschen aus dem Passeierthal, aus welchen sie ihre Leibwache zusammensetzte, wann sie den Einzelnen überdrüssig geworden, vom höchsten Thurm auf Schloß Tirol herabgestürzt, sich ihres Schweigens über gewährte Gunst für immer zu versichern.

So erzählte mir Professor Zingerle, der, ein Sohn dieses Thales und mit jedem alten Baum und Fels persönlich bekannt, mit größter Liebenswürdigkeit und gründlichster Kenntniß die mythologischen Honneurs seiner sagenreichen Heimat machte. Er führte mich, wie nach Schloß

Tirol, so zu Pfarrer Thaler nach Kains, jeden Schritt mit kundiger Belehrung über uralte wie höchst moderne tirolische Geschichten begleitend. Kains, im achten Jahrhundert von St.-Corbinian erbaut, liegt in einer lieblichen Wildniß von Reben, Feigen und Kastanien, ein reizendes Idyll: und der freundliche Nachfolger jenes alten Heiligen, Pfarrer Thaler, pflag der Gastlichkeit mit Wein und Brot und edlen Früchten in seiner schlichten, saubern Zelle nach wahrer Patriarchenart. Nach dem benachbarten Schloß Schänna, von dem Reichsverweser, dem Erzherzog Johann, auf dessen Sohn, den „Grafen von Meran“ — der schönsten Titel einer in der Welt — vererbt, lockte der Ruf der herrlichen Aussicht in's Passeier. Und der Ruf täuschte nicht: das Schloß zeigte aber auch ein sehr interessantes Arsenal mittelalterlicher Waffen, und, noch vom Reichsverweser angelegt, eine reiche Sammlung von Natur- und Geschichtsmerkwürdigkeiten aus Tirol. Neben auffallenden Steinbockhörnern, Versteinerungen, Ammonshörnern, „wie sie der Wand'rer findet auf den Bergen“, zeigt man hier den Säbel Speckbacher's, den Stutzen des Sandwirths und anderes geschichtliches Geräth.

Ein anmuthiger Weg mit schönstem Ausblick über das von Passer und Etsch gebildete Rechteck führt von Schänna nach Goyn, diesem reizenden Bau von Fels und Epheu, das unter all den zahlreichen Hügelschlössern dieser Landschaft mein Liebling geworden. Auch von Meran aus auf einem wunderschönen Pfad, die brausende Naif entlang, leicht erreichbar, gewährt das Schloß eine herrliche Rundschau aus den Fenstern und von dem Balcon des geräumigen, getäfelten Trinksales im ersten Stock. Aus Goyn wie aus all den Villen von Meran „verdrängte der Winzer und der Schnitter durch seinen stillen Fleiß den Ritter“, d. h. die südtirolischen Adelsgeschlechter kamen schon seit dem Verfall von Venedig und der großen bozener Handelsstraße immer mehr herab und alle ihre Burgen sind, mit wenigen Ausnahmen, in die Hände von nicht gerade überreichen,

aber meist wohlhäbigen Bauern übergegangen, welche die Räume ihren Wohnbedürfnissen und Oekonomiezwecken entsprechend umschufen und gar manche Theile der weitläufigen Schlösser, derer Erhaltung zu kostspielig, deren Benutzung überflüssig schien, also namentlich die zinnengekrönten Thürme, Erker rc. einem malerischeu Verfall überließen.

So ist es auch in Goyn. Da sidelt (jetzt leider nicht mehr! 1881) eine prachtvolle Bauernfamilie. Der Sohn und die beiden Töchter stellen die gothische Schönheit des meraner Menschenschlags in musterhafter Vollendung dar; ich glaubte eine Märchengestalt erscheinen zu sehen, als die jüngste Tochter des Hauses, in der duftigen Blüte erster Mädchenschönheit, den Pfirsichhauch üppigster Gesundheit auf den Wangen, die vielfach geschlungene Flechtenkrone ihres goldbraunen Hares auf dem Haupt, mir auf der Balustrade der Steintreppe grüßend entgegentrat. Die Sonne fiel durch das rebenumrankte Erkerfenster auf die glänzendweißen Linnenärmel, das schwarze Mieder und den scharlachrothen Rock — es war das schönste Genrebild, das ich je in meinem Leben gesehen, und ich wunderte mich gar nicht, als ich von „Trinele“ bald darauf erfuhr, Meierheim aus Wien schlage hier alljährlich seinen Wohnsitz auf und habe sie selbst, den Bruder und die Schwester schon zwanzig Mal „verzeichnet“.

O Trinele von Goyn*), wie viel Poesie ist in dir und um dich, und du weißt es nicht!

Wie schön war es, in dem Gemäuer der alten Burg, in dieser Wildniß von Grün und Stein umherzuwandern, indeß die Schwestern bei flackerndem Herdfeuer die „Plenten“ kochten (Polenta, Buchweizenmus) und das Böcklein brieten! Der alte Schloßgarten ist verwachsen und verwildert, zum Theil in Rebenland umgebaut: nur in einem kleinen sonnigen Winkel pflegt das Trinele seiner blendend weiße Blumen: der Blutnelken und des duftigen Geißblatts, dessen Blüten die

---

*) Jetzt Freifrau von B......... auf R.....: das Urbild der „Gotho“ im „Kampf um Rom“.

schönen Schmetterlinge dieses Südthals, der Oleanderschwärmer und der große Weinvogel, im Abenddämmer, der Apollo und der Schillerfalter in der Mittagssonne zu umschweben lieben. Daneben verfolgt das Auge noch die Spuren der alten Bete, Rabatten, Lauben, Springbrunnen des verwilderten Schloßgartens; im Hof der trotzige Rundthurm ist längst von dem Epheu erstürmt und erklettert und in den Schießgarten, daraus einst der Pfeil gezischt, nisten jetzt friedlich die weißen Tauben; ein riesiger Kastanienbaum füllt und sperrt den Raum des Ausfallpförtchens an der Rückseite des Walles und im Burggraben gedeihen die köstlichsten Trauben. Das Marmorrelief eines alten Burgherrn über dem Hauptthor ist dicht umhüllt von rankenden wilden Heckenrosen, welche dem gestrengen Ritter freundlich die rothen Blüten um Haupt und Brust geschlungen haben. Wol war es fein, auf dem Altan des Rittersals zu sitzen, bei dem trefflichen Rothwein von Goyn — indessen „Trinele" drinnen Zither spielte und „Burgel" vom Garten herauf dazu sang — und den Blick zu weiden an der schönen Fernsicht nicht allein, mehr noch an der unvergleichlichen Ueppigkeit der Vegetation, welche jede Scholle dieser gesegneten Hügel übergrünt; wo nur ein Samenkörnchen Raum zu haften fand, da wuchert üppiges Pflanzenleben auf. Diese strotzende Vegetation ist es doch eigentlich, welche den nordischen Gast im Thale von Meran immer wieder und wieder am höchsten erstaunt und am tiefsten entzückt und die gerade den Weg von Meran nach Goyn so besonders lieblich macht, auf welchem wir auch das kaum minder poetische Rametz und Planta berühren, Planta — dessen steinerne Mauern zum Theil verschwunden sind, während der Epheu, den sie einst stützten, zu so mächtigem Wuchs gediehen ist, daß er jetzt allein mauerhohe und mauerdicke Heckenwälle bildet.

Noch wären der Villen und Schlösser so manche zu rühmen, welche in dichtem Kranz das Thal umgürten: ich

will aber nur noch die beiden Burgen nennen, welche ihrer größern Entfernung wegen zu Esel besucht wurden: Lebenberg, jenseit der Etsch, (oberhalb der reizenden Dörfer Lana, in welchem sinnige Fresken und Sprüche den Gast vom Portal an in alle Räume des Hauses geleiten, ein Rittersal mit herrlicher Aussicht die Etsch entlang nach Bozen zu, und mit einem köstlichen „Flaschenwein" im Keller,) und gegenüber die romantische Fragsburg, auf hohem Porphyr imponirend und wegbeherrschend gelegen, mit großartigerer Bau- und Wehranlage als all die andern mehr villenartigen Schlösser (ausgenommen Tirol), in der Nähe eines ansehnlichen Wasserfalls, der sich silberweiß von rothbraunen Felswänden stürzt.

Mit diesen Worten nehme ich, gezwungen, Abschied von Meran; derselbe fällt heute der Feder des Erzählers so schwer wie einst dem Fuß des Wanderers. Aber ich mußte fort nach Italien und die Leser möchten vielleicht schon lange dort sein. Bereits harrt der Wagen, der uns dem Lauf der Etsch entlang nach Bozen, nach dem Süden führt; noch einmal beugen wir uns zurück und sehen Tirol und Goyn im Abendgolde schimmern —: leb' wol, Meran, und sei fortan dem Schutz und Segen aller lichten Götter und Göttinnen empfolen!

VI.

Von Meran nach Bozen.

Lange saß ich da, der stillen Wehmuth des Abschieds hingegeben, schweigend und achtlos meiner Umgebung, in jener Ecke des Wagens, welche möglichst lang den Blick in das Thal von Meran gewährte, bis mich das Gespräch der Bauern und kleinen Handwerker neben mir aus sinnender Erinnerung weckte. Sie erörterten die Frage, welche gegenwärtig diese Thäler noch viel mehr als die Protestantensache beschäftigt: die Eisenbahn-Controverse. Es handelt sich darum ob die Fortsetzung der Linie Verona-Bozen nach Innsbruck,

wie das bisherige Project, das schon in diesem Jahr ausgeführt werden soll, fordert, nach der alten Achsenstraße über Brixen und den Brenner geführt werden soll, oder, wie man neuerlich mit sehr scheinbaren Gründen vorgeschlagen hat, über Meran und Landeck. Die erste Route bietet nämlich — sagt man — fast unüberwindliche Schwierigkeiten, nicht wegen Höhe des Brennerpasses — damit würde auch eine geringere Geschicklichkeit als die mit Recht berühmte Meisterschaft der österreichischen Ingenieure ohne große Mühe fertig werden — sondern wegen des feuchten und lockern Sumpfbodens zwischen Sterzing und Brixen, vornehmlich in der Nähe letzteren Orts. Die Untersuchungen und Versuche der Techniker haben dargethan, daß hier streckenweise uralter Seeboden vorliegt, der so durchsättigt mit Wasser, so locker und tragunfähig ist, daß ungeheure Massen von Steinen und fester Erde, die man herbeigeschafft, ohne alle festigende Wirkung spurlos in dem nassen Morgrund versanken. Bis jetzt ist es nicht gelungen, ein Mittel ausfindig zu machen, welches, auch mit dem unbeschränktesten Kostenaufwand, dieses Sumpfland lastenfähig consolidiren könnte; das einzige, wohlbekannte Mittel des Austrocknens durch Wasserabröhrung kann nämlich nicht in Anwendung kommen, da es außerordentlich langsam wirkt — bei dieser Terrainbeschaffenheit würde es erst in 30—40 Jahren den Zweck erreichen — während eine Menge von politischen und materiellen Gründen die möglichst rasche Verbindung von Bozen mit Innsbruck und Wien erheischen. Die Linie über Landeck bietet keinerlei erhebliche Schwierigkeiten, wird aber — schon aus militärpolitischen Gründen — beanstandet, weil sie beträchtlich weiter ist. Die Vortheile und Nachtheile der beiden Linien und die Folgen, welche die Wahl der einen oder andern für die umfahrenen und die durchfahrenen Thäler und Orte haben würde,*) wurden von den meraner Bauern mit einer Klar-

*) Die Wahl der Brenner Linie ist jetzt (1862), wie ich höre, entschieden.

heit des Gedankens und des Ausdrucks durchgesprochen, welche sehr glücklich abstach von der Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit der Sprache des bairischen und österreichischen Landmanns. Schon früher hatte ich Gelegenheit, mich von der Verstandesklarheit und „Wohlgesprochenheit“ des hiesigen Bauernschlags zu überzeugen, da ich einmal in Goyn einen Nachmittag lang den Ausschüssen zweier Gemeinden zuhörte, welche einen verwickelten Grenz- und Weggerechtigkeits-Proceß im Vergleichsweg austrugen, und dabei so bündig und lichtvoll redeten, daß ich in einigen Minuten über die sämmtlichen Rechtsfragen und Thatsachen des Falls orientirt war.

Bald hinter den Schlössern Fragsburg und Katzenstein wendet sich die Straße nach links und schneidet den Rückblick auf die meraner Fluren ab; zur Rechten fluthet die rasche Athesis durch Mais, Reben und Schilf und auf dem jenseitigen Ufer wird die Aussicht begrenzt durch die Felsen der Mendola, des abenteuerlich hangenden Berges, der jeden Augenblick nach Südosten überzufallen droht. Ich stieg aus und wanderte wol eine Stunde meinem langsamen Gefährt voran, ungehindert der Lieblichkeit der Gegend zu genießen, und mit kindischem Entzücken eingedenk, daß jeder Schritt näher in das Land Italien führte, „mir das Gelobte.“ Zwischen den kleinen Dörfern Burgstall und Gargazon rinnt ein kleines Wässerlein von großer welthistorischer Bedeutung, der Aschlerbach, seit alten Zeiten die Grenzscheide germanischen und romanischen Machtgebiets. Als die unfrommen Söhne des frommen Ludwig im Jahre 843 zu Verdun das gewaltige Riesengewand des großen Karl, das für jeden von ihnen zu weit und mächtig war, zertheilten und Deutschland und Welschland wieder auseinanderschieden, bildete dies schmale Rinnsal die Grenze der Reiche Lothar's, des römischen Kaisers, und Ludwig's, des deutschen Königs, und durch das ganze Mittelalter galt, wenn überhaupt geschieden wurde, meist diese Scheidung.

Wie oft haben die Italiener, durch deren Fluren und Städte sich die Heereswoge der kaiserlichen Romfahrt wie

ein Lavastrom, der von den Alpengipfeln niederbrach, ergossen hat, Trümmer und Schutt hinter sich lassend, wie oft auch haben die deutschen Frauen daheim, deren Gatten und Söhne zu Tausenden in der heißen Fieberluft Italiens verwelkten, mit Flüchen gewünscht, die Grenze zwischen den beiden Völkern und Reichen möchte ein unübersteiglicher Felsenwall sein statt dieses sprungbreiten Bächleins! Auch als Napoleon das Königreich Italien herstellte, schied es dieses Wasser von Baiern, das damals auch Tirol besaß, und seit 1859 fordern unsere „Fratelli" in Mailand und Turin, daß die Marke ihres jungen oder künftigen Königreichs, wie bis an den Brenner, so bis an den Eingang des meraner Thals vorgeschoben werde. Daß dabei viele Tausende deutsch-redender Heimwesen von der veroneser Klause bis hierher gegen das sonstige Princip der Sprachgrenze, welches die Giovine Italia geltend macht in Dalmatien und Venetien — d. h., wo es für sie spricht — dem Südreich unterworfen würden, genirt ihre Logik nicht im mindesten. „Me ne duole", sagte der Professor in Mailand, dem ich diesen Einwand machte, achselzuckend, ma che volete? la necessità strategica lo schiede!" Und die „necessità strategica" fordert, sagen die Oesterreicher, daß wir behalten, was wir noch haben. Wer dabei Recht hat, das wird allerdings die Strategie zu entscheiden haben, aber nicht mit Feder und Tinte, sondern mit „Eisen und Blut."

Wie dem aber sei, das Gegentheil der Aufgabe der Geschichtsforschung ist es offenbar, im Jahre 1860 zu sagen, wie es die deutschen Könige hätten machen sollen, statt zu begreifen, warum sie es so und nicht anders machen konnten, als sie es gemacht. Die Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone und dem eisernen Reif der Lombarden war gewiß für die politische Entwickelung ein Fluch für Deutschland wie für Italien, wie sie für die Cultur-Entwickelung beider Länder, aber Deutschland's zumeist, ein Segen war. Beides aber ist neither here nor there, beides war eine militärische, politische, kirchliche Noth-

wendigkeit, im allergroßartigsten Sinn, welche historische Nothwendigkeit wir vernünftiger Weise weder loben noch tadeln, sondern eben begreifen lernen müssen. Die Verbindung des deutschen Reiches mit Rom ist schon vorgezeichnet, als Chlodowech, anstatt wie alle anderen Germanenfürsten das arianische, das katholische Bekenntniß annahm; es ist vorgezeichnet ferner durch die Mitwirkung des Papstes bei dem Sturze der Merovinger durch die Pipiniden, sowie durch die Mitwirkung der Pipiniden bei der Christianisirung Deutschlands durch Bonifacius („ohne die Hilfe der fränkischen Fürsten kann ich die Germanen nicht bekehren“, schreibt dieser aufrichtig an den Papst). Die Kaiserkrönung Karl's des Großen, die man als den ersten Schritt auf dieser Bahn darzustellen pflegt, ist vielmehr nur der Abschluß einer schon 300 Jahre früher anhebenden Entwickelung, welche durch die gegenseitige Hilfsbedürftigkeit des römischen Bischofs und des fränkischen Königs herbeigeführt wurde. Der Papst suchte den Bund mit dem Frankenreich gegen die Langobarden, die bilderstürmenden Byzantiner und zur Bekehrung der Deutschen, die Merovinger suchten die Hilfe des Katholicismus gegen ihre arianischen Nachbarn, die Pipiniden die Weihe ihrer usurpirten Krone und den Centralisationsgeist der Kirche gegen die Legitimität der Merovinger und zur Bezwingung des aller Centralisation widerstrebenden Geistes der deutschen Stämme. Nachdem aber diese Bewegung durch Karl den Großen zum mächtigen Abschluß gekommen, war es rein unmöglich, daß seine Nachfolger all' das hätten ignoriren können. Von den unzähligen Fäden, welche die deutschen Könige nach Italien zogen, wollen wir hier nur die beiden mächtigsten der idealen und der realen Gruppe hervorheben. Bekanntlich war zur Zeit der Ottonen und Heinrich's des II. und III. die Kirche in einem Zustande der inneren Fäulniß, der unzweifelhaft zur Auflösung derselben geführt hätte, wenn nicht Hilfe von außen herzutrat. Daß diese Hilfe nach der damaligen Weltlage weder von Italien selbst noch von Frankreich, weder von

England noch von Spanien, daß sie nur von Deutschland ausgehen konnte, daß sie nur durch einen deutschen Papst gewährt und dieser nur durch einen deutschen Kaiser gehalten werden konnte, kann niemand leugnen, der die Geschichte jener Zeit aus den Quellen kennt. Freilich hat man gesagt: Ei, hätten doch die deutschen Könige die Kirche verderben lassen, desto besser wäre es gewesen. Aber wer so spricht, weiß nicht, daß damals die Kirche das Christenthum und das Christenthum die Moral und die Bildung bedeutete und (damals) war; er hat vergessen, daß die Ottonen und Heinriche nicht anders konnten, als sich in ihrem Gewissen zur Rettung der Kirche verpflichtet fühlen.

Natürlich aber war dieser ideale, religiös-sittliche nicht der einzige Grund ihrer Romfahrten. Sie hatten alle Gründe kriegslustiger, ehrgeiziger, herrschsüchtiger Eroberer nebenbei, welche wir nicht gelten lassen, wenn wir sie auch begreifen. Aber sie hatten auch sehr triftige politische Gründe. Nur daran sei erinnert, daß das meisterlose Italien im neunten, zehnten, elften Jahrhundert, wie wiederholte Erfahrung in den Perioden zeigte, da sich die deutschen Könige nicht einmischten, völlig unfähig war, einen nur irgend erträglichen Zustand aus eigener Kraft herzustellen. Ungezählte burgundische und italienische kleine Dynasten fehdeten in dem unglücklichen Land, erlangten hier und da Name und Krone des Kaisers, um sie rasch zu schänden und zu verlieren; die kleinen Fürsten haderten unabläßig, keiner war stark genug, die Macht zu behaupten, jeder stark genug, sie andern zu bestreiten. Die Folge aber davon war, daß Sarazenen und Ungarn von Süden und Osten hereinbrachen, sich festsetzten, und Italien wie auch die Nachbarlande verherten. Bekannt ist, daß in dem Felsennest Fraxinetum ein Häuflein Sarazenen ein Jahrhundert lang sich hielt und das wehrlose Italien nach allen Seiten hin mißhandelte. Weniger bekannt, aber für uns wichtiger ist, daß die Ungarn zu Ende des 10. Jahrhunderts, nachdem sie Heinrich und Otto im Osten Deutschlands herausgeworfen und durch Burgen und Siege

ihnen das Wiederkommen auf diesem Wege verleidet hatten, über Istrien und Dalmatien in das unbeschützte Italien eingebrochen, nun von hier aus, vom Süden her, in Deutschland einfielen, und Baiern, Oesterreich und Schwaben mit neuen Verherungen überschwemmten. Da dem nun nicht abzuhelfen war, wenn man ihnen nicht Italien selbst versperrte, und da dies die Italiener selbst nicht fertig brachten, so frage ich, ob die Ottonen und Heinriche deßhalb, weil im 19. Jahrhundert Italien der Selbstregierung fähig wird und weil es Deutschlands Heil und Oesterreichs Interesse selbst durchaus nicht erheischten, daß der Doppeladler das knirschende Mailand beherrsche, so frage ich, ob deßhalb die deutschen Könige im 10. Jahrhundert die edlen Magyaren Jahr für Jahr von Italien her nach Kärnten, Steier, Baiern, Schwaben und Oesterreich hätten einbrechen lassen sollen?!

Wahrlich, nichts ist unwürdiger und verkehrter, als die Geschichte zur Handlangerin der politischen Tagesparteien zu machen. Die Politik gewinnt dabei nichts. Die Geschichte aber verliert alles: nämlich die Wahrheit. Man kann der festen Ueberzeugung sein, daß Oesterreich im wahren eigenen und deutschen Interesse wohl thäte, das fressende Besitzthum Italien, etwa nach einem nochmaligen gleich ehrenvollen und mehr glücklichen Waffengang, gegen ein ersprießlicheres und dankbareres Machtgebiet an der Donau umzutauschen, und doch zugleich einsehen, daß die deutschen Könige keine übermüthigen Raufbolde waren, weil sie Rom und Mailand zu behaupten suchten. Es war keine glückliche Stunde, als man, wenn auch im besten Glauben, um die Habsburger zu treffen, auf die Hohenstaufen schlug. Selbst Männer, welche in der italienischen und deutschen Tagespolitik entschiedene Gegner Oesterreichs sind, wie Georg Waitz, haben es nicht billigen können, daß man die Romfahrten der Ottonen und den Feldzug Gyulai's mit einem Maßstab mißt und von den Gesichtspuncten des 19. die deutsche Politik des 10. Jahrhunderts verurtheilt.

Mit solchen Gedanken überschritt ich die historische Grenze von Deutschland und Italien; sie schienen mir keine üble Vorbereitung für die Erwägung der Streitfrage zwischen den beiden Nationen, deren sorgfältige Untersuchung und gerechte Beurtheilung ich mir gelobt hatte.

Bald hinter den Dörfern Vilpian und Terlan, deren vortrefflicher Wein gepriesen wird, ragt zur Linken, die Straße beherrschend, die Burg Maultasch, Geburtsort der bereits besprochenen Fürstin; offenbar ein uraltes Gemäuer und ein schon in frühester Zeit zur Befestigung einladender Schlüsselpunct der Gegend. Ich machte hier Halt, den nachkommenden Stellwagen zu erwarten. Da fuhr ein maulthierbespannter Karren des Weges. Der Herr ging langsam nebenher: das flache Hintertheil des Wagens war mit Trauben, Pfirsichen, Birnen und anderem Obst gefüllt, das der Mann zum Verkauf nach Meran führte. Vorn aber war ein Stück Leinwand über den Strohsitz des Gefährts gespannt und im Schatten dieses Zeltes schlief, das Köpfchen auf den linken Arm gebeugt, das etwa zehnjährige Mädchen, das der Vater zum ersten Mal mitnahm in die Stadt, ein Gesicht von jener elfengleichen Schönheit, die ich schon früher an den Kindern dieses Thals gerühmt. Ich legte ihr den Strauß, welchen mir meine Hausleute mitgegeben, leise in den Schos, der Vater lachte erfreut und fuhr weiter; ich aber hätte den Blick sehen mögen, mit welchem das Kind, wann es erwachte, die vom Himmel gefallenen Blumen mag ersehen haben.

Es war schon dunkler Abend, als wir in die ersten Gassen des schönen Bozen einfuhren, welche sich durch nicht enden wollende, hochummauerte Weingärten hinziehen. Diese Wälle sind aus dem Steingerölle erbaut, welches die wilde Etsch und gelegentliche Felsmuren massenhaft zum Schaden des Nutzbodens mit sich führen, und die Bozener haben, aus der Noth eine Tugend machend, die Steine, statt sie fortzuschaffen, was eine große und kostspielige Arbeit wäre, zu Mauern aufeinandergehäuft, was aber seltsamer Weise

gar nicht die Sicherheit, sondern die Unsicherheit der Traubenschätze in dieser Gegend vermehrt. Denn die Wälle sind doch nirgends so hoch, daß sie nicht ohne sonderliche Mühe übersteigbar wären, die Weinhüter (Saldner) aber sind hier, eben um der Mauer willen, seltener als in Meran, und ist der Dieb einmal jenseit der Mauer, so schützt ihn gerade diese vor der Entdeckung von der Straße her und vom Hause aus, während die offenen Rebgärten zwar weniger gegen den Gelegenheitsappetit des Spaziergängers, aber viel mehr gegen die systematische Ausplünderung durch den Dieb von Beruf geschützt sind. So klagte mir mein Reisegenoß, ein Weinbauer von Gries, der allnächtlich schweren Verlust wegen der Sicherheitsmauern erleidet, wiewohl er seine Söhne mit geladenen Pistolen in seinen Weingehegen die Runde machen läßt. Schon in Meran hörte ich Nachts hier und da Pistolenschüsse aus den Rebhügeln; es sind jetzt meist blinde Schüsse, Signale, mit welchen ein Saldner, der sich eines ertappten Diebes nicht zu versichern mag, seine Wachtgesellen zu Hilfe ruft: vor einigen Jahren jedoch, als polnische Truppen in Meran lagen, waren ernste Conflicte nicht selten. „Gestohlen haben's Dir wie die Dacheln“ (Raben), sagte mir der Saldner von Durnstein, „und glei die Sabeln außi. aber i fürcht's nit, die Militarischen.“ Und er sah nicht aus, als ob er sich überhaupt leicht fürchte, der baumlange Ostgothe mit seinem schweren alten „Gutentag“ (Hellebarde) in der Hand.

VII.

Von Bozen nach Verona.

Von Bozen habe ich nicht viel zu erzählen; beim bleichen Licht der Sterne streifte ich durch ein par Straßen und Plätze und bewunderte die breiten stattlichen „Lauben“, die Bogengänge, welche hier überall die Vorderseiten der Häuser verbinden. In keiner italienischen Stadt, mit einziger Ausnahme von Bologna, ist dieses charakterische Zeichen welschen

Baustils so häufig und so energisch durchgeführt als in dem deutschen Bozen, welches freilich jahrhundertelang den Durchgangspunct des Handels von Venedig nach Augsburg bildete. Geisterhaft ragte der Thurm der stattlichen Pfarrkirche (14. Jahrhundert) in die Nachtluft, die Sterne funkelten durch sein zierlich durchbrochenes Steinwerk, und der Eindruck des Innern der Kirche, in deren dunkeln Einsamkeit ich lange weilte, war sehr feierlich. Das Licht einer einzigen rothglühenden Ampel zeigte eher als erhellte die Finsterniß; ich verirrte mich in den Gängen und Altarnischen und konnte das Pförtchen, durch das ich eingetreten war, lange nicht wiederfinden. Ich war allein in dem weiten Raum und laut hallten meine Schritte wider. Es war eine Art wie Lebendigbegrabensein, und die Worte Julia's, die sich vor dem Grauen der Marmorgruft fürchtet, waren mir nie so schaurig schön und wahr erschienen, wie in diesem Augenblick. Endlich fand ich den Ausgang und war froh, wieder die Sterne über meinem Haupte zu sehen und den frischen freien Hauch des Nachtwinds zu fühlen.

Das war freilich ein lieblicheres Bild, am andern Morgen mit Sonnenaufgang in die lachende Südlandschaft hineinzufahren! Die Morgennebel verschwanden rasch von den Gipfeln der hohen rothgrauen Dolomitberge, welche das Thal von Bozen malerisch umschließen. Rasch nimmt nun in Tracht, Sprache, Sitte, Häuserbau, Anlage der Rebgärten und der Dörfer das welsche Wesen zu und — ich kann es nicht verhehlen, — in gleichem Verhältniß mit der südlichen Anmuth der Landschaft und mit der südlichen Plastik der Menschen auch die südliche Unordnung und der südliche Schmutz. Ich habe mir vorgenommen, mit diesem ethnographischen Charakterzug, welcher den Reisenden so vielfach stört, die Leser so wenig als möglich zu behelligen. Aber ich kann nicht umhin, mich in einigen starken und vielsagenden Eigenschaftswörtern darüber auszudrücken. Er — nämlich der ethnographische Charakterzug — ist unsaglich, unglaublich und unendlich. Der Italiener hat gar

kein Auge für die Dinge, die uns Barbaren mit Ekel und Abscheu erfüllen. Mein Cameriere in Ravenna, dem ich mit Entrüstung ein Tischtuch, das von unerträglichem Schmutz starrte, mit meinem Stock zurückschob, fragte mit unverstelltem Erstaunen: „Ma che vuole? non vedo mica!“ Die Oesterreicher haben ihre Einschärfung der Reinlichkeit bei Geldstrafe an Orten anzubringen für nöthig gefunden, von denen unsereiner gar nicht glaubt, daß es einem Menschen beikommen könnte, sie zu beschmutzen: z. B. Haupteingänge von Kirchen und Palästen. Jener englische Minister hat meine volle Sympathie, der auf die Frage einer politischen Dame, was Italien vor allen Dingen brauche, lachend antwortete: „A sound washing“. Schon die dritte Station nach Bozen, Egna, ist überwiegend italienisch, und ihr deutscher Name „Neumarkt“ fast nur officiel; in den folgenden Tramin, Kurtasch, Salurn ändert sich dies zum Theil wieder. Aber von dem stattlichen Trient an, dessen Castell imponirend von dem Felsberg herniederdroht, sieht man fast nur noch jene so scharf ausgeprägte Signatur des italienischen Typus: bei den Männern meist mittelgroße und kleine Gestalten, feine Knöchel, geschmeidige Glieder, braungelbe Haut, blauschwarze Augen und Hare, im Ausdruck des Blicks nüchterne Verständigkeit im Schweigen, leidenschaftliche Heftigkeit im Streit, einschmeichelnde und in der That noble Feinheit im Gespräch mit Fremden, mit Damen, manchmal blitzenden Geist, aber sehr selten jenes nach innen gewendete Sinnen, welches die deutsche Sprache selenvoll nennt. Dies psychische Moment scheint dem Welschen überhaupt bis auf einen gewissen Grad zu fehlen und die Empfindung dieses Mangels ist es, welche den Deutschen leicht unbefriedigt und unausgefüllt läßt, auch in recht freundschaftlichem Verkehr mit Italienern, wie ich ihn mit gar manchem aus diesem Volke gepflogen. Es ist mit ihrer Poesie, mit ihrer Literatur nicht anders. Geist, Schwung, Erhabenheit, Leidenschaft, Phantasie, Geschmack, Anmuth, Witz sind im reichen Maß in derselben vertreten: aber ihre Lyrik hat jene selenvollen Töne nicht,

wie sie Goethe, Lenau, Heine, Uhland anzuschlagen wissen; in ähnlicher Situation wird der italienische Dichter Leidenschaft oder rhetorisches Pathos, aber gewiß nichts Selenvolles bringen. Wohlverstanden, Sele ist nicht Herz oder Gemüth. Diese allgemeinen Grundmächte des Menschenwesens einer ganzen Nation absprechen zu wollen, wäre sehr einfältig; aber jenes ahnungsvolle, jenes in sich gekehrte Lauschen auf die leisesten Schwingungen der vorstellenden und empfindenden Selenkräfte, das dem Deutschen als ein Nachtheil im Praktischen, als ein Vorzug im Theoretischen und zumal im ästhetischen Gebiet eignet, scheint mir allerdings im italienischen Charakter ungleich weniger vertreten zu sein.

Am ehesten klingen noch im Volkslied solche Töne an, aber viel seltener und schwächer als im deutschen und slavischen. Ganz hervorragend ist als ein Hauptvorzug des Italieners sein rascher und scharfer Menschenverstand, seine helle nüchterne Klugheit in allen praktischen Dingen (solange nicht irgend eine Leidenschaft ihn ergreift, die ihn dann freilich leicht widerstandslos mit sich fortreißt), die ihn zu einem vortrefflichen Geschäftsmann und, verbunden mit seiner Sparsamkeit, Mäßigkeit, oder richtiger Bedürfnißlosigkeit, dem Deutschen als Concurrenten oft sehr gefährlich machen. Er hat die Gabe, jedes Ding und jede Lage rasch nach der einen, der praktischen Seite und nach dieser so ausschließlich anzusehen, als ob die andern gar nicht vorhanden wären, während der bedächtige Deutsche daneben auch noch die Berechtigung aller andern Auffassungspuncte in gründlichste Erwägung nimmt, ehe er seinen Entschluß faßt und seine Ansicht bildet. —

Die italienischen Frauen näher kennen zu lernen, dazu hat der Fremde nur unter den seltensten Voraussetzungen, welche auch mir fehlten, Gelegenheit. Ich kann daher nur einige äußerliche Wahrnehmungen mittheilen, wie sie der Porträtmaler macht, der sich Züge, Gestalt, Haltung, Bewegung einer Erscheinung behufs künftiger Reproduction einzuprägen sucht. Während unter den Männern im Norden

und im Süden der Halbinsel ein sehr bestimmt ausgeprägter Unterschied nicht besteht, wenigstens so weit ich diesmal in den Süden vorgedrungen bin, scheint in der Ebene nördlich vom Po, im Venetianischen und in der Lombardei, unter den Frauen das Kleine und Zierliche, südlich vom Po, in der Romagna und in den Marken wie in dem Herzen des alten Tuscien das Stattliche und Junonische der Gestalt zu überwiegen. Natürlich findet man in den volkreichen Städten Venedig, Mailand, Padua Erscheinungen beider Typen, aber ungleich häufiger sieht man hier doch Mädchen und Frauen von und unter Mittelgröße, mit sehr feinen Gelenken und leisem Auftreten. Wiewohl sie regelmäßig nicht hübsch, geschweige schön sind, ist ihnen doch meist jene vornehme und graciöse Haltung eigen, jenes „air distingué“, welches die Italiener selbst mit einem nicht zu verdeutschenden Wort „gentilezza“ nennen. Sie wissen die einfachen Attribute eines Restes mittelalterlicher Nationaltracht, welche heutzutage Straßen- oder Festkleidung der Städterinnen ist, mit großem Geschick zu verwenden; der schwarze Spitzenschleier (il velo), vom silbernen Filigran-Pfeil (lo strale) im blauschwarzen Har gehalten, bildet die ganze Kopfbedeckung: sie ist darauf berechnet, die reichen Flechten und vornehmlich die meist vollendet schöne und edle Form des Kopfbaues nicht zu verdecken, sondern vortheilhaft zu zeigen. Der Plastiker weiß dies wichtige Stück von Frauenschönheit zu würdigen, welches er in Deutschland, Frankreich und England selten genug antrifft, das aber in Griechenland, Italien, Spanien und dem Orient zum Rassentypus gehört und an hellenischen und römischen Statuen einen in seiner Ursache oft übersehenen, aber mächtig empfundenen Reiz übt. Der regelmäßig schön geformte Nacken beibt unbedeckt und hebt sich in scharfem Ausschnitt von dem schwarzen Seidenkleid ab; die schmale Mantille von schwarzer Seide wird nicht um die Schultern, sondern um Rücken und Oberarm geschlungen. Es befremdet den Nordländer, die feinsten Damen so ohne Kopfbedeckung und ohne jene Umhüllung des Ober-

leibes in Shawls und Echarpes, welche bei uns zu Lande eine Art Prüderie dringender noch als das Klima gebietet, auf den Straßen lustwandeln zu sehen. Zu dieser Toilette gehört nun noch bei feierlichem Stat der Blumenstrauß (il masetto), welcher in den einzelnen Städten und Landschaften aus den localen Lieblingsblumen und Lieblingsfarben bestehen muß, z. B. in Bologna aus Nelken (dermalen aber überall, auch in den österreichischen Städten, die Nationalfarben Italiens, weiß, grün und roth, aufweist — die Blumenverkäuferinnen bieten in voller Naivetät auch den kaiserlichen Offizieren diese propagandistischen Symbole an, und mehr als einen flotten Husarenlieutenant habe ich das italienische Zeichen mit Lachen in seinen Säbelkorb stecken sehen —) und ganz unentbehrlich ist dabei der Fächer.

Man glaubt nicht, mit welcher Grazie namentlich die Venetianerinnen alle ihre lebhaften Bewegungen mit dem Spiele dieses einfachen Werkzeuges zu begleiten wissen, und die Liebessprache hat seit Jahrhunderten manchfaltige Zeichen der Erhörung, der Abweisung, des Einverständnisses, des Stelldicheins erfunden, Geheimnisse einer Freimauerei, in welche der Fremde nicht leicht eingeweiht wird. Uebrigens sind sich die Welschen des Reizes dieser einfachen Damentracht, welche freilich von romanischer gentilezza getragen sein will, sehr wohl bewußt, und ein Italiener, und zwar keineswegs ein junger, welcher mich aufmerksam die Toilette unserer Reisegenossinnen betrachten sah, lächelte mit Selbstbewußtsein: „Vi piace il velo? Si, si, è la piu bella cosa del mondo!“

Diese Tracht, welche nach ihrem Hauptschmuck, dem Schleier, zusammengefaßt benannt wird unter der Bezeichnung „il velo“, kehrt als gemeinsam italienische in allen Städten wieder, auch da, wo sich daneben eine eigene Localtracht findet; so sieht man in Venedig den Schleier ebenso häufig, ja jetzt häufiger, als den specifisch venetianischen Spitzstrohhut, der allerdings ebenfalls sehr zierlich, aber in raschem

Abnehmen begriffen ist. Leider war mein Aufenthalt im Süden von zu kurzer Dauer, um die schönen und originellen Frauentrachten der Romagna und der Marken näher beobachten zu können, wo, wie gesagt, große, starkknochige Gestalten mit breitem Nacken und straffem Halse, mit gebietendem Gang und stolzem Blick aus großen runden Augen vorherrschen, insbesondere unter den Bäuerinnen der Landschaft um Ravenna, welche, wenn sie durch das schwarze Har das Scharlachband schlingen, und die Harwellen an beiden Schläfen aus der Stirn binden, lebhaft an bekannte Junoköpfe gemahnen.

In der Gegend von Trient bis Roveredo und noch hinter dieser Stadt sieht man alle Straßen- und Häuserumfriedungen von Maulberbäumen gebildet, welche auch in dichten Hainen gezogen werden. Denn hier ist ein Hauptsitz der berühmten oberitalischen Seidenzucht, welche allein in Roveredo gegen siebenzig Filande und Filatorifabriken zur Abwindung des Seidenstoffs von der Puppe und zur Verarbeitung des abgewundenen Gespinnstes in Bewegung setzt.

Einige Stationen hinter Roveredo verengt sich allmählich das Thal der Etsch, deren Lauf die Eisenbahn getreulich bis nach Verona begleitet, die Felsen und Hügel rücken auf beiden Seiten immer näher heran, bis sie endlich an einer mehrere hundert Schritt langen Strecke so dicht zusammentreten, daß sie neben dem reißenden Fluß nur noch Raum für die Wagenstraße zur Linken und die Eisenbahnschienen zur Rechten übrig lassen. Dies ist die berühmte Veroneser Klause. Steht man zwischen den steil in den Engpaß hereinragenden Felsen, welche an den beherrschenden Höhen mit Schanzen gekrönt sind, so begreift man leicht, daß, zumal vor der Erfindung der Feuerwaffen, ein stattliches Her von deutschen Rittern, den größten Helden seiner Zeit an der Spitze, von einer Schar welscher Wegelagerer hier konnte aufgehalten werden. Noch zeigt man den schmalen Ziegensteig, auf welchem Otto von Wittelsbach den Felsen erkletterte und dem erschrockenen Alberich von

Verona zu Häupten und in den Rücken kam. Ein gutes Bild, wiewol eine Jugendarbeit, von Philipp Voltz, in den Arkaden des Münchner Hofgartens, stellt die muthige That des Stifters der bairischen Herzogsdynastie dar, und ganz meisterhaft hat Rottmann in seinen italienischen Landschaften an denselben Wänden die eigenartige Poesie dieser Schlucht wiedergegeben.

Die ganze Gegend hier ist von den ältesten Tagen dem Kriegsgott eigen; zu wiederholten Malen ward hier an der Schwelle des Landes um den Besitz Italiens gefochten. Hier schlugen die Kimbern den Collegen des Marius, Catulus, und drangen bis über Verona hinaus, bis sie auf den Raudischen Feldern „dem Erhalter und Verderber Roms" erlagen; hier stritten römische Imperatoren des dritten und vierten Jahrhunderts um die wankende Herrschaft der Welt; hier warf Stilicho, der letzte erfolgreiche Vertheidiger Roms, selbst germanischen Stammes, die immer höher schwellenden Wogen der Gothen und Alamannen noch einmal und noch einmal zurück; hier versuchte vergebens der tapfere Odovakar seinen größeren Gegner Dietrich von Bern aufzuhalten; hier schlugen sich unter den Merovingen und Karolingen langobardische und fränkische Grafen um die Grenzen der beiden Reiche; hier, um die zahllosen Fehden des Mittelalters zu übergehen, hier, bei Rivoli, das steil auf dem Felsen zur Rechten des Flusses ragt, holte sich Massena in den heißen Kämpfen der Jahre 1796—97 den Herzogstitel. Etwas weiter unten aber, hinter der Station Domegliara, ziehen sich bis nach Custozza hin und bis Station Lucia, Volta, Goito jene Hügel, um deren Besitz 1848 Radetzky und Karl Albert rangen, und einige Stunden weiter westlich jenseits des Mincio liegen Giudozzolo und Solferino, wo am 24. Juni 1859 die Sonne Oesterreichs blutige „Sunnwend" hielt.

Gleich hinter Station Lucia hält der Zug an dem Bahnhof der Porta Nuova von Verona.

VIII.

Verona.

Diese erste größere Stadt Italiens, in welcher der von den Alpen Niedersteigende zu verweilen pflegt, hat ein viel entschiedener südliches und italienisches Gepräge als so manche mehr im Süden und im Herzen Italiens gelegene Schwester, wie Mailand, Turin, Alessandria, Piacenza, Modena, Ferrara, selbst Bologna. Woher das kommt, ist nicht leicht zu sagen: es liegt in dem Gesammteindrucke der Lage der Stadt, der Eintheilung der Straßen und Plätze, der Bauart der Häuser, in dem bunten Treiben und dem Typus der Bevölkerung, in dem Unflat und Schmutz der Gegenwart nicht minder als in der Pracht und Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte, deren Tempel und Paläste, Arenen und Theater fremdartig genug in das Verona Radetzky's und die österreichische Trutzveste hereinragen.

Es ist eigen; von Trient an fühlt man ordentlich die politische Luft wehen, die, gewaltiger Schicksale voll, über der ganzen Halbinsel liegt. Es war eben das Tribunal bestellt, das Garibaldi und „i martiri d'Aspromonte" richten sollte und die Spannung dieses Augenblicks mochte noch außergewöhnlich das Uebergewicht der politischen Interessen erhöhen. Wie dem sei, ich kann nur bezeugen, daß ich von Trient ab überall alle Menschen aller Stände und Parteien fast nichts als Politik sprechen hörte; im Eilwagen, in der Eisenbahn, im Café, im Theater, auf den Bibliotheken, in den Archiven, in den Kirchen, auf den Straßen, an der table-d'hôte, überall nichts als Politik. Mailändische Professoren und österreichische Husarencornets, ravennatische Archivräthe und venetianische Gondoliere, Kaufleute von Trient und Bauern von Imola, Bersaglieri in Faënza und Kaiserjäger in Padua, ein Conventikel von Geistlichen in Bologna und eine Cafégesellschaft von jungen Damen in Ravenna, nichts als Politik! Sie ist der große Angelpunct, um welchen sich freiwillig und unfreiwillig Sorgen und Ge=

danken hierzulande drehen. Es hat dies den Vortheil, daß der Fremde rasch und leicht die Stimmungen und Anschauungen der Leute aller Richtungen und Schichten kennen lernt; wollte man nicht dahinterkommen, man müßte, wider Willen. Dazu kommt, daß bei der lauten Lebhaftigkeit der Welschen in Stimme und Bewegung, die sie bei jedem interessanten Thema ergreift — und es gibt jetzt kein interessanteres — sämmtliche Bevölkeruug eines Coupé oder Cafézimmers zu unfreiwilligen Vertrauten sämmtlicher Gespräche wird — wenn sie nicht anfangen zu flüstern: das können sie freilich auch nnd leiser als ich es je gehört. Richtig ist freilich, daß dieses Vorherrschen der scharfen Luft moderner Politik dem empfindsamen Reisenden, der sich im Anblick der Landschaft oder der Geschichtsdenkmale in mittelalterliche oder classische Vergangenheit hineinträumen möchte, vielfach die Stimmung verdirbt. Aber daraus machen sich die Italiener merkwürdiger Weise gar nichts; sie meinen, ihr Land und Volk sei lange genug passives Object für fahrende Maler und Poeten gewesen und sie wollen auf einmal sehr active Subjecte in der Politik werden.

Nur Verona selbst muß ich von jener Regel ausnehmen. Während sich in anderen österreichischen Städten, z. B. in Venedig und Padua, die Italiener gar nicht genirten, in nächster Nähe der kaiserlichen Offiziere unter sich oder mit mir Politik zu sprechen, habe ich in Verona nicht ein Wort und nicht eine Miene solchen Inhalts wahrgenommen, während die Patrioten in der Stadt des heiligen Marcus sehr beredt und wenig verhüllt sprachen.

Es strotzt aber auch dieses Verona von Waffen und Soldaten. Die Besatzung ist beinahe so stark, als die Civilbevölkerung und von den Castellen auf dem Hügelkranz, in dessen Mitte die alte Sidelung der Gallier liegt, könnte man in weniger als einer Stunde die Stadt in Trümmer schießen. Die militärisch-kriegerische Bedeutung des Platzes fällt als die dermalen alles andere beherrschende sofort bei den ersten Schritten in den Straßen in die Augen.

Und wie viel treiben wir uns hier und in allen andern Städten in den Straßen umher! Mehr Zeit verbrachten wir auf den Märkten im Gewühl des Volks als in Kirchen, Palästen und Museen. Denn immer wieder erwies sich als der stärkste Reiz, dieses fremdartige Volksthum, das welsche und das südliche, im Gegensatz zur nordischen Heimat und ihren Menschen zu erfassen. Es ist nicht auszusagen, wie verschieden welsche Art von deutscher ist und erst im lebendigen Gefühl, in der nahen Anschauung des Gegensatzes begriff ich den instinctiven, ich möchte sagen elementaren Haß, mit welchem Italien immer wieder seit den Tagen der Gothen, also 1300 Jahre lang, sich wüthend auf die Germanen geworfen hat, die es freilich — das darf man nicht vergessen — in den allermeisten Fällen selbst herbeigerufen hatte. Lebendig hat Gregorovius in dem jüngsten Bande seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" diese Ausbrüche des nationalen Hasses der Römer gegen die Kaiser an den Tagen der Krönungsfeste dargestellt: der Willkomm war Rosen, der Abschied Blut. Sie riefen sie herbei, ihre Händel zu schlichten, die Ordnung zu erzwingen, welche sie nicht selbst erhalten konnten: aber glänzte dann die Krone auf dem Haupt des Barbaren, so brach der Stolz und der Grimm gegen den Fremdling los, ähnlich einer Naturgewalt. Man mag das tadeln, aber man begreift es, wenn man den großen Gegensatz der beiden Völker in ihren Fehlern wie in ihren Tugenden erfaßt. Wir Deutsche würden verzweifeln, müßten wir uns von diesen fremdartigen Wesen beherrschen lassen: und warum soll es den Italienern anders gehen mit uns?

Solche Gedanken drängten sich mir auf, als ich von dem schon völlig italienisch eingerichteten Gasthof hinweg, meinen Bädeker in der Hand, meinen Burckhardt („der Cicerone") in der Tasche, unter die wimmelnden Menschenhaufen eilte, welche den Victualienmarkt, die Piazza delle erbe, bedeckten. In jeder Stadt laufe ich stets zuerst auf diese nie fehlende „piazza delle erbe": sie gibt sofort ein

Bild der Bevölkerung und der Trachten der nächsten Landschaften und mir war aus einer frühern Reise noch wohl bewußt, daß jener stark südliche Charakter Verona's sich gerade auf diesem Markt am deutlichsten ausprägt. Ich habe in der That nur in Genua ein gleich buntes, lebhaftes Marktbild gesehen.

Und da waren sie denn auch diesmal alle wieder, die frappanten, unvergeßlichen Gestalten! Diese alten Weiber, welche Trauben und Kastanien und alte Schuhe und gebackene Fische und Kämme und Stiefelwichse und Salat und unechte Ringe und Würste und Pommade aus Einem großen Radkorb heraus verkaufen und eine Häßlichkeit und einen Schmutz entfalten, welche auszudrücken die deutsche Sprache zum Glück daheim nicht lernen kann. Daneben gewaltige, baumstarke, wunderschöne Männer mit Marsköpfen und Neptunusschultern, Kerle, welche jeden Augenblick mit Glaubwürdigkeit in einem Triumphzug des Julius Cäsar eintreten und die gefangenen Könige aller Welttheile in Rotten aufführen könnten — und nun hier alle Wochen sieben Tage stehlen, indem sie unter dem Schein, irgend etwas zu verkaufen, malerisch auf dem Pflaster lagern und mit einem Geschrei, als sollten sie die Todten erwecken, der Welt verkünden, daß sie Limonade oder Siegellack oder Bindfaden feil haben! Einen dieser Kaufleute habe ich genau beobachtet: als ich morgens neun Uhr des Weges kam, saß er auf der Marmorstufe einer Kirche, hatte fünf unglückliche gerupfte Wachteln in seinem schmierigen Strohhut liegen und bot sie dem Universum mit unabläßigem Trompetenruf zum Kaufe: „Ah, ah, ahi! Quaglie, quaglie, quaglie! Grasse, belle, bellisime! le piu belle del mondo!“ Als ich Abends sieben Uhr wieder vorbeikam, saß er noch auf demselben Fleck mit demselben Geschrei und mit denselben fünf Wachteln, weniger einer. Da läutete die Kirchenglocke Ave-Maria, der Mann sprang anf, warf seine vier Wachteln von dem Rand in den Gupf seines Hutes, setzte diesen mitsammt dem Gevögel auf das Haupt und schritt, des voll-

brachten Tagwerks froh, singend, in die nächste Osteria, um den Preis der Einen Wachtel (6 Pfennige.) zugleich sein Frühstück, Mittag- und Abendessen kaufend und glücklich wie ein König. Bei uns zu Lande, sagte ich zu einem deutschen Kaufmann in Venedig, dem ich die Wachtelgeschichte erzählte, sperrte man diesen riesenstarken Faullenzer in ein Arbeitshaus. Da dürften Sie hierzulande ein Arbeitshaus bauen von Neapel bis Trient! erwiderte der Mann.

Aber nicht nur alte Weiber und junge Tagediebe sieht man auf der Piazza delle erbe. Da bieten auch ehrbare Bäuerinnen in zierlicher Tracht, namentlich mit manchfach verschiedenem Kopfputz Obst, Eier und Gemüse feil, und junge Bursche Fleisch und Fische, aber auch die schon früher beklagten Vögel, letztere meist unter dem Schatten eines großen Leinwandschirmes, auf dessen Spitze als lebendiges Aushängeschild ein höchst melancholischer Kauz oder auch ein Auf gefesselt sitzt, der sich in diesem grellen Sonnenschein unter den schreienden Menschen entsetzlich out of his place fühlt. Und mitten durch das Gewoge und den Schmutz schreitet ein feines veroneser Fräulein mit Schleier und Silberpfeil im Har, das Gebetbuch in der Hand, zur Kirche, zierlich und säuberlich die Tritte setzend. Und vor dem Café sitzen anständige Signori, mit jenem einfachen Geschmack gekleidet, der dem gebildeten Italiener eigen, stundenlang an einer halben Tasse schlürfend und miteinander Politik und Handel flüsternd, und gewiß keinen Blick auf die Offiziere werfend, welche laut lachend und scherzend an dem nächsten Tische trinken. Die beiden Gruppen sind füreinander wie nicht auf Einem Stern.

Aber endlich hinweg von den Menschen zu den Steinen. Durch die stark belebte, mit reichen Läden prangende Via Nuova schlendern wir nach der Piazza Bra, wo die großartige Arena dem Wanderer gleich beim Eintritt in das Land der Römer mit der ganzen Wucht des Römerthums imponirt. Welch ein Volk, das in einer kleinen Provincialstadt ein solches Gebäude aufgeführt! Das Amphitheater

ist bekanntlich unter Diocletian erbaut, hundert Fuß hoch, und über fünfhundert breit, der Umkreis der fünfundvierzig Rundreihen von Sitzen beträgt fast eintausendfünfhundert Fuß. Im Süden und Norden ragen über den beiden Haupteingängen für die wilden Thiere vorspringende stolze Logenterrassen für den Aedil und seine Gäste. Es ist nicht ganz erklärt, wozu die tiefe canalförmig gemauerte Einsenkung im Boden (der eigentlichen Arena) diente, welche zu einem kleinen ebenfalls gemauerten Viereck führt, vielleicht um den Raum unter Wasser zu setzen, zum Zweck der Naumachien. Indessen ist doch zweifelhaft, ob in dem kleinen Verona (das freilich später vorübergehend Aufenthaltsort römischer Imperatoren ward), so große und theure Spiele gehalten wurden. Man wäre versucht anzunehmen, daß in dem hochummauerten Viereck die Thierkämpfe stattfanden, wenn der Raum hierfür nicht allzu klein wäre; zwei Löwen hätten hier keinen Platz zum Sprung. Aber ganz unbegreiflich ist, wie ohne eine besondere Schutzvorrichtung die wilden Thiere auf der Fläche der Arena kämpfen konnten; denn die Sitze reichen ganz bis zu derselben herab und es ist nicht abzusehen, warum Löwen oder Tiger, anstatt gegen einander zu kämpfen, nicht sofort ihren Weg in's Freie durch die Reihen der Zuschauer sollten genommen haben. Da man nun aber weder annehmen kann, daß die beliebten Thierkämpfe dem Volk von Verona gar nicht geboten, noch daß die Sitzreihen durch zwischengestellte Holzwände gesichert wurden, welche der Hälfte der Plätze die Aussicht entzogen hätten, so darf man wol vermuthen, daß jene gemauerte Einsenkung ehemals einen viel größeren Umfang hatte und doch zu jenem Zwecke diente.

Die Symmetrie des Ganzen, die Solidität des grauen durch die Spuren von sechszehn ereignißreichen Jahrhunderten geschwärzten Marmors, die Mächtigkeit und Würde des Baues machen einen großartigen Gesammteindruck, der nicht gemindert, sondern erhöht wird durch das Ruinenhafte der Umfassungsmauern mit ihren stolz gewölbten

Höhenbogen, durch welche der blaue Himmel des Südens lacht. Von der obersten Sitzreihe hat man einen prachtvollen Ausblick über die Stadt und ihr Weichbild; wie kleine Bleisoldaten sahen die Kürassiere und Artillerie der Oesterreicher aus, welche unten auf dem Platz vorüberzogen. Welche Wechselfälle der Geschichte! Von diesen Mauern hallte der Ruf der römischen Tuba, des gothischen Stierhorns, der Trompeten Ezzelin's und der Scaliger wider, und jetzt erschallen sie von den stolzen Tönen des Radetzky-Marsches. Welches wird ihr nächstes Echo werden?

Im Sommer spielen wandernde Schauspielertruppen in der Arena, auf der einst die Gladiatoren geblutet. Ein Freund erzählte mir, er habe im vorigen Jahre auf den Marmorstufen des Diocletian mit den ungarischen, böhmischen, deutschen Offizieren der Besatzung ein Stück mit angesehen, welches kein anderes war als „Ricardo III., tiranno d'Inghilterra, tragedia del Guglielmo Shakespeare, representata per una società veneziana“, wie der Anschlagzettel besagte. Richard III. mit allen seinen Greueln und Gespenstern bei grellem Julisonnenlicht von welschen Comödianten dargestellt in einer antiken Arena — ein bizzares Potpourri unserer buntscheckigen Culturgeschichte!

Von der Arena hinweg wandten wir unsere Schritte, das ganze Centrum der Stadt durchschneidend, nördlich nach den Ruinen des antiken Theaters, eines Schauspielhauses im eigentlichen Sinn, welches an dem jenseitigen (linken) Ufer der Etsch nahe bei dem Aufgang zu der alten Burg Dietrich's von Berne, dem jetzigen Castell San-Pietro, liegt und dessen Kenntniß sich durch neue Ausgrabungen im Laufe der letzten Jahre beträchtlich erweitert hat. Man steigt auf einem Dutzend Stufen in den Halbkreis der Orchestra hinab, welche aber nicht wie bei dem griechischen Theater dem Chor zur Bühne diente, sondern einen Theil des Zuschauerraumes bildete. Neben diesem noch ganz deutlich erkennbaren marmornen Rundbau laufen zu beiden Seiten Höhlen und Gänge, welche zum Theil zu Zwecken

der Maschinerie gehörten. Das Merkwürdigste von allem hier zu Tage Geförderten sind aber unstreitig die vier bis sechs Säulen und Säulencapitäle, welche ungeheure Stierköpfe tragen und noch andere Spuren von egyptischem Cult und Stil aufweisen; es scheint also das Theater in dem ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christo hergestellt oder wahrscheinlicher restaurirt und ausgeschmückt worden zu sein, in welcher Periode die „Nilomanie", die Reception, Nachäffung und Vergötterung des Egyptischen im ganzen Römerreich seinen Höhepunct erreichte. Auffallend stimmt damit zusammen, daß alle die kleinen Schmuck- und Geräthsachen, welche man in dem Schutt der Ruinen der eigentlichen Bühne ausgegraben und namentlich vor anderthalb Jahren ziemlich reichlich gefunden hat, egyptische Attribute tragen. Isis, Sphinx, Sperber ꝛc. bilden meist die Ornamentik der Spangen, Beschläge, Plättchen, Bronzereifen, welche man aus dem zerbröckelten Gestein auflicst. Welch' weite Reise hatten die damit verknüpften Vorstellungen von den Wassern des Nil bis zu den Ufern der Athesis!

Von diesen unterirdischen Ruinen stiegen wir die steile und stolze Höhe der Citadelle von Verona hinan; ein österreichischer Artillerie-Hauptmann, der meine politische Ungefährlichkeit mir an den Augen abgesehen hatte und meinen sehr unterrichteten Wegweiser in Verona machte, führte mich selbst in diese Befestigungen ein, welche sonst kein Fremder ohne Erlaubniß des Miliairgouverneurs betreten darf, „als ob die Herren in Paris und Turin nicht so genaue Pläne von all unsern Werken hätten wie wir selbst!" meinte mein Führer, der seit 1849 alle Schlachten in Italien mitgefochten und immer unversehrt geblieben war, bis ihm bei Solverino eine Spitzkugel den Arm durchbohrte. Er wies mir mit großer Freundlichkeit und Erfahrenheit die Namen und die Bedeutung und die Erinnerung all der Schanzen, Hügel, Dörfer nnd Städte, welche man von hieraus in weitem Umkreis liegen sieht: Santa-Lucia, San-Massimo, Somma Campagna, Custozza, Solferino, selbst die Thürme des

fernen Mantua sahen wir im Abendschimmer vor uns liegen, die ganze lombardische Ebene bis an die Alpen und die Apenninen beherrscht der Blick von diesem Höhepunct und prachtvoll ringelt sich die Etsch in viel gewundenem Lauf wie eine gelbe Schlange durch das Land; der Sonnenuntergang verherrlichte den Himmel, die Erde und die Werke der Menschenhand. Ich hatte hier wie durchgängig auf dieser Reise das Glück, an den rechten Ort gerade im rechten Augenblick zu kommen. Dieser Hügel, der höchste und nächste bei der Stadt, ist ihre natürliche Akropolis und war wol von jeher zur Sicherung und Beherrschung der zu seinen Füßen liegenden Sidelung benutzt. Der Ostgothe Theoderich hat seine Burg hier wol nur auf Grund früherer Bauten errichtet; im vierzehnten Jahrhundert von den Visconti umgebaut, ward das Castell 1801 von den Franzosen zerstört, aber 1849 von Radetzky furchtbarer als je wiederhergestellt.

Bekanntlich stieß dieser Feldherr mit seinem genialen Plan, Verona zum Mittelpunct der österreichischen Defensive in Italien zu machen, in Wien auf Schwierigkeiten aller Art, und nur durch die wiederholte Androhung seines Abschieds konnte er die Zustimmung zu dem Gedanken erzwingen, welcher allein im Jahr 1848 unter den ärgsten Gefahren dem Kaiserstat Italien erhalten hat: in dem Here lebt heute noch die Ueberzeugung, daß auch nach Solferino dieses Bollwerk noch die Basis zu einem zweiten Feldzug gegeben haben würde (wiewol ich an Ort und Stelle aus bester Quelle die vielfach geläugnete Thatsache erkundet habe, daß die Armirung Verona's in der That im höchsten Grade mangelhaft gewesen), und daß der Waffenstillstand von Villafranca eine unverzeihliche Uebereilung war.

Die Citadelle bezweckt vornehmlich, die Stadt im Zaum zu halten, und es ist keine Schande für den Patriotismns und den Muth der Veronesen, daß sie diesen Zweck vollständig erreicht. Denn das Castell ist furchtbar und kann, wie gesagt, die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln,

ohne selbst auch nur angegriffen werden zu können, solange die Werke außerhalb der Stadt nicht genommen sind. Gegen die einzige gedenkbare Möglichkeit einer Gefahr von der Stadt aus — eine Ueberrumpelung — ist dadurch Vorsorge getroffen, daß der Aufgang von der Stadt durch sechs einander beherrschende weit von einander gelegene und befestigte Thorgänge führt, so daß die Ueberraschung der ersten Thore schlechterdings gar nichts nützt, sondern nur dem Feuer der noch nicht genommenen Werke blosstellt.

Die Aussicht von diesem Castell San-Pietro ist noch viel bedeutender als die gewöhnlich aufgesuchte, welche der Giardino Giusti gewährt. Doch lohnt es sich der Mühe, diesen echt italienischen Garten mit seinen Terassen, Taxuslabyrinthen, Grotten und Statuen zu besichtigen und wäre es nur um seiner vielen und herrlichen Cypressen willen, von denen einige nachweislich über 500 Jahre alt sind und einzelne eine Höhe von 130 Fuß erreichen. Dagegen lasse sich kein Freund der Poesie verlocken, das „Grab Julias“ („La tomba di Giulietta“) aufzusuchen. Ich war bei einem früheren Aufenthalt in Verona wie so mancher andere Bewunderer jener Tragödie, „welche die Liebe selbst geschrieben,“ nach dem Franziskanerkloster gepilgert, in welchem dermalen das kaiserlich königliche Fuhrwesen lagert und ein alter Trog als Sarkophag der schönen Capulet gezeigt wird; historisch ist, daß ein ehrlicher Feldwebel vom Train einer empfindsamen Dame, welche hier nach Romeo und Julia fragte, zur Antwort gab: „Bei meiner Compagnie ist er net und die Marketenderin heißt Nanni, aber net Jule.“ Doch heißt noch eine Straße Strada Cappelletti und der alte Palast des Geschlechts, in welchem Julia geboren wurde, trägt, heutzutage freilich ein Weinhaus, noch das Familienwappen, den Hut, eingemeißelt über der Thür. Bekanntlich liegt der Shakespeare'schen Tragödie eine Novelle und dieser Novelle eine geschichtliche Begebenheit aus der Stadtgeschichte von Verona zu Grunde. „Escalus, Fürst von Verona,“ diese nur skizzirte, aber fein skizzirte Gestalt, ist

kein anderer als Bartolomeo della Scala († 1304) aus dem Herrschergeschlecht der Scaliger, deren stolze Denkmäler in Stein und Erz bei der Kirche Sancta Maria antica prangen.

Von den fünf Figuren ist die des Can Signorio (von Campiglione) die bedeutendste, das Schönste aber ist der Gesammteindruck der sämmtlichen zu einem wahren Familienmonument vereinten von einem Gitter, das ein Kunstwerk für sich ist, umschlossenen Gestalten. „Il monumento“ κατ' ἐξοχήν, wie die Veronesen das Mausoleum nennen, liegt nahe bei dem Rathhaus (Palazzo del consiglio) auf der schönen nur von Palästen gebildeten Piazza dei Signori, dem Schauplatz all der Kämpfe mit Wort uud Schwert, der Züge und Feste, welche die Geschichte Verona's vom 12. bis 15. Jahrhundert so reich beleben. In dem Rathhause befindet sich die Pinacoteca, eine Sammlung von Gemälden, die meist früher Klosterkirchen angehörten. Hier nennen wir darunter nur einen Tizian: „die Uebergabe der Stadt an den Dogen von Venedig“; der größere Theil des Bildes mag von Bonifazio herrühren, doch die prachtvollen Köpfe bekunden den Pinsel des Meisters von Cadore, welcher uns sofort von hier nach dem Dome lockte, auf dessen erstem Altar zur Linken seine wunderschöne „Assunta“ („Himmelfahrt Mariä“) prangt. Das Bild ist weniger glühend und begeistert empfunden, als die berühmte zweite Assunta in der Kirche dei Frari zu Venedig, aber der tief innerliche Ausdruck der mächtig erschütterten Apostel ist unvergleichlich. Der gothische Dom mit seiner spät-romanischen Façade hat ein prachtvolles Portal; hinter den von Greifen getragenen Vorderseiten treten Reliefgestalten aus dem Kreise der Karlssage hervor und, wie Burckhardt mit Recht hervorhebt; ist überhaupt die schöne, malerisch glückliche Behandlung der Außenseite ein Hauptvorzug der einschiffigen Kirchen von Verona. Aber auch das Innere der herrlichen Kirche Santa Anastasia machte einen ergreifenden Eindruck, als wir am Spätabend in die festlich geschmückte

und mystisch beleuchtete Wölbung traten, in welcher eine dichtgedrängte Menge dem Chor von erlesenen Sängern nach dem ambrosianischen Ritus unisono respondirte. Es war ein höchst einfaches, aber höchst harmonisches Motiv von Paläſtrina, welches mit stets wiederkehrenden Variationen länger als eine Stunde wiederholt wurde. Aber welcher Wohlklang dieser welschen Stimmen und welche Kunst weichen Vortrags auch bei diesem Haufen von zufällig vereinten Stimmen Tausender aus allen Ständen! Wie verschieden davon der rauhe, harte und doch auch so innig ergreifende Gesang der protestantischen Gemeinde, wenn sie ein Lied Paul Gerhardt's oder Luther's anstimmt! In jener Abendstunde in Santa Anastasia, im Anblick des mystischen Halbdunkels des Schiffes, der Blumenkränze und seidenen Teppiche an den Säulen, umschwebt von den Wolken des Weihrauchs und den Wellen süßesten Gesangs, empfand ich tiefer als je den Zusammenhang des Katholicimus mit romanischer Art und den mächtigen aber fremdartigen Zauber, welchen dieser Cultus auf die gebildeten Sinne des süddeutschen Bauers üben muß, dem er eine Fülle von unerhörten Genüssen bietet und dieselben erhöht, indem er sie als geheiligte und gottgefällige Empfindungen darstellt.

Ein langer Weg ist es, den wir am andern Morgen von dieser Kirche und unserm dicht daneben gelegenen Hotel, den sehr empfehlenswerthen Due Torri, im Herzen der Stadt nach der berühmten Basilika San-Zenone zu machen hatten, die in der gleichnamigen Vorstadt im fernen Nordwesten liegt. Doch bietet er den Vortheil, daß man dabei die meisten kleinern Sehenswürdigkeiten im Vorbeigehen besuchen und das Gesammtbild der Stadtanlage aufnehmen kann, deren ganze westöstliche Ausdehnung von Castell San-Pietro bis San-Zenone ich auf diese Weise wiederholt durchmessen. Am Wege liegen hier die Porta di Borsari und der Arco dei Leoni, römische Triumphbogen aus dem 3. Jahrhundert, nicht ohne die Künstlichkeit, aber auch nicht ohne die raffinirte Zierlichkeit einer übersteigerten und schon stark gesun-

kenen Cultur; ferner das Schloß der Scaliger (Castello vechio,) jetzt das ältere Arsenal, eine Trutz- und Zwingburg mitten in der Stadt, wie sie die Signori jener Jahrhunderte liebten und brauchten, die kunstvolle Etschbrücke, Ponte di Castello, die Porta Stuppa, das schönste der schönen Thore von Verona, welche der große San Michele im 16. Jahrhundert gebaut, der in seinen Festungsbauten von Ruhm höchster Stärke mit dem nie gesehener Schönheit zu vereinen wußte. Endlich rechts abbiegend erreichten wir die merkwürdige Kirche des heiligen Zeno. An das Schiff, (welches um ein Bedeutendes älter als der Chor) schließt sich auf der Nordseite ein Kreuzgang, zu dem einige Stufen hinunterführen; sein Gewölbe, von schlanken Doppelsäulen getragen, bildet wol den ältesten Bestandtheil der Basilika es soll schon 1120 einer Erneuerung bedurft haben, wie seine Inschrift besagt. Von sehr hohem Alter ist jedenfalls auch das Marmorbild des Heiligen, der Bischof von Verona und Schutzpatron der Fischer ist, weßhalb er neben dem Bischofsstab eine Angelruthe trägt, an der ein Fisch von Silber hängt. Aber die Façade der Kirche ist wieder von hoher Schönheit; die Thürflügel des Portals, ein Weihgeschenk deutscher Ritter, sind aus zahllosen kleinen ehernen Platten mit erhabener Arbeit zusammengesetzt, von denen viele dereinst Schild, Helm und Harnisch der Stifter geziert haben sollen. Die Vordersäulen werden von rothen Marmorlöwen getragen und die Steinreliefs neben denselben, biblische und profane Geschichten darstellend, sind von sehr alter und charaktervoller Arbeit.

Wie das Castell San-Pietro und San-Zenone die westöstlichen, so bilden die beiden Kirchen San-Giorgio in Braida und San-Fermo Magiore die südnördlichen Pole für den Fremden: auch nach dieser Richtung durchmaßen wir die Stadt, von der wir uns kaum trennen konnten. Das Altarblatt der ersteren Kirche ist ein sehr schöner Paolo Veronese, ein Martyrium des heiligen Georg, frei von all der naturalistischen Häßlichkeit solcher Stoffe von „Blut

und Eisen," und in San-Fermo bewunderten wir nicht minder als die malerische mit Marmor und Backstein geschmückte Façade die tief braune Holzdecke im Innern von Eichen- (oder Nußbaum?) Holz mit ihren Heiligenbildern.

Aber es drängte die Zeit, Abschied zu nehmen von Verona. Das kann man nirgends anderswo als in der Arena: und noch eine schöne Stunde verträumten wir in dem alten Römerbau, von seinen obersten Stufen das schöne Land betrachtend und diese schicksalsreiche Stadt.

IX.

Nach Venedig.

Die Eisenbahn, die in weniger als vier Stunden von Verona nach der Lagunenstadt fährt, durchschneidet ein äußerst fruchtbares und sorgfältig angebautes Land — der Lombarde ist ein vortrefflicher Bauer, sehr verschieden darin vom Römer und Neapolitaner. Reisfelder und Rebgärten, Maulbeerhaine und Maisäcker und ausgedehnte Pflanzungen von Obstbäumen wechseln in unaufhörlicher Folge; jede Gruppe des Anbaues pflegt von jenen kleinen Canälen und Wassergräben umgrenzt zu sein, deren geschickte Anlage und fleißige Erhaltung zur richtigen Vertheilung von Nässe und Trockne schon im Mittelalter den Ruhm und den Reichthum des Landes gebildet hat. Die Gesetzgebung der Städte nahm sich eifrig der Genossenschaften an, welche sich zu diesen Zwecken vereinten, und stattete sie mit wichtigen Privilegien und starken Zwangsrechten gegen ihre Mitglieder aus. In der Nähe von Verona überwiegt noch das Hügelland, dessen Höhen von den alten Schlössern der Gewalthaber in dieser Gegend gekrönt sind; so Castell-Soave und Castell-Michele, schöne und sichere Wohnsitze der Scaliger. Bald darauf folgt Arcole, von dessen Brücke die Franzosen fast allzuoft erzählen, und der lange Bogengang des Monte-Berico vor Porta Lucia, um welchen am 11. Juli 1848

mörderische Kämpfe der Piemontesen und Oesterreicher tobten. Leider konnte ich nicht in dem schönen Vicenza anhalten, und die Kirchen, Paläste, Brücken, Theater besuchen, mit welchen der dankbare Meister Palladio die Vaterstadt geschmückt hat. Doch führte mir das Glück, welches mich auf dieser ganzen Fahrt begleitete, hier einen äußerst erfreulichen Fund in die Hände. Es stieg ein deutscher Beamter von Vicenza zu mir in den Wagen und da ihm einige meiner Fragen und ein aus seinen Antworten fortgesponnenes Gespräch den Zweck meiner Reise mittheilten, an den Archiven von Ravenna und Mailand Studien über ältere germanische Geschichte, namentlich auch über germanische Ansidlungen von Langobarden &c. und ihren Rechtsverhältnissen in Italien zu machen, theilte er mir freundlich mit, daß er, wiewol Laie in diesem Gebiet, doch manche glückliche Entdeckung im Laufe seiner zehnjährigen Sammlungen und infolge seines ununterbrochenen, persönlichen Verkehrs mit den Bauern aus allen umliegenden Landschaften gemacht habe.

Der Mann war nämlich mit großem Fleiß allen Spuren deutscher Dialekte nachgegangen, die sich von den bekannten sogenannten „sette communi“ erhalten haben, den sieben deutschen redenden Gemeinden, welche oasenhaft mitten unter italienisch sprechenden Nachbarn im Thale von Asiago liegen, und deren Sprache bekanntlich ehedem für kimbrisch gehalten wurde, nunmehr aber längst als dem oberdeutschen Zweig zugehörig erkannt ist. Mein Gewährsmann hat eine sehr reiche Sammlung von solchen Wörtern der fraglichen Mundart angelegt, welche aus naheliegenden Gründen von den Gelehrten, die sich mit der Sache beschäftigten, wenig oder gar nicht in Betracht gezogen worden waren, nämlich von Eigennamen der Personen, Geschlechter, Bauernhöfe, Häusergruppen, Flüsse, Gewässer, Berge, Hügel, Thäler, Ackergruppen, Dörfer und anderer Oertlichkeiten, ferner eine Liste aller Seelsorger in der Provinz Vicenza von 1325 an, endlich — leicht das Interessanteste — ein kleines Wörterbuch der Schimpf-, Spitz- und Spottnamen deutscher Wur-

zel, welche in der Umgegend vorkommen. Wäre nun diese Sammlung an sich schon eine sehr willkommene Bereicherung unserer Kenntniß der vielbesprochenen Mundart, so gewinnt sie noch viel höhere Bedeutung dadurch, daß der Sammler behauptet, und sofort durch die Aufzeichnung der Ortsnamen beweist, daß sich diese sporadischen deutschen Sidelungen weit über den gewöhnlich angenommenen Umfang hinaus, weit über das Gebiet der sette communi nach Süden hin erstrecken und namentlich bis vor einigen Jahrzehnten erstreckt haben. Schmerzlich und bitter klagte der patriotische Mann darüber, daß, während die welsche Propaganda eine ganz unglaubliche Rührigkeit entwickle, die Deutschen zu entnationalisiren, kein Geld und kein Mittel der Güte und des Druckes scheue, die deutschen Männer auszukaufen und Ehen unter den Deutschen sowie die Einwanderung deutschen Nachschubs aus Tirol &c. zu verhindern, die Regierung, welche doch wahrlich Veranlassung gehabt hätte, diese Grenze mit deutschen Elementen zu decken, viele Menschenalter hindurch auch nicht das Mindeste gethan habe, diese vorgeschobenen Posten Deutschlands vor der Verwelschung und Zurückdrängung zu schützen. Langsam, aber sicher und jetzt schon gar nicht einmal mehr langsam, sondern zum Erschrecken rasch überwältigt und verzehrt die welsche Flut diese germanischen Inseln, wie die heiße Sonne des Südens ein paar Stücke trotzigen Eises, die noch am Mittagsabhang der Alpen haften wollen, unvermeidlich schmelzend auflöst. Mein rasch gewonnener Freund, dessen Bescheidenheit sich ausdrücklich die Nennung seines Namens verbeten hat, versprach mit großer Liebenswürdigkeit, mir sein ganzes ziemlich umfangreiches Material zur Verfügung zu stellen, da er es doch nicht zu sichten und zu verwerthen wisse. Und er hielt Wort: er schickte mir seine Sammlungen nach Venedig nach und ich war freudig erstaunt über die Menge neuer und wichtiger Notizen, welche sich freilich neben mancher unbrauchbaren und oft unrichtigen Aufzeichnung darin fanden.

Selbstverständlich muß ein solcher Stoff einer Fachzeitschrift zugewiesen werden, doch kann ich mir nicht versagen, Ihnen einige Proben mitzutheilen von den echt deutschen Wurzeln, welche so tief im fernen welschen Lande stecken.

Alte Geschlechtsnamen: Arbeit in San Giacomo di Lusiana, Auer in Valli, Bau in Cusuna, Bech in Enico, Balzer in Bassano, Brum, Brun, Bölsterle ebenda, Costermann in Arsignano, Dal Brun in Schio, Danduro in Thiene, Eberle in Vanzimuglio, Ekle in Schio, Feder, Federle in Gallio, Ronchi in Trotte, Finco, Franco in Asiago und Marostica, Geigar in Durlo, Ganzer in Cismo, Gotter in Crispa Doro, Graber, Grasser, Gruber in Roano. Enico, Zano, Kunich in Recoaro, Motterle, Mutterle in Arzignano und Thiene, Maule, Musele in Canove, Valstagna, Padur in Posine, Pompele in Gallio, Pozzer in Piano, Prunner in Castelletto, Rainer in Ccrealto, Schiesserle, Schmiderle (Smitarello), Segafredo, Spilere, Sterchele, Stocker in Predipaldo, Caltagno, Sossano, Valdagno, Marostica und Recoaro, Taizler in Schio, Vitiman in Bassano, Wanger ebenda, Xausa, (Sausa) in Saludo, Zaupe in Porabono, Zengere in Valdagno. Von all diesen Familien steht fest, daß sie seit Jahrhunderten in diesen bezeichneten Orten wohnen. Ich füge noch eine Blüthenlese aus den Spitz- und Uebernamen bei, welche, im vertrauten und lokalen Verkehr aus Scherz und Neckerei entstanden, sich mit Personen und Gutsnamen und zwar mit italienischen wie mit deutschen verbinden: der Lüs (von Leise), Puscher, Schacher, Tüll, Töpferle, Kaberlaber, Calputz, Schroatta, Fiöphelö, Goassar, (Geißer, Geißhirt), Streit, Buchs, Toll, Pasch, Poll, Pflanzer, Stival, Groß, Gaigher, Holla, Stumpf, Bophel, Tanz, Melterer, Rauschan, Tekule, Sternle, Cockelo, Ragabusch, Sockele, Nickel, Plonz, Sirick, Raupler, Sticherle, Tummeler, Pupferle, Zahnele, und dieser nämliche Bauer, der eigentlich Serrate heißt und von seinen großen vorstehenden Zähnen seinen deutschen Spitznamen erhielt, heißt italienisch zugleich maladente.

Diesen merkwürdigen Spuren echt deutscher Sidelung in bisher für völlig welsch erachteten Gegenden sowie den Versuchen romanischer Umbildung nachzugehen, war mir vom höchsten Interesse, und vieles zeichnete ich nach dem mündlichen Bericht meines Gewährsmannes sofort auf, sodaß mir die Fahrt von Vicenza durch das schöne Padua und über die Brenta, deren Wasser auch schon oft blutig roth geflossen, sehr kurz erschien. Doch versäumte ich nicht, den schönen Anblick, welchen bei Ponte di Brenta zur Linken der Alpenkette, zur Rechten die vulkanischen Hebungen der Euganeischen Berge gewähren. Schon lange vor Mestre sieht man zur Linken die Lagunen und dahinter das offene Mer, welches, hier stets mit zahlreichen Segelschiffen und Dampfern belebt, bei dem ersten Wiedersehen immer seinen mächtigen Eindruck macht. In der That, der Anblick eines großen Segelschiffes, das mit all seiner Leinwand vor dem Winde geht, ist für uns Binnenländer stets wieder ein Wunderding: das glatte, lautlose, und doch so rasche Dahinschweben der weißen Wolkengestalt auf dem Wasserspiegel hat etwas Geisterhaftes.

Und es war ein wunderschöner Sommerabend, als ich meinen Einzug in Venedig hielt. Das schon viel gepriesene Glück dieser Reise fehlte auch hier nicht und führte mich in die Lagunenstadt in einer Stunde, in welcher Luft und Beleuchtung und die ganze Stimmung der Natur so günstig wie nur irgend möglich waren; der Zauber der wundersamen Wasserfeste muß bei trübem Regenwetter sehr verlieren uud die zerbröckelnden Mauern der Palastruinen können alsdann nicht die Poesie, nur den Jammer des Verfalls ausdrücken. An jenem Abend aber strahlte Luft und Land und Mer im hellsten Glanz der Sonne, welche sich zu einem prachtvollem Untergang in Gold und Purpur neigte, während wir an Mestre und dem vielumkämpften Fort Malghera vorbei über die große Eisenbahnbrücke von 222 Bogen und fast einer Wegstunde Länge fuhren, welche allein Vene-

dig mit dem festen Lande verbindet, und den Ruhm der längsten und schönsten Brücke der Welt hat.

Im Bahnhof ist es nicht eben leicht, sich durch das Gedränge in den schmalen Räumen ins Freie zu den Gondeln durchzuarbeiten. Endlich saß ich mit einem hochzeitreisenden jungen Paar aus Schwaben in einem der stadtüblichen Stellwagen zu Wasser und nun bogen wir alsbald aus der Sana di Santa-Chiara in den Canal grande, dessen ganze Sförmig gewundene Ausdehnung wir zu durchmessen hatten, um zu unserm Hotel am Marcusplatz zu gelangen. Welch prachtvoller Anblick! Sowie unser Schiff die Richtung von Westen nach Osten nahm, hatten wir gerade im Rücken die untergehende Sonne und daher war der ganze Prospect vor uns, Wasser, Brücken und die ununterbrochene Reihe von Palästen, in seltenster und günstigster Abendbeleuchtung. Warm und weich sah das mürbe braune Marmorsteinwerk der verödeten Paläste, jenes eigenthümliche Braun, welches ich nirgends gleich, höchstens ähnlich am Schloß zu Heidelberg, gesehn habe. Nie zuvor noch nachher hat mir der Canal einen ähnlichen Eindruck gemacht wie an jenem Abend des ersten Wiedersehens. Während sonst eine unaussprechliche Traurigkeit an den Wänden der verlassenen Häuser haftet und man ihrem kalten, schmutzigen Ton anfült, daß sie innen seit langen, langen Jahren leer, still, unbelebt sind, schien an jenem Abend das warme, satte, rothe Licht eine Stunde der alten Herrlichkeit Venedigs, eine Stunde aus der Zeit der Dandolo und Loredan zurückgezaubert zu haben; der Canal sah wie ein Tizian aus, von welchem die Figuren auf einen Augenblick verschwunden waren: aber Raum, Farbe, Stimmung waren geblieben und ich erwartete, sie sofort wieder auftauchen zu sehen, jene farbenstrahlenden, lebenglühenden Gestalten, wie sie seine großen Canalfeste beleben, Senatoren und Nobili, Priester und Doctoren, nicht zu vergessen Türken und Moren, Matronen und Fräulein, und jene reizend unverschämten Pagen in Atlas und Seidensammt.

Vom Hotel eilte ich sofort auf den Marcusplatz, die letzten Reste der Abendbeleuchtung auf die Riva dei Schiavoni und die Piazetta fallen zu sehen.

Denn es ist nun einmal für eine Landratte poetischer Natur immer ein Zauberanblick, das weiße gebauschte Segel eines Meerschiffs im Abendlichte glänzen zu sehen; ich traf es gut, der Hafen war ziemlich voll und bot ein schönes Bild. Langsam schlenderte ich auf den St. Marcus zurück, den ich nicht mehr verließ und auf dem ich den größten Theil meines mehrtägigen Aufenthalts verträumte. Unleugbar hat der Handel Venedigs, der Wohlstand seiner Bürger und der Flor seiner Industrie, ungeachtet der ungünstigen politischen Verhältnisse, unter der Herrschaft Oesterreichs, welches, abgesehen von den Maßregeln gegen die Revolution, alles that und thut, die Stadt zu heben, bedeutend zugenommen. Das beweisen die statistischen Belege, aber auch der oberflächliche Vergleich der Kaufläden am St. Marcus und der Merceria, wie sie jetzt sind und wie sie vor Decennien waren, zeigt es ebenfalls. Der Luxus und die Eleganz haben sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrt; natürlich wäre dies unter günstigern politischen Umständen in noch höherm Maße der Fall. Ich bewunderte immer von Neuem den wahrhaft künstlerischen Geschmack, welchen die echten „Venetianerwaren", die Arbeiten in Silberfiligran, in Korallen, in Perlen, in Muscheln und Mosaik bekunden. Mit Selbstgefühl zeigen die Kaufherren unter den Colonnaden des Marcus neben den einheimischen Fabrikaten in diesen Zweigen die theuersten und modernsten Concurrenzartikel aus Paris, Lyon und Marseille auf; es ist nicht zu sagen, wie unendlich fade und unbedeutend die raffinirtesten französischen Arbeiten neben den echt italienischen aussehen, welche fast immer ein künstlerisches, individuelles Gepräge tragen. Der an Tausend und eine Nacht und den Bazar von Balsora gemahnende Glanz dieser Arcaden des Mercur wird übrigens jetzt ganz ausnehmend erhöht durch die Gasbeleuchtung, welche erst nach meinem frühern Besuch eingeführt worden.

Die Lebhaftigkeit des Fremdenverkehrs indessen und auch das Gedränge der Einheimischen in den Bogengängen und Cafés des Platzes schien mir abgenommen zu haben; ob dies der regelmäßige Zustand und die Folge der italienischen Verhältnisse oder ob in dieser Jahreszeit die Saison schon als verstrichen anzusehen ist, weiß ich nicht. Doch vermißte ich namentlich die bunten, auffallenden Gestalten der Orientalen, welche sonst in einem der Cafés an der Südseite des Platzes — ich glaube, Aurora hieß es — mit fatalistisch gekreuzten Beinen auf reichen Polstern zu sitzen und in ihrer einsilbigen Ataraxie einen merkwürdigen Gegensatz zu den lärmenden Italiern um sie her zu bilden pflegten.

Aber auch ohne Turban und Kaftan gemahnt dieser San Marco, wenn nach dem Auftauchen der zweihundert Gasflammen in einer lauen Sommernacht die Colonnaden, der Platz und die Piazetta sich gemach zu füllen pflegen, mächtiger an eine Scene aus Tausend und eine Nacht, denn an irgend eine Vorstellung der Wirklichkeit. Jeden Abend fand ich mich bei Sonnenuntergang ein und die Sterne der Mitternacht sahen mich zögernd scheiden. An dem Abend, da die unvergleichliche Militärmusik von drei österreichischen Regimentern eine unzählige, wogende Menschenmenge auf dem Platz versammelt hatte, zeigte sich, wie sehr diese architekturreiche, füllende Staffage erfordert, aber zugleich, wie diese gewaltigen Räume auf eine gewaltige Bevölkerung angelegt sind. Venedig zählte in der Zeit seiner höchsten Blüthe 250,000, heute 125,000 Einwohner, (1797, in dem Augenblick der Aufhebung der Republik gar nur 95000). Wenn ich erwäge, daß an jenem Abend alle Arcaden und die Bänke vor den Cafés von Spaziergängern und Sorbetschlürfern gefüllt, daß die drei Musikbanden von einem dichten Kreis von Zuhörern umringt, daß außerdem Tausende von wandelnden, sitzenden, liegenden Menschen auf der Piazetta und dem Platz zerstreut waren, und daß endlich die regelmäßigen passegianti nach italienischer Sitte in 5 oder 6 regelmäßig von Osten nach Westen und umgekehrt wie in einer

Procession ziehenden Menschenstreifen Corso machten, von denen jeder gewiß aus tausend Köpfen bestand, so finde ich 10—12,000 als das Minimum der Menschenzahl, welche damals den Raum vom Atrio (der fabbrica nuova) bis zu den in das Wasser des Piazettakanals führenden Stufen belebten. Und doch sah der Platz leer aus und doch hatte diese Menschenmenge nur die Wirkung, die Lücken, die leeren Stellen recht empfindlich zu machen. Die ganze nördliche Hälfte des Platzes war so gut wie leer, die solenne passeggiata und die Masse der Zuhörer erfüllte nur die Südseite, wo die Musik spielte. Dieser mein Bericht von der Anziehungskraft der österreichischen Militärmusik steht scheinbar in Widerspruch mit der schnöden Ablehnung, welche das patriotische Venedig gegenüber der fremden Beherrschung und ihren Attributen beobachten soll. Aber nur scheinbar. Denn die „Patrioten" gehören in Venedig wie in ganz Italien der Aristokratie und dem unabhängigen Hochbürgerthum an — und unter den vielen Tausenden, in deren Gewoge ich mich mischte, sah ich auch nicht einen Repräsentanten dieser Stände. Weitaus der größte Theil der passeggiata gehörte dem vierten Stande an: Schiffer, Fischer, kleine Handwerker, Tagelöhner mit ihren Familien; die besser Gekleideten waren doch nur der Mittelschichte des Bürgerstandes angehörig, Kaufleute und Geschäftsleute aller Art, welche von der Regierung vielfach abhängig sind. Die wenig zahlreichen Herren und Damen von feiner Erscheinung erwiesen sich auf den ersten Blick als Fremde oder als deutsche Civil- und Militairbeamte. Diese Beobachtungen, welche sich in Italien vermöge des scharf ausgesprochenen Unterschiedes der Stände in Kleidung und Auftreten leichter als in Deutschland machen lassen, wurden mir von den in Venedig lebenden Landsleuten, mit denen ich verkehrte, einstimmig bestätigt. „Sie werden unter diesen Tausenden von Frauen nicht eine „donna gentile" italienischer Abstammung finden," sagte man mir, „die Männer, welche sich nicht durch Fern-

bleiben zu compromittiren wagen, lassen wenigstens ihre Frauen zu Hause."

Ich kann nur bestätigen, daß die Stimmung in Venedig schwül und drohend scheint. Während ich auf der ganzen Reise in keiner italienischen Stadt die Abneigung gegen die Deutschen zu empfinden, sondern überall die freundlichste Behandlung zu rühmen hatte, obwol ich mich natürlich immer als Deutschen zu erkennen gab, ist mir allerdings zu Venedig bei mehr als einer Gelegenheit des Verkehrs mit Italienern aus den unabhängigen Ständen eine brüske Abfertigung widerfahren, die direct gegen die höflichen Formen welscher Lebensart verstieß und hart an die Grenze des Beleidigenden streifte. Ich erinnere mich sehr gut eines Bankiers, dem der Republikanismus unverkennbar auf dem Brutuskopf geschrieben stand und von welchem ich nur deßhalb ohne eine sehr deutsche Antwort auf seine ablehnende romanische Grandezza Abschied nahm, weil ich mir unwillkürlich seinen Kopf unter der Scharlachmütze eines tizianischen Senators denken mußte. Wie weit diese Stimmung auch in den niedern Ständen vertreten ist, kann ich nicht sagen; in der Weinschenke von Giacomuzzi (wo ich den köstlichen Cyprier und die altvenetianische Einrichtung des Lokals gleich eifrig und oft bewunderte) hörte ich einmal einen politischen Streit zwischen Arbeitern und Gondolieren über den Papst, Garibaldi und „il governo", der mit Schlägen zu enden drohte. Da schlug die Glocke und plötzlich standen die Arbeiter, welche gegen Garibaldi gesprochen, auf, und gingen — und die zurückbleibenden Gondoliere lachten höhnisch: „Ahi sono bene pagati all' arzanale!" Die Gondoliere scheinen überhaupt sehr patriotisch zu sein; mein Freund Stefano hatte nicht nur seinen Buben Garibaldi getauft, er erzählte mir auch die Belagerung vom Jahre 1849, bei der er verwundet worden war, mit glühender Begeisterung für Manin und meinte zuletzt, man könne an keinem Morgen wissen, ob nicht der Abend il Garibaldi bringe.

So geschwind wird es nun freilich nicht gehen; doch

konnte ich nicht umhin, wenn ich durch die Lagunen gondelte oder die engen, schmalen, winkeligen Kirchenplätze, die dünnen Streifen Trottoirs vor den Freitreppen der Paläste entlang schritt, mir diese Räume als Schauplatz eines wüthenden Straßenkampfs zu Wasser und zu Land vorzustellen. Wenn die Luken in diesen verödeten Marmorhäusern zu Schießscharten werden und über diese brusthoch ummauerten Canalbrücken hin das Handgemenge wogt, wenn in diesem Labyrinth von Gäßchen und Gräben fechtende Haufen sich drängen und verfolgen, das müßte einen Verein von Architektur- und Schlachtenmalerei geben sondergleichen. Solche Scenen wären die rechte Staffage auch für den Marcusplatz. welcher so nothwendig ein anderes Costüm der ihn belebenden Menge fordert: unsere moderne Männerkleidung sieht nirgend armseliger und nüchterner aus als in diesem rings von Poesie umschlossenen Raum. Am besten stände noch die italienische Frauentracht mit Schleier und Venetianerhut, welchen man aber nur bei den Blumenmädchen in echtem Stil findet, zu dieser Umgebung.

Schon aus diesem Grunde ist Abend und Nacht die günstigste Zeit für den Genuß Venedigs im allgemeinen und des San Marco zumeist: der Gegensatz der modernen Menschen mit ihrer antimalerischen Tracht wird bei hellem Tageslicht jede feinere Empfindung verletzen. Aber wie staunte ich, als ich am ersten Abend von einer späten Gondelfahrt zurückkehrend um die Südecke der Dogana bog und die ganze Riva dei Schiavoni und die Balustraden der Piazzetta in silbernem Mondlicht vor mir lagen. So hatte der freundliche Hermes, welcher alle meine Schritte auf dieser Reise begleitete, mich auch ohne meine Berechnung gerade zur Vollmondzeit nach Venedig geführt, und in der That, das war des Dankes werth; denn Venedig im Mondlicht ist wirklich Venedig im Superlativ. Der phantastische Eindruck dieser Kirchen, Hallen, Brücken, Canäle, Erker, Balcone, Treppen, Höfe, Säulen in der silbernen Beleuchtung des Mondes ist gar nicht zu vergleichen mit

dem schmutzigen, oft trübseligen Aussehen derselben Gegenstände und Räume bei dem grellen Licht des italienischen Morgens. Alles Störende, Prosaische, Widersprechende ist ausgelöscht und nur die Schattenprofile und die blendenden Lichteffecte der Architekturen fallen ins Auge. Neben dem Canale-Grande und einzelnen ganz frappanten Partien in kleinen bei Tage ganz unansehnlichen Canälen gewährt entschieden die Piazzetta, wenn man dem Marcusplatz den Rücken wendend südöstlich rasch nach der Riva hinblickt, das herrlichste Nachtbild. Die Masten der Schiffe und die Steinterrassen machen hier einen zauberischen Effect; auf dem Marcusplatz selbst verschwindet die Mondbeleuchtung zu sehr vor dem Gas. Bis tief in die Nacht saß ich, von der lauen, weichen Luft, die der Merwind brachte, umhaucht, und ward nicht müde, mit Aug' und Ohr die Wunder dieser Räume einzunehmen. Das Gewoge der Menschen um mich her nahm allmählich ab, aber unermüdlich sang und sang die Nachtigall dieses Zauberorts, eine Straßensängerin, dergleichen ich nie wieder gehört, ihre süßen, weichen Melodien aus Rossini, Bellini und Verdi. Die berühmte Rachearie Romeo's mußte sie dreimal dacapo singen; die Italiener um sie her waren ganz außer sich vor Begeisterung, und ich muß gestehen, daß ich selten eine schönere Stimme, niemals aber eine solche Glut des dramatischen Vortrags gehört habe. Ich erfuhr später, daß ein florentinischer Impresario diese „Filomela di San-Marco“ wie man sie nannte, hier unter freiem Himmel singend entdeckt und sofort von der Straße weg als Primadonna engagirt habe; sie aber ließ es sich nicht nehmen, die Zeit noch auszuhalten, auf welche sie sich der Gesellschaft von Straßenmusikanten verpflichtet hatte: sie war der Liebling des Publikums von San-Marco geworden und wollte dankbar und zögernd von ihm Abschied nehmen.

X.

Nach Ravenna.

Dankbar und zögernd nahm auch ich von Venedig Abschied. Doch durfte ich nicht säumen, da mein Weg mich einmal aus äußerer wie innerer Nothwendigkeit nach Ravenna führte. Aus äußerer: um in den dortigen städtischen und kirchlichen Archiven Urkunden und Handschriften zu vergleichen zum Zweck einer wissenschaftlichen Arbeit; ich hoffte, so neue Quellen für die Gothen- und Langobardenzeit daselbst zu entdecken. Aber mächtiger noch zog mich ein innerer Drang der Phantasie nach der „Rabenstadt", ohne Zweifel neben Rom eine der geschichtlich merkwürdigsten Stadt Italiens. Wie sich meine Studien am meisten und liebsten in jene wunderbare Zeit vertiefen, welche man den Uebergang der Antike in das Mittelalter, das Vormittelalter, nennen mag, in jene Zeit, in welcher Sprache, Sitte, Kunst, Recht und Staat sich die aus Classischem und Barbarischem zusammengesetzten Grundlagen unserer ganzen Culturgeschichte bildeten, so verweilt auch meine künstlerische Träumerei, Anschauung nnd Production mit besonderer Liebe bei jenen hoch poetischen Gegensätzen von Cultur und Unmittelbarkeit, Fäulniß und Urfrische, Romanischem und Germanischem, Süd und Nord, Christenthum und Heidenthum, welche sich seit den Zeiten der Völkerwanderung in den jungen Germanenreichen auf römischem Boden begegnen, abstoßen, anziehen und vermischen. Es reizt mich immer wieder, auf Grund dessen, was die gelehrte Forschung festgestellt, fortzubauen mit der Phantasie dasjenige, was nie mehr gewußt, nur geahnt, geträumt, gedichtet werden kann. Und da sind es vor allem die edlen Ostgothen und ihr kurzes tragisches Reich in Italien, was die Sympathie in Anspruch nimmt. Phantastischer noch freilich ist das Bild der gelblockigen Vandalen Genserich's, welche in den Wüsten Afrika's Löwen und Leoparden jagen. Aber der Charakter des Stammes ist nicht

so liebenswürdig; ebenso sind die Erben und Rächer der Ostgothen in Italien, die Langobarden, unerachtet manches schönen Zugs in ihrer Heldensage, doch zu rauh und gewaltthätig, um zu gefallen. Bei den Franken aber wird das Schöne und die Poesie von der großen welthistorischen Wichtigkeit ihrer Geschichte als der Vorbereitung des deutschen Reichs erdrückt: die Westgothen bieten das nicht erfreuliche Bild bigotten Religionshasses und erst in den Kämpfen gegen die Mauren vom 9. Jahrhundert ab erblüht die Poesie ihrer Geschichte. Das Ostgothenreich dagegen, von dem edelsten Germanenstamm durch den größten König seiner Zeit auf dem Edelsitz der alten Welt, „im Blüthengarten der Welt" errichtet, von einem genialen Idealismus verwegen mitten unter feindliche Elemente hineingebaut, von einem tragischen Verhängniß zu reichstem Flor und schnellstem Untergang bestimmt, ohne bleibende Spur versunken in den „Weltschutt führenden" Tiber, erscheint wie ein Roman der Weltgeschichte, wie ein schönes Luftschloß der jugendlichen germanischen Menschheit, wie ein von der Wirklichkeit eigens für die Poesie bereiteter Stoff. Mich verlangte von Jugend auf, die Stadt zu sehen und den Palast, wo Dietrich von Berne den Herschild aufgehängt und mit Macht und Weisheit gewaltet hat, um deren starke Mauern Odovakar, Theoderich, der wackre Vitichis und der Löwe Belisar, jeder mit anderm Heldenmuth, gekämpft, in deren Basiliken und Mausoleen die byzantinischen Herrscher jener Tage unversehrt aus dem goldenen Mosaik herniederschauen, wo Amalasvintha geherrscht und die schöne Matasvintha gelitten und gefrevelt.

Aber diese Stadt, Jahrhunderte lang neben Rom die wichtigste des Abendlandes, ist dermalen wie vergessen von der geschäftigen Mitwelt. Bis zu dem Spaziergang Cialdini's und dem Fiasco Lamoricière's im Herbst 1861 Hauptstadt einer päpstlichen Delegation, war die alte Umbrerstadt mit in den tiefen Torpor versunken, in welchem der ganze Kirchenstaat lag und liegt. Daher besteht denn

auch keine bequeme Verbindung mit anderen Hauptpuncten. Und ich wußte lange nicht, wie ich am wenigsten unbequem an das Ziel meiner Sehnsucht gelangen könne. Die Dampfschiffe, die von Venedig oder Triest nach Ancona gehen, rauschen stolz an der versandeten Bucht von Classe, der Hafenstadt von Ravenna, vorüber, in welcher ehedem 500 römische Galeren Kielraum hatten. Den Güterdampfern aber, welche der Lloyd den Dienst auf dem Po versehen läßt, mich anzuvertrauen, stellte man mir als sehr zeitraubend und sehr fiebergefährlich dar. So blieb mir denn nichts übrig, als mit der Eisenbahn nach Padua zurück und von da mit der sehr ungelegenen Gelegenheit eines Nachteilwagens über Rovigo an die ehemalige piemontesische Grenze zu gehen, d. h. an ein armseliges Nest von einem italienischen Dorf am Ufer des Po, Ponte di Lago Scuro genannt, welches blos dadurch erträglich wird auf Gottes Erdboden, daß es Station der Eisenbahnlinie Ferrara-Bologna ist, so daß man ihm mit Dampf enteilen kann. Von Bologna nach Ancona geht Eisenbahn und ich hoffte, in jener Stadt bestimmt erfahren zu können, an welcher Station dieser Route man eine Verbindung, d. h. eine Diligenza nach Ravenna antreffe.

So fuhr ich denn Abends nach Padua, um dort den Eilwagen, der Nachts 11 Uhr nach Rovigo geht, sicher zu treffen. Im Bahnhofe von Venedig mußte ich mein Gepäck durchsuchen lassen jetzt bei der Abfahrt, das ich bei der Einfahrt ungehindert mitgenommen; denn Venedig ist ein Freihafen und bei diesen gilt das Princip der Mausfallen: hinein kommt man leicht, aber schwer heraus. Doch waren die Herren sehr human — wie denn überhaupt in ganz Oesterreich die Paß- und Mautplakereien, ohne welche den Stat zu erhalten früher unmöglich schien, ohne merklichen Nachtheil für Kaiser und Reich verschwunden sind: — sie ließen die venetianischen Waren, welche ich als „Mitbringerles“ gekauft, ohne Bezollung passiren.

Man hat bei den italienischen Eisenbahnen zwei sehr prak-

tische Einrichtungen, welche man füglich in Deutschland einführen könnte, ohne durch die Nachahmung die Nationalehre mehr bloszustellen, als sie ohnehin: (1862!) — gewöhnt ist. Nämlich erstens, die Leute gehen dort von der sonderbaren Ansicht aus, es gehöre nicht zu dem Wesen der Eisenbahn und bedinge nicht die Anwendbarkeit des Dampfes, daß alle Passagiere oder doch die Mehrzahl derselben erst ein bis zwei Minuten vor der Abfahrt des Zuges sich auf die Schalter stürzen und auf die Gepäckwagen und dort einen Krieg Aller gegen Alle führen, sich stoßen, drängen, treten, schimpfen und physisch und sittlich auf's äußerste anspannen, um noch ein Billet lösen zu können. In italienischen Bahnhöfen sieht man keine solche Angst und Verstimmung um sich verbreitende Balgerei: da geht alles ruhig und bequem und ordentlich ab. Und woher kommt das? Das kommt daher, daß an der Hauptthür und an allen Schaltern ein rothes Fähnchen steckt, welches entfaltet wird, sowie die Viertelstunde vor Abgang des Zuges schlägt und wer noch ein Billet lösen will, nachdem das Fähnchen weht, zahlt ⅕ oder ⅙ mehr. Das hat denn die Folge, daß alle Leute, welche lieber weniger zahlen als mehr, hübsch rechtzeitig, d. h. eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges kommen, und die Wenigen, welche sich verspäten, sind dann leicht und rasch bedient. Zweitens: Ein neuer Krieg Aller gegen Alle entbrennt in deutschen Eisenbahnen in dem Augenblick, da die Wartesäle zum Einsteigen geöffnet werden: Alles rennet, rettet, flüchtet, Kinder irren, Thiere wimmern unter Trümmern, alle Passagiere stürzen sich im Wettlauf in die nämlichen Waggons, und die Versuche der Conducteure, die Leute der dritten Klasse und der zweiten zu trennen, haben nur den Erfolg, die Verwirrung und den Lärm zu vermehren. Siehe, da hat in Italien der menschliche Scharfsinn, dem nichts mehr unerreichbar scheint, ein geniales, aber nahe liegendes Mittel zur Abhilfe ersonnen: man läßt einfach nicht die Passagiere aller drei Classen auf einmal heraus, sondern die Conducteure öffnen mit dem Ruf: fuori i primi,

fuori i secondi, fuori i terzi die Wartesäle der drei Classen einen nach dem andern und zwar den dritten erst, wenn die Reisenden der ersten beiden Classen versorgt sind; dies dividirt die Möglichkeit des Gedränges mit drei und erspart jenes mühselige Ausscheiden der Menschheit.

Es war schon so dunkel, als ich in der Stadt des alten Antenor und des heiligen Antonius ankam, daß ich auf eine genauere Betrachtung ihrer Kunstschätze verzichten mußte. Zuerst machte ich dem Schutzpatron der Stadt in seiner Basilika die gebührende Aufwartung. Die Kirche, im dreizehnten Jahrhundert begonnen, im fünfzehnten vollendet, versucht mit ihren sieben Kuppeln offenbar ihre Nachbarin, das Haus des heiligen Marcus in Venedig, zu übertreffen. Es ist aber von ihr mit Ausnahme der schönen Kapelle San-Felice und San-Antonio nur etwa noch das imposante Monument des venetianischen Admirals Caterino Cornelio aus dem siebzehnten und das Grab des Antonio Roicelli aus dem fünfzehnten Jahrhundert im nördlichen Schiff und die gleichzeitige Reiterstatue des Generals Gattamelata (von Donatello) auf dem Platz vor der Kirche zu erwähnen. Leider war die interessante Kirche Santa-Annunziata, welche in einer antiken Arena steht (daher sie auch Madonna dell' Arena heißt), nicht zugänglich und ich fürchtete, ein Besuch auf dem Prato della Valle, dem Spaziergang, auf welchem die Paduaner die Standbilder der großen Männer, welche an dieser einst weltberühmten Universität studirt, aufgestellt haben — außer Tasso, Petrarca, Savonarola, Galilei sind auch Sobieski und Bathory darunter — werde bei der herrschenden Finsterniß wenig lohnend sein. So begnügte ich mich denn, das Gebäude der Hochschule von außen zu mustern und dann die Abfahrt des Eilwagens in dem gerühmten Café Pedrocchi abzuwarten, in dessen großartig gebauten und elegant eingerichteten Räumen ein reges Leben wogte. Straßensängerinnen und Musicanten drängten sich in rascher Folge auf

dem großen Platz vor den Aufgangsstufen: die Gäste waren theils österreichische Offiziere aller Waffengattungen, theils paduanische Familien, welche hier in einer für einen germanischen Hausvater sehr ungemüthlich scheinenden Weise ihren Abend verbringen, je zwei Tassen Chocolade auf je fünf Köpfe. Hier schien übrigens die Kluft zwischen Deutschen und Wälschen, Militair und Civil lange nicht so groß wie in dem stolzen Venedig und an manchem der Marmortische unterhielten sich die Signoras vortrefflich mit einem weiß- oder braunröckigen „Barbaren und Schergen der Tyrannei" (bekanntlich die stehende Umschreibung der italienischen Agitation für irgend einen harmlosen Hauptmann aus Graz oder Salzburg). Die Offiziere, an deren Tisch ich mich setzte, lobten Benedek's unermüdlichen Eifer, der die Armee vortrefflich in Uebung halte und in praktischer Weise — nicht, wie seit Radetzki's Tod regelmäßig geschehen, in sinnlosen Vexationen unpraktischer Dressur — und sehnten sich danach, unter seiner Führung Revanche nehmen zu dürfen für Magenta und Solferino. Sie sprachen mit einer Siegeszuversicht von dem nächsten Feldzug, welche nur noch erreicht wird von derjenigen der piemontesischen Offiziere, mit denen ich am nächsten Abend in Ravenna zusammen saß.

Endlich — mein Warten ward verkürzt, durch einen kleinen Brand in der Nähe des Palazzo della Razione, bei welchem die Feuerspritzen nicht von Pferden, sondern von Menschen gezogen wurden, übrigens um ein sehr kleines Feuer ein sehr großer Spectakel gemacht ward — endlich schlug es elf Uhr und ich stieg in den Eilwagen und empfahl mich den Göttern des Weges und des Schlafes.

Als ich am andern Morgen — nach einigen Umspannungen und kurzen Aufenthalten in Postzimmern, welche in ihrer ganzen nächtlichen Ungemüthlichkeit nur Dickens schildern könnte — den Kopf aus dem Wagenfenster steckte, glaubte ich mich durch einen Traum in die liebe deutsche Heimat versetzt, bis mich ein paar Regentropfen von meinem

Wachsein überzeugten. Wie? sollte das Italien sein, „das Land, wo ewig mild und warm ein ewig blauer Himmel lacht?“ Zur Linken und zur Rechten, rückwärts und vorwärts sah und erblickte ich nichts als Nebel, Nebel, Nebel; keine Möglichkeit zu unterscheiden, wo der Himmel anfange und die Erde aufhöre, ob ich durch Wald oder Feld, durch Berge oder Thäler fahre.

Ein par Schuh neben dem Wagen erhoben sich auf allen vier Seiten undurchdringliche Nebelwälle. Wir waren jetzt ganz in der sumpfigen Niederung der Poebene, welche durch die zahlreichen und oft wechselnden Arme des Flusses durchschnitten und häufig überschwemmt wird: die Dämpfe und Dünste dieser Gewässer erzeugen hier schon früh im Jahr starke und ungesunde Nebel. Während der Nacht war schlechteres Wetter eingetreten und ziemlich verdrießlich, wie Luft, Land und Menschen um mich her, setzte ich mich, als der Wagen vor Santa Maria Magdalena hielt, dem österreichischen Grenzposten, hart am Po und gerade gegenüber dem piemontesischen Ponte di Lago Scuro auf dem rechten Ufer, auf eine Holzbank vor dem Hause, die Abwickelung der Paß- und Mauthgeschäfte erwartend und die Ankunft der Fähre, auf welcher die Passagiere über den Strom geschafft werden sollten. Früher hatte eine Brücke die beiden Ufer verbunden: aber seit der Fluß die Grenze zwischen zwei feindlichen Nachbarreichen bildet, hat man dieselbe abgetragen. Auf die Bank dicht vor dem kaiserlichen Posten hatte eine kecke Hand mit Bleistift die Worte geschrieben: „Evviva il papa non rè, evviva Vittorio Emmanuele re sul campidolio (sic!), evviva Garibaldi“: die Parole der mailänder Bewegung aus dem Frühjahr 1862, welche in einem Compromiß die royalistische und die Actionspartei hatte versöhnen und auch die ängstlicheren Katholiken durch die Schonung des Papstes gewinnen wollen. Neben diese politische Demonstration hatte aber eine andere mehr lyrische Sele die Worte gezeichnet: „Sia

bene! vivano tutti quanti! ma vivano anche Lucia e Teresa!“

Mit Müh' und Noth erreichten wir, in dem dichten Nebel durch den kniehohen weglosen Schlamm watend und dem Ruf des Führers folgend, der fast unsichtbar voranschritt, mit unserm Gepäck die Barke, welche uns übersetzen sollte. Allein jetzt erhob sich erst die rechte Schwierigkeit. Der Steuermann sah schlechterdings gar nichts vom jenseitigen Ufer: und doch mußte er an einer bestimmten Stelle desselben landen, weil nur an dieser ein Nothsteg über den am rechten Ufer unpassirbaren Schlamm führte, welcher eine halbe Viertelstunde breit und ein Mittelding zwischen Fluß, Sumpf und Ufer ist. Unerachtet des Compasses, den er zu Hilfe nahm, landeten wir, von der raschen Strömung fortgetragen, mehrmals viel zu weit abwärts, und brauchten so mehr als eine Stunde Zeit, um eine Fläche von zehn Minuten Breite zu passiren. Es war als führen wir auf dem Styx in das wesenlose Reich der Schatten; ringsum keine Farbe, keine Linie, kein Ton als das einförmige Plätschern des Ruders. Nachdem wir schließlich doch an der Brücke angekommen waren, hatte ich die Annehmlichkeit, meinen Koffer selbst und allein nach dem piemontesischen Bahnhof zu tragen, weil mein deutsches Gemüth noch mehr als mein deutscher Geldbeutel sich über die maßlose Frechheit eines Enkels der Catonen empörte, eines Facchino, der fünf Francs dafür verlangte, ihn mit mir zusammen die kurze Strecke zu tragen. Dieses (übrigens erste und letzte) Exempel wälscher Fremdenprellerei ärgerte mich dermaßen — er hatte lachend zu mir gesagt: che vuole? ella non puo far senza di me! — daß ich nach einem herzhaften Fluch in unserer theuren Muttersprache mit einem majestätischen: „Vederemo!“ im Stile der Ristori den Burschen zur Seite schob und höchst eigenhändig meine Sachen auf die Station trug. Der Facchino erkannte mit Erstaunen, daß man auch zu unverschämt sein könne: und da das Erstaunen nach Aristoteles der Anfang der Weisheit ist, so hat vielleicht die

von mir bewiesene Energie den Spitzbuben künftigen Reisenden gegenüber weiser und besser gemacht.

Die piemontesische Grenzstation war ebenso öde, schmutzig, ungemüthlich und langweilig wie die kaiserliche: und ich dankte Gott, als endlich die Locomotive mich aus diesem Ponte di Lago Scuro entführte, wohin ich freiwillig nie gehen werde.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir Ferrara, dessen Schönheit, namentlich die Herrlichkeit seines Schlosses, mir aus einer früheren Reise noch in lebhafter Erinnerung stand. Ich konnte aber diesmal nicht verweilen und weiter dampfte der Zug in der Richtung nach Bologna. Das Land ringsum ist reich und fruchtbar, aber der Vordergrund der Landschaft etwas nüchtern und monoton; die Weinberge werden seltener, dagegen treten die Oliven mit ihrem staubigen Grau, die Maulberbäume und zahllose Pappeln in den Vordergrund. Auch die vielen Gräben und die halb unter Wasser gesetzten Wiesen, in denen der Reis gezogen wird, machen die Gegend nicht schöner: nur die graziösen Arabesken, welche die Rebe um den Ulmbaum schlingt, sind eine auffallend poetische Zierde des Vordergrundes. Es ist zum Theil der Mangel an Holz, welcher in Mittelitalien diese naturwüchsige Art des Weinbaues begründet — das Lattenwerk herzustellen, welches am Rhein und in Tirol die Rebe trägt, würde hier viel zu hoch kommen. Zum Theil aber bedarf der Weinstock in diesem gesegneten Klima überhaupt weniger der Pflege und zu wiederholten Malen wurde mir in Ravenna auf mein Lob der reichen Fruchtbarkeit der Gegend geantwortet mit dem selbstbewußten Spruch: si, Signor, é il paese, dove la vite si marit' all' ulmo. Aber so reizlos im ganzen der ebene Vordergrund, so schön war der Hintergrund, zur Linken und namentlich zur Rechten von einem sanften Höhenzug abgeschlossen, der auf jedem Hügel ein Schloß oder eine Ruine trug, und an dessen Fuß weiße Villen mit den scharf von dem Horizont sich abhebenden

Flachdächern in grünen Gärten sich sonnten im Morgenlicht, welches, je höher die Sonne stieg und je weiter wir uns von dem sumpfigen Ufer des Po entfernten, immer siegreicher die feuchten Nebel zerstreute und jene Hügelkronen mit hellem Glanze beleuchtete.

Einige originelle Trachten der Bauern aus der Romagna und die malerischen Charakterköpfe von ein par Bettelmönchen hatten mich bewogen, dritter Klasse zu fahren; und ich bedauerte es nicht: denn plötzlich erhob sich in dem nächsten nur durch eine niedere Halbwand geschiedenen Coupé ein leidenschaftliches Schreien, daß ich erschreckt emporfuhr und über die Wand schaute, gefaßt, zwei Passagiere mit gezogenen Messern ihre verschiedenen Weltanschauungen beweisen zu sehen. Es spielten aber nur zwei Bauern Morra, jenes bekannte Rath-Spiel, in welchem es gilt, die Zahl der blitzschnell aufgeworfenen Finger des Gegners zu errathen. Ich hatte es auch früher schon spielen sehen, aber nicht mit dieser complicirten Modification. Es warfen nämlich beide Gegner zugleich ihre Finger in die Höhe und jeder nannte nicht die Zahl der vom Gegner aufgeworfenen Finger, sondern die Differenz zwischen beiden Zahlen; streckte also z. B. der Eine fünf, der Andere drei in die Höhe, so riefen Beide: zwei! Es wird also die Schwierigkeit dadurch vermehrt, daß man nicht blos die Zahl der Gegenfinger im Augenblick erkennen, sondern zugleich und im nämlichen Augenblick auch eine Subtraction der kleinern von der größeren Zahl vornehmen muß. Was ich für Mord und Todschlag gehalten, war lediglich ein Zeitvertreib: die Spieler schrien aber die Zahlwörter hervor, als ob uno, due, tre die fürchterlichsten Beschimpfungen wären: und alle Reisenden der drei Coupés in Sichtweite betheiligten sich durch Zusehen und durch Wetten an dem Spiel. Das Zusehen ist wichtig, weil im Fall eines Streites zwischen den Spielern über die aufgeworfene Zahl das Stimmenmehr der hierzu förmlich aufgeforderten Zuschauer entscheidet. Gleichwol ist mir ganz unbegreiflich,

daß nicht dieses Spiel, welches stündlich in der ganzen Halbinsel und gerade am häufigsten von Leuten aus den untersten Ständen gespielt wird, bei dem leidenschaftlichen Temperament des Volkes zu zahllosen Messerstichen führt; denn nirgends ist Betrug oder doch der Versuch oder die Anklage des Betrugs leichter möglich als bei der Wette um eine im Augenblicke auftauchende und wieder verschwindende Zahl von Fingern.

Neben den Morraspielern saß ein schwarzer Abbate, welcher mit vieler Erbaulichkeit den Frauen im Wagen von den schweren Leiden des heiligen Vaters vorklagte, bis, eine Station vor Bologna, einige piemontesische Bersaglieri einstiegen, worauf die Leiden des heiligen Vaters sofort zu Ende waren.

XI.

Zwischen Bologna und Ravenna.

In Bologna wurde das von der Expedition gegen Garibaldi heimkehrende Regiment, zu welchem jene Bersaglieri gehörten, mit dem lauten Jubel der Bevölkerung und von der ausgerückten Nationalgarde mit militairischen Ehren empfangen.

Ich hatte nur ein par Stunden Zeit, die arcadenreiche Vaterstadt von Guido Reni, den Carracci und Domenichino anzusehen und suchte vor Allem zu erfragen, ob ich in Imola, Faënza oder Forli halten müsse, um die Diligenza nach Ravenna zu treffen. Aber so wenig besucht wird die alte Stadt, daß kein Mensch auf dem Bahnhof mir darüber Auskunft geben konnte. Ich eilte auf die Fahrpost; gleiche Unwissenheit. Ich ging auf die Polizei: gleiches Staunen über einen Reisenden, der den sonderbaren Einfall hat, nach Ravenna zu wollen. „Ma che vuole à Ravenna? ninguno mai va à Ravenna! perche non andate à Roma?“ fragten die Postbeamten, statt meine Frage zu beantworten. Kurz: in ganz Bologna wußte mir Niemand zu sagen, wie man nach Ravenna komme: und nachdem ich den besten

Theil meiner Zeit für diese Stadt verloren, beschloß ich, auf gut Glück nach Faënza zu gehen. Ich wanderte nur noch rasch durch die Hauptstraßen, deren Anlage mir von einem früheren Aufenthalt her erinnerlich war, besuchte den Neptunsbrunnen auf der Piazza maggiore und die wichtigsten Carracci, Francia, Guido Reni und die Kirchen Santa-Annunziata, Cecilia, Christina, San-Bartolommeo und Domenico, Giacomo maggiore, San Michele in Bosco, San-Stefano und San-Vitale in Agricola. Auf die Paläste mußte ich verzichten: ich machte nur noch einen Gang durch die Akademie, welche neben einem Rafael, einem Giotto und einem Perugino vorzüglich Bilder der bolognesischen Meister enthält.

Auf dieser Wanderung hatte ich den größten Theil der weitläufigen Stadt zu durchmessen, deren stattliche Straßen aber sehr todt und verödet sind. Es fehlt heutzutage das Gewoge der Nobili, Kaufleute, Gewerke, Reisigen, welche in der Zeit, da diese großen ober- und mittelitalienischen Städte ihre noch heute bestehende Ausdehnung erhielten, die Hallen und Plätze und Colonnaden füllten, ausgenommen solche Städte des Mittelalters, welche der Handel, eine Residenz oder eine Festung noch heute volksbelebt erhalten haben, wie Genua, Turin, Alessandria, Livorno, Neapel.

Nach raschem Abschied von der stillen, aber schönen „Stadt der Colonnaden“, („Bologna la Colonnata“) — nirgend ist der italienische Stil, vor jedem Haus einen vorspringenden Bogengang zu wölben und diese straßenlang zu verbinden, so allgemein durchgeführt wie in Bologna — führte mich die Eisenbahn durch eine liebliche, in der Nachmittagssonne leuchtende Landschaft nach Faënza; ich stieg aus, fragte nach der Diligenza per Ravenna — und richtig, es ging keine! Ich hätte eine Station weiter oben, in Forlì, anhalten sollen. So nahm ich denn einen Vetturin, den ich wie Extrapost bezahlen mußte, und rollte über die staubige Landstraße dahin nach Ravenna, dem langersehnten Ziel meines Sehnens. Ich konnte es kaum glauben, daß ich in wenigen Stunden bei

Dietrich von Berne zu Gast sein solle. Uebrigens romantisch genug war der Weg, der dahin führte. Zur Rechten der Straße floß ein Arm des Po, in dessen morigen Ufern das schwanke Schilf und anderes Sumpfgewächs wucherte, aus welchem, verscheucht durch den Lärm der dort frei weidenden Rinder, (des kleinen kurz gestellten Schlages aus der Romagna mit den langen, spitzen, malerisch gewundenen Hörnern, die wir aus so manchem italienischen Genrebild in gutem Gedächtniß haben,) hier und da der schwarze Reiher mit melancholischem Klageruf und weit ausholendem Flügelschlag langsam aufflog. Zur Linken aber zog sich eine vier bis fünf Wegstunden lang nur von Gärten und Parkanlagen unterbrochene Reihe von Villen und Landsitzen jeden Stils und jeder Größe. So mag es schon vor uralten Zeiten gewesen sein; denn die Landschaft zwischen Ravenna und Bologna war seit grauen Tagen mit menschlichen Sidelungen reich bedeckt. Und später, zu der Zeit, da die starke Seefestung die Hauptstadt des sinkenden Römerreiches war, umgaben sie auf allen Seiten die Villen der Kaiser und der Großen des Hofes: man klagte, daß die Gärten, Wälder und Weiher der Reichen den Platz für die Kornfelder wegnahmen. Im Mittelalter legte der ravennatische Adel seine Lustschlösser in dieser Gegend wie junge Festungen, wie Vorwerke der noch immer starken Stadt an. Die gegenwärtigen Villen stammen meist aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert: ein auf zwei steinernen Säulen ruhender Bogen mit dem Wappen der Familie in der Mitte von stolzen Eisengittern, führt in den Vorgarten, der in französischem Geschmack zugeschnittene Wiesen und Bete zeigt. Breite sandbestreute Fahrwege laden in der Mitte und auf den beiden Endseiten des Gartens zu dem Landhaus; charakteristisch für die italienischen Villen ist, daß diese Fahrwege von hohen, düstern Pinien, Thujen und Cypressen eingefaßt sein müssen, Bäumen von oft sehr hohem Alter, welche dem Ganzen einen Anflug schmerzlicher Trauer, stolzer Melancholie geben: — es ist, wie wenn der Italiener sich

die Trauer um das Vaterland vor Augen pflanzen wollte. Das Haus wiederholt in der Centralfaçade den Bogen und die Säulen der Einfahrt in einem breiten bedeckten Vorsprung zur Anfahrt der Wagen; darauf tritt man, oft auf breiten Stufen, in ein rundes, mit Statuen geschmücktes Atrium von Marmorgetäfel, aus welchem Thüren zu beiden Seiten in die Räume der Oekonomie, Küche, Gesindezimmer führen, während im Fond eine Doppeltreppe, mit Orangen-, Lorber- und Oleanderbäumen in prunkenden Geschirren besetzt, zu einem prachtvollen Empfangsal emporsteigt, der, eine reichere Wiederholung des Atrium, die Kunstschätze des Hauses, in Nischen und auf Marmortischen und in den Wänden eingemauert, präsentirt und durch eine Glasthür sich auf den Balcon öffnet, welcher, oft im Stil venetianischer Logen gehalten, reich mit Blumen geschmückt, den Ausblick über den Garten hinweg gewährt. Hinter dem Empfangssal liegen dann der eigentliche Salon und zu dessen beiden Seiten in breiten Flügeln die übrigen herrschaftlichen Gemächer des Hauses, das, viel mehr breit als hoch, meist nur ein Stockwerk hat. Aber freilich, nicht alle diese Villen sind so reich und stattlich. Viel häufiger sind die Fälle, wo das Eisengitter um den Garten arge Zahnlücken zeigt, der Garten verwildert, der Fahrweg von Gras überzogen ist und in den Fensterräumen des verödeten Wohnhauses statt der Glasscheiben Bretter und Tischplatten befestigt sind. Auch die reichen Nobili gehörigen besser erhaltenen Villen stehen leer; die Herrschaft lebt, je nach ihren Sympathien, zu Rom oder zu Turin, zu Wien oder zu Paris: und oft sind es mehr als hundert Jahre, daß über diese Marmorstufen kein Seidenkleid mehr gerauscht, daß in den Kronleuchtern von geschliffenem Glas kein Wachslicht mehr gefunkelt hat. Einzelne Häuser sind völlig aufgegeben: der Regen schlägt zu den offenen Thüren und Fenstern herein und wenn der Bauer ein Brett oder eine mächtige Steinplatte braucht, so holt er sie ohne Bedenken aus dem verlassenen Bau. Die kleinen Bauernhöfe, welche manchmal an der Straße

liegen, sehen meist sehr ärmlich und elend aus, ungleich erfreulicher für den Maler als für den Eigenthümer. Uebrigens beginnt schon hier jene in Rom und Süditalien so häufige Verwendung antiker Baustücke zu den modernsten Zwecken des bäuerlichen Lebens; es ist bekannt, wie die Winzer in der Romagna Jahrhunderte lang alles Steinwerk, dessen sie bedurften, aus den nächsten altrömischen Tempeln, Grabmälern und Altären ausbrachen: und doch erstaunte ich, als ich bei einer Wanderung in der Umgegend von Ravenna in die Thür eines Bauers trat, ihn um etwas Wein oder Milch zu bitten, und die steinerne Schwelle seines Hauses von nicht Geringerem gebildet fand, als von der Grabtafel eines römischen Ritters: der steinerne Sitz aber, auf welchen ich mich niederließ, war, wie ich beim Aufstehen erst bemerkte, das abgesägte Kapitäl einer schönen korinthischen Säule, deren stolz geschweifter Akanthus noch völlig erkenntlich war.

So war der Weg, der mich nach Ravenna führte, poetisch genug. Es war die Poesie einsamer Trauer in den düstern Cypressen der verödeten Villen, in dem hohen wogenden Schilf des Flusses, welche mit melancholischem Präludium auf den Anblick der verwaisten Kaiserstadt vorbereitete. Schon fing es an stark zu dunkeln, als die Thürme und Thore von Ravenna sichtbar wurden. Bald darauf rollte mein Wagen durch einen stolzen Triumphbogen aus der Zeit des Theodosius und ich war zu Gast bei Dietrich von Bern.

XII.

Ravenna.

Gleich bei der Einfahrt durch die schmutzigen Straßen einer kläglichen Vorstadt fiel mir die unverhältnißmäßige Menge Militair auf, der ich begegnete. Bersaglieri, Füsiliere, Dragoner, Ulanen, Kanoniere marschirten, ritten, musicirten, schlenderten, scherzten, saßen, standen und lagen auf

allen Straßen und Plätzen: und bald sollte ich sehr zu meinem Nachtheil verspüren, daß Ravenna in diesen Tagen factisch lediglich den Soldaten gehöre. Nach der „Spada d'oro!" hatte ich meinem Vetturin zugerufen, nicht ohne die Einbildung, mit dem Reste meines Reisegeldes nöthigenfalls dies ganze Hotel und ein gut Stück von dem verarmten Ravenna dazu kaufen zu können und nicht ohne die Absicht, mir für die etwas beschwerliche Reise von Venedig her in dem ersten Hotel der Stadt als wahrscheinlich einziger Gast recht gütlich zu thun. Als ich aber an der Spada d'oro hielt — siehe, da standen zwei Schilderhäuser zur Linken und zur Rechten der Hausthür und aus allen Fenstern guckten Soldaten. Erst nach langem Warten und Bitten erschien der Wirth auf der Schwelle seines Hauses und erklärte, er habe nicht für eine Stecknadel Platz im Hause: denn die Spada d'oro sei das Hauptquartier des Herrn Generals, welcher in diesen Tagen über zwölftausend Mann Piemontesen, die in der Stadt lagerten, Rivista halte. Da nun die ganze Stadt nur sechszehntausend Einwohner hat, begriff ich, weßhalb ich vor lauter Militair kaum einen Ravennaten zu sehen bekam, und befahl meinem Kutscher: „alla posta!" Aber auf der Post ward ich ebenso abgewiesen und auf meine Frage, ob es denn nicht möglich sei, irgend wo anders unterzukommen für die Nacht, hieß es: No, Signore. Da ich sehr müde war, mehrere Nächte nicht geschlafen und in den Nebeln des Po mir etwas Fieber geholt hatte, war diese Antwort sehr untröstlich und auch der wohlmeinende Rath eines Lieutenants, der meine Abweisung an der Post mit anhörte, mit seinen Kameraden die Nacht im Café Vittorio Emmanuele (früher hieß es Café Francesco) zu verjubeln, war sehr gut gemeint, aber bei meinem steigenden Unwohlsein nicht wohl zu befolgen. So versuchte ich denn nochmals mein Heil in dem „Goldenen Schwert", wo ich neben dem hartherzigen Wirth eine weichherzige Wirthin bemerkt zu haben glaubte und setzte es wirklich durch, daß mir auf einem zugigen Gang ein par Kissen

auf die Steinquadern gebreitet und zu Häupten und zu Füßen zwei Ofenschirme gestellt wurden — eine Einrichtung, welche ein Zimmer mehr symbolisch andeutete als ersetzte; in keiner bairischen oder tirolischen Sennhüttte habe ich ein so unbehagliches und ungemüthliches Nachtquartier genossen.

Gleichwohl erwachte ich nach wohlthätigem Schlaf am andern Morgen fast völlig hergestellt und eilte mein „Zimmer" zu verlassen, in welchem mein Gepäck der Ehrlichkeit von ein par hundert Soldaten, die im Hause theils wohnten, theils aus- und eingingen, anheimgestellt blieb. Ich beschloß, vor Allem dafür zu sorgen, daß ich meine Studien in den Archiven beginnen könne und erst meine Nachforschungen und Copirungen vollständig zu erledigen, ehe ich mich dem Genuß der Stadt, ihrer Kunstwerke und Monumente und ihrer Poesie hingäbe. Ich mußte dabei die literarische Gastfreundschaft und das humane Vertrauen der ravennatischen Geistesgrößen auf eine starke Probe stellen: denn meine sämmtlichen Empfehlungsbriefe für die Gelehrten und Archivare und Bibliothekare von Ravenna und Mailand waren durch einen Zufall verspätet ausgestellt und mir weder nach Venedig noch hierher nachgesendet worden. Ich war also auf meinen Paß als einzige Empfehlung beschränkt, in welchem ich als Deutscher und Protestant erschien. Nun wußte ich aus Erfahrung, daß man in den von Geistlichen geleiteten Archiven von Italien und Spanien keineswegs sehr geneigt ist, deutschen Protestanten in ihren Forschungen behilflich zu sein und ich vermuthete, daß man nicht eben viel geneigter werden würde, wenn man entdeckte, daß die Gegenstände meiner Untersuchungen die Entstehung des Kirchenstats aus den Schenkungen der Pipiniden, die Verhältnisse Ravenna's zu Rom, den Langobarden und den Franken seien. Mit wenig Hoffnung suchte ich daher den custode und archivario Monsignore Terlazzi auf, den ich eben im Priesterornat in die Sacristei seiner Kirche tretend fand.

Aber kaum hatte ich die Universität genannt, der ich

angehöre und den Zweck meines Besuches in Ravenna, als er mir, ohne auch nur zu dulden, daß ich meinen Paß vorzeigte, mit der größten Freundlichkeit all seine Sammlungen und sich selbst zur unbeschränkten Verfügung stellte; er führte mich sofort in den Sal des Archivs im erzbischöflichen Palast, in welchem die ältesten Urkunden aufbewahrt sind, brachte mir Alles, was ich wünschte und ließ mich selbst in allen Schränken herumstöbern. So arbeitete ich viele Vormittage ganz allein und ungestört in dem hochgewölbten alterthümlichen Gemach, dessen Bogenfenster über einen stillen cypressenreichen Klostergarten weithin ausblickten in die schilfige Niederung des Po; eine poesievolle Stille waltete in dem weitläufigen Palast und seinen Gärten und Höfen, in welchen sogar die geschwätzigen Brunnen lange verstummt waren. Ich und einige muntere Eidechsen, welche sich auf den breiten Marmortreppen sonnten, waren in diesen Tagen die einzigen Bewohner des stolzen Gebäudes. Mein freundlicher Archivar kam nur Morgens acht Uhr mir aufzuschließen und Mittags zwei Uhr um abzusperren und ich hätte nach und nach das ganze Archiv in meiner Mappe davontragen können. Ich fand nicht so viel und doch wieder mehr als ich erwartet hatte. Mehr: denn ich entdeckte ein halbes Dutzend interessanter noch nicht gedruckter Briefe der Päpste des siebenten und achten Jahrhunderts an die Bischöfe von Ravenna, welche merkwürdige Aufschlüsse geben über die Verhältnisse der beiden Bischöfe und der Beziehungen Roms zu Franken, Byzantinern, und Langobarden. Aber dafür schlug mir eine bestimmte Erwartung fehl. Ich wußte, daß im Archiv zu Ravenna eine bedeutende Zahl von Papyrosurkunden aus dem vierten, fünften und namentlich aus dem sechsten Jahrhundert liegen, welche man bisher für unlesbar gehalten. Ich hoffte nun einerseits, wenigstens das eine oder andere dieser Documente dennoch entziffern zu können, andererseits vielleicht neue aus derselben Zeit zu finden. Aber alle meine Nachforschungen nach weiteren Papyros beantwortete Monsignore Terlazzi mit Kopfschütteln. Ja, es waren noch

viel mehr da, bestätigte er, wie aus dem alten Katalog hervorgeht, aber das Archiv ist dreimal abgebrannt und da sind ganze Kisten voll der ältesten Codices zu Grunde gegangen. Dieselben Brände sind aber auch die Ursachen der fast völligen Unlesbarkeit der erhaltenen Papyros, welche, unter Glas in Rahmen aufgezogen, an den Wänden des Saales hangen. Sie waren in einer Blechkiste aufbewahrt gewesen und obwohl diese nicht zerschmolz in den Flammen, ließ sie doch die Hitze in solchem Maße durch, daß die dunkle Farbe des Atramentum hell wurde und umgekehrt das Papyrosmaterial so dunkelbraun vergilbte, daß es fast unmöglich ist, die Züge der Buchstaben auf dem dunklen Grunde zu unterscheiden. Ich gab mir halbe Tage lang die größte Mühe, um so mehr, als ich an einigen lesbaren Worten den Inhalt der meisten Rollen als einen juristischen erkannte; es sind ohne Zweifel Verträge über Kauf und Verpfändung von Liegenschaften mit ihrem Zubehör an Knechten und Vieh, aufgenommen vor den Municipalmagistraten von Ravenna, und es wäre leicht möglich, daß sie aus der Gothenzeit stammten und gothische Namen enthielten. In den Sammelwerken von Marini und Spangenberg sind gerade solche aus dieser Zeit häufig und sie sind natürlich sehr wichtig für die Rechtsgeschichte. Haben wir doch noch das Original der Urkunde, in welcher der unglückliche Odovaker im Jahre 189 einem seiner Großen ein Landgut schenkte, einem Grafen Pierius, welcher siebzehn Monate darauf tapfer für seinen König fechtend an der Adda fiel. Mit einer Art von boshaftem Mitleid lächelte der gute Prälat zu meinem hartnäckigen Eifer, die verblichenen Schriftzüge zu verfolgen: „No! Ella non farà niente!“ sprach er, „vi sono stati gia il Niburrio ed il Cardinale Mayo ed il Mommsenio e tutti quanti ed hanno voluto spiegarle, ma niente, niente, niente!“ Und es war, als ob er seine Freude daran hätte, daß diese discreten Urkunden ihre Geheimnisse so gut bewahrten — ein sonderbarer Standpunct für einen Archivar! Ich trug sie ihm aber nicht nach, diese patriotische Schadenfreude gegen die

Barbaren, welche da meinen, sie brauchten nur über die Berge zu kommen, um zu lesen, was das gelehrte Italien seit Jahrhunderten nicht zu lesen vermochte und nahm zuletzt den freundlichsten Abschied von meinem Archivar und seinen Urkunden in den stillen, kühlen Steinhallen; er und sie stehen mir in dankbarer Erinnerung.

Die Nachmittage waren der Stadt, der Landschaft und deren Poesie geweiht. Wenn nicht im Archiv, war ich immer in den Straßen; in dem „goldenen Schwert" verbrachte ich nur die Nacht. Zwar erhielt ich nach ein par Tagen anstatt meiner Ofenschirme auf dem Steinpflaster ein schönes, bisher von einem Engländer gegen alle Offiziere behauptetes Zimmer, das nichts zu wünschen übrig ließ und abermals die Aussicht in einen jener hoch ummauerten, melancholischen Gärten bot voll düsterer, im Winde klagender Bäume — aber es war mir doch äußerst unbehaglich in dem comfortlosen Hause. Es war rauhes, naßkaltes Wetter eingetreten, Anfang October, und das ganze Gebäude voll von Zug, feuchten Steinwänden und Steinboden, zerbrochenen Fenstern und Schmutz. Mir ging es, trotz aller Poesie Ravenna's, wie Geibel in Griechenland:

„Ach, ich sehnte mich nach Punsch
Und nach einem deutschen Ofen."

Dazu kam, daß ich weder den schweren, tintenschwarzen Vino della campagna, noch die unreinlichen, fremdartigen, in Oel schwimmenden Speisen meines Herrn Wirths vertragen konnte: ich will aber nicht verschweigen, daß daran auch wol mein Fieber Schuld sein mochte, das, durch den Aufenthalt in dem kalten Archiv und den kalten Kirchen und durch die wiederholten Sturzbäder ravennatischer Platzregen verstärkt, wiedergekehrt war. Solch ein italienischer Platzregen ist an Heftigkeit und Masse des Wassers mit seinem phlegmatischen Bruder in Deutschland gar nicht zu vergleichen: man spürt, daß man in einem Südland ist; ich ward einmal in Ravenna, ein andermal in Verona nur auf zwei Minuten von einem solchen auf der Straße überfallen und

war beidemale trotz Schirm und Mantel bis auf die Haut naß. Wenn wir sagen „es gießt mit Schüsseln" glauben wir uns stark ausgedrückt zu haben: aber diese wälschen Wassermassen scheinen aus Kanonen geschossen zu sein, mit solcher Wucht prallen sie hernieder.

Dies naßkalte Wetter vereitelte meine Absicht, von Ravenna aus kleine Excursionen längs der Meeresküste über den berühmten Pinienwald, „il pineto", und andere Ausflüge in dieser poesievollen Landschaft zu unternehmen. Die Furcht vor den Briganti hätte mich nicht abgehalten. Mein Wirth erzählte zwar mit großer Gemüthsruhe, als müsse das so sein, daß alle Wochen ein oder der andere Gutsherr (possessore) in der Campagna, von dem die Briganti wissen, daß er seine Wein- und Olivenernte an dem letzten Markt verkauft und den Erlös unvorsichtiger Weise, statt ihn beim Bankier anzulegen, mit nach Hause genommen habe, bei hellem lichtem Tage einen Besuch von zehn bis zwanzig bewaffneten Räubern erhalten, welche mit aller Höflichkeit seine Familie und sein Gesinde binden und dann ihn selbst ersuchen, ihnen gefälligst das eingenommene Geld, dessen Betrag sie bis auf eine Lira kennen, auszuhändigen, worauf ihnen jedesmal ohne Weigerung und Widerstand willfahrt wird. Ich bezweifelte diese Darstellung, wies auf die ringsum starrenden Bajonnete der Piemontesen und fragte, ob denn die Herren nicht Patrouillen ausschickten? „O ja," sagte der Wirth, „jetzt thun sie es. Aber sie patroullirten lange Zeit nur bei Nacht, weil sie es bei Tag nicht für nöthig hielten: da raubten die Briganti natürlich bei Tage. Und wenn jetzt eine Patrouille bei Tag auszieht, so wissen die Briganti ganz genau ihre Richtung und arbeiten in der entgegengesetzten. Erst vor vierzehn Tagen bemerkte ein Possessore, als sie ihn eben gebunden hatten, er rathe ihnen, sich zu packen, eine Patrouille Bersaglieri sei ganz in der Nähe, sie sei eben erst da gewesen. „Eben deswegen", sagten die Briganti: „jetzt

kommen sie vor sechs Stunden nicht wieder. Sie können also ganz unbesorgt um uns sein.“ Und um ihre gemüthliche Sicherheit mit der That zu bewähren, setzten sie sich, nachdem das Geldgeschäft coulant erledigt war, an den Tisch, auf welchem eben il pranzo für die Familie ihres Wirthes aufgetragen war, verzehrten dasselbe mit Muße, holten noch ein Faß nero aus dem Keller, banden die drei Mägde los, tanzten mit diesen eine Weile, banden sie dann wieder säuberlich fest und empfahlen sich mit aller Freundschaft.“ Ich staunte. „Wo ist das geschehen?“ fragte ich. „Auf Casa graßa, eine halbe Tagereise von hier vor vierzehn Tagen. Uebrigens können Sie deshalb ganz ruhig auch in der Nacht allein zu Fuße wandern: Sie müssen nur nicht mehr Geld mitnehmen, als Sie zu einer Tagereise brauchen. Sie werden gar nicht angefallen: es ist nicht der Mühe und Gefahr werth: denn die Straßen sind besser bewacht als die zahllosen einzelnen und einsam gelegenen Landhäuser. Und werden Sie wirklich angehalten, so läßt man Sie nach einer freilich sehr genauen Durchsuchung unbeschädigt ihres Weges ziehen. Denn der brigantaggio, der in dieser Gegend nie völlig fehlte, und seit den letzten Revolutionen und Kriegen, besonders nach Auflösung der päpstlichen Freiwilligenscharen, nur lebhafter wurde, nicht neu entstand, ist hier völlig unpolitischer Natur. Es ist Raub sans phrase, ohne patriotisch-royalistische Verbrämung und er wird ziemlich harmlos geübt. Es kömmt nicht vor, daß man die Städter auffängt, um Lösegeld zu erpressen, nud daß ein Ueberfallener getödtet oder verwundet wurde, ist ganz unerhört. Nur vor vielen Jahren haben sie einen Engländer, der sich allein gegen zwanzig Räuber wüthend wehrte, zwei erschoß und einen erstach, umgebracht. Sie treten immer mit solcher Uebermacht auf und es steht so fest, daß sie nichts suchen als Geld, daß kein Italiener einen Widerstand versucht, der nichts helfen und nur schaden kann.“

So sprach zum Theil mein Wirth, zum Theil ein

Capitain der Bersaglieri, den ich, noch immer ungläubig, befragte, und der all dies bestätigte. „Unsern Leuten," sagte er, „die tadellos muthig, eifrig und klug sind, fehlt doch das Nöthigste: nämlich alle Kenntniß des Locals, des Terrains. Sie sind hier fremd: die Briganti kennen als Eingeborene jeden Strauch, und jeden Schleichweg. Die Bauern aber weigern sich, uns zu führen, da einen solchen ‚Verräther' die Rache der Räuber, wenn auch erst nach Jahren, unfehlbar trifft. Das einzige Mittel der Abhilfe ist, die Garnisonen nicht mehr so rasch zu wechseln, wie bisher seit 1859 freilich unvermeidlich war, und in Gegenden, in welchen man der politischen Sympathie so sicher ist wie hier — aber auch nur in solchen — die allerdings etwas schwerfällige Nationalgarde zu verwenden."

Der Schrecken dieser ganzen Gegend ist der capitano Altini, ein talentvoller Mann, der über eine wohlbewaffnete Bande von sechzig bis siebzig Mann verfügt, mit welcher er seit Jahren die ganze Delegation Ravenna brandschatzt. Die päpstlichen Carabinieri kommen ihm so wenig bei, wie die französischen Chasseurs nnd die piemontesischen Bersaglieri. Er schont die kleinen Bauern und plündert die reichen Gutsbesitzer. Er tödtet niemand als die ‚Verräther'. Vor Kurzem wollten vier Bauern die Piemontesen über ihn bringen; er schlug sich durch und einige Tage darauf waren zweien von den Bauern die Ohren, zweien aber die Köpfe abgeschnitten. Auf der Leiche des einen von ihnen ließ er einen Zettel mit der Aufschrift: „Soldaten und Nationalgarden, die ich fange, tödte ich nie; ich weiß, sie müssen gegen mich fechten; ebenso wenig Reisende und Signori, deren Geld ich brauche; aber jeder, den es nichts angeht, und der mich an den Galgen bringen will, wird das Los dieser Verräther theilen."

Unter diesen Umständen hätten mich die Briganti also nicht abgehalten von meinen beabsichtigten Ausflügen: aber ich scheute die Platzregen, den Nebel und das Fieber

und beschränkte daher meine Merksamkeit und die Verwendung meiner Zeit auf die Stadt selbst.

XIII.

Das alte Ravenna.

„Ravenna das alte" („l'antica") hat eine schicksalsreiche Geschichte. Ein halbes Jahrtausend ehe der kleine Bauernmarkt Rom an dem gelben Tiber die ersten Mauern erhielt, stand schon zwischen dem Po, dem Savio und dem Meere Ravenna, die blühende Colonie der sabellischen Umbrer; lange blieb sie die Hauptstadt Umbriens, auch nachdem diese Landschaft römisch geworden war: erst Sulla theilte sie dem cispadanischen Gallien zu. Die große welthistorische Bedeutung der Stadt datirt aber von Augustus. Dieser erkannte die Nothwendigkeit, größere Sorgfalt als bisher geschehen auf die römische Semacht zu verwenden. Bei der ungeheuren Ausdehnung des großen Reiches von dem Rhein bis zum Nil und vom Tajo bis an den Euphrat und Tigris war es nicht mehr möglich, auf dem Landweg jene Legionen hin- und herzusenden, welche wie eiserne Klammern den Coloß zusammenhielten; war doch auch die letzte Schlacht, welche ihm die Herrschaft gewonnen, zu Wasser und nicht zu Lande geschlagen worden. So vermehrte er denn die Zahl der römischen Schiffe und legte zwei Hauptstationen für dieselbe an, von wo aus sie rasch nach allen Meeren in bedrohte oder empörte Provinzen den Schrecken des römischen Namens tragen könnten. Er wählte hierzu die Höhe von Misenum und die Bucht von Ravenna, in welcher er einen großartigen Hafen anlegte, der, von seinen Nachfolgern noch erweitert, dreihundertundfünfzig Dreidecker, die Hälfte der römischen Galerenflotte, bequem und sicher zu beherbergen vermochte; diese Schiffe beherrschten das Adriatische Meer, deckten die Ostseite Italiens und bedrohten die noch halb barbarischen Küsten von Pannonien, Liburnien und Illyricum. Aber mit dem Sinken der römischen

Macht verloren Ravenna und seine Häfen die offensive Bedeutung und wurden um so wichtiger als die Hauptfestung Italiens, als das Bollwerk der römischen Defensive gegen die jetzt zu Angreifern gewordenen Barbaren. Nachdem schon viele Kaiser factisch viel mehr in Ravenna als in Rom gewohnt hatten, verlegte Honorius, der kleine Sohn des großen Theodosius, zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Residenz feierlich und förmlich von der ewigen Roma hinweg nach der „gallischen" Stadt in den Sümpfen des Po. Rom schien nicht mehr sicher genug; einst war die latinische Jugend der Wall der Stadt gewesen: Aurelian hatte schon auf steinerne Mauern denken müssen: aber seine Werke waren halb zerfallen: sie hatten Alarich, den Westgothen, nicht erfolgreich aufgehalten, während der zitternde Honorius sich in Ravenna barg, das als unbezwinglich galt und welches in den letzten zweihundert Jahren schon wiederholt der Sturmfluth germanischer Scharen unerschütterlich widerstanden hatte, welche den ersten Riegel Oberitaliens, Verona, gesprengt. Die feste Stadt deckte Mittelitalien gegen Osten und Norden uud hielt noch die Polinie, wenn die der Etsch, der Adda und des Isonzo verloren waren. Der gothische Geschichtschreiber Jordanis, der gegen Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, hat ausführlich beschrieben, wie Ravenna auf der Ostseite vom Meere her durch seine beiden Kriegshäfen Classe und Cäsarea, auf allen andern Seiten durch die Sümpfe, Canäle und Zweigarme des Po geschützt wurde, dessen oft veränderten Lauf die römische Kunst in genialer Weise so geleitet hatte, daß er die Stadt zu einer natürlichen Festung höchster Stärke machte. Ein Labyrinth von Sümpfen, Gräben und Canälen, in welchem jeder Angreifer verderben mußte, schnitt die Möglichkeit eines Sturmes von der Landseite rein ab und machte den Punct nicht nur uneinnehmbar, sondern unangreifbar: wirklich ist Ravenna vor Erfindung der Feuerwaffe nie erstürmt, höchstens ausgehungert worden. Zu vielen Tausenden erlagen vor diesen Mauern Franken, Burgunder, Alamannen, Gothen und Langobarden, welche nicht

glauben wollten, daß es Dinge gäbe, über die man auch mit germanischem Todesmuth nicht hinauskomme; immer wieder rannten sie sich an diesen Wällen die Schädel ein und versanken in den ringsum gähnenden Sümpfen, in welche jeder fußbreite Fehltritt unrettbar stürzte. Klüger war der große Theoderich; nachdem er in drei schweren Schlachten seinen tapfern Gegner Odovakar geschlagen und dieser sich, wie ein wunder Bär in seine Höhle, in eben dies Ravenna geworfen hat, wagte der vorsichtige Gothe keinen Sturm: er begnügte sich mit einer Einschließung, welche langsam, aber sicher den Widerstand des hartnäckigen Feindes brechen mußte. Länger als drei Jahre trotzte Odovaker allen Nöthen dieser Umklammerung und fast keine Woche verging, daß er nicht in wüthendem Ausfall die Linien der Belagerer zu durchbrechen versucht hätte. Und einmal, in der Nacht des 9. Juli 491, war es ihm schon gelungen: er hatte die Vorposten und die Schanzen im Norden der Stadt überrumpelt und in dem Anlauf der Verzweiflung überwältigt: schon flohen die gothischen Hundertschaften zu Fuß, aufgelöst, über den Bedese zurück und Odovakar drohte, auf ihren Fersen in das Hauptlager einzudringen: schon hatten die Verfolger die Brücke von Candiana erreicht: da sprengte Theoderich selbst, nur halb angekleidet, ohne Helm und Harnisch, nur das Schwert in der Faust, mit wenigen Reitern auf die Brücke, warf durch seine persönliche Tapferkeit die Verfolger einen Augenblick zurück und stellte durch sein Erscheinen das Gefecht wieder her. Jetzt erhob sich ein würgendes Ringen um den Besitz der Brücke: die Ausfallenden wollten sich die schon gewonnene Stellung nicht wieder entreißen lassen. Aber umsonst: ihr Feldherr Levila selbst stürzte im Handgemenge von der Brücke und ertrank in dem sumpfigen Fluß: die Belagerten wurden in die Stadt zurückgedrängt. Schon am Tage darauf war die Einschließung wieder völlig hergestellt. Aber noch länger als ein Jahr hatte sie wenig Erfolg, da die Verbindung mit dem Meere frei blieb. Erst als im August 492 Theoderich Rimini eroberte

und eine daselbst stationirte Flotte wegnahm, konnte er den Hafen von Ravenna sperren, und nun alle Leiden der Hungersnoth über die Stadt verhängen. Noch sieben Monate trotzte der eiserne Odovakar: endlich im Februar 493 zwangen ihn die Seinen zur Ergebung. Bald darauf ward er ermordet: man wird nie mehr entscheiden, ob auch aus seiner oder nur aus Theoderich's Schuld.

Ravenna ward die Residenz auch der gothischen Könige; denn auch Theoderich hatte ein Interesse, in der Nähe der barbarischen Nachbarn zu wohnen. Unter seiner milden und weisen Herrschaft hob sich die Stadt, von seiner Bauliebe mit Kirchen und Palästen geschmückt, aufs Neue zu Glanz und Herrlichkeit. Der König errichtete sich mitten in der Stadt eine großartige und feste Hofburg mit starken Thürmen; die melancholischen Ruinen dieses Palastes haben sich erhalten, eine hohe dicke Mauer mit Zinnenansätzen und einem runden Thurm von außen zeigend, im Innern einen Hofraum mit einem zweiten Thurm. Aber zum Glück hat sich in der von ihm erbauten Basilika San-Apollinare in den Mosaiken, welche die Seitenwände des Mittelschiffes bedecken, und die aus der Zeit unmittelbar nach dem Fall des Gothenreiches stammen (556 — 569), das vollständige Bild dieses Palastes und des volkbelebten Ravenna erhalten. Da sieht man denn, daß es ein Gebäude war, wol würdig der Herrlichkeit Theoderich's und seines Hofes, an welchem ein glänzendes Leben wogte. Bald brachten Gesandte der Vandalen aus Afrika Löwen, Elefanten und Tiger und kostbare Waffen, bald Boten der fernen Esthen von der nebligen Ostsee, wo ebenfalls der Ruhm des großen Amalungen erscholl, köstlichen Bernstein; neben den stolzen Byzantinern, welche, in Gold und Seide starrend, die falschen Freundesgrüße des Kaisers überbrachten, drängten sich diese breiten Marmorstufen herauf zinspflichtige Häuptlinge wilder Avaren im zottigen Schafspelz; der schlaue Franke, der üppige Burgunde, der trotzige Langobarde, der abenteuernde

Heruler, — sie alle suchten Schutz, Ehre, Gold, Glück in dem reichen Palast des Gothenkönigs.

Krieger, Höflinge, Bischöfe, Gelehrte, Künstler, grollende Senatoren füllten die drei breiten Hallen in der Fronte des Erdgeschosses, welche durch bunte Teppiche und Vorhänge aus köstlichem Stoff abgeschieden waren von den Stufen des Aufgangs und den Blicken des Volks: man liebte es, ihren Faltenwurf anmuthig zu drapiren. In der Mittelhalle, auf einem erhöhten Sitz thronte der König, berathen von seinem Freund und Minister, dem gelehrten Cassiodor, strenge Gerechtigkeit pflegend, gegen Gothen wie Italiener, jene zur Milde, diese zur Mannheit, beide zur Eintracht ermahnend, sorgend für die Erhaltung der alten Kunstwerke in allen Städten Italiens, für die Hebung des Handels, der Gewerke, des Ackerbaus und aller Künste des Friedens, unabläßig vermittelnd unter seinen Eidamen, den germanischen Fürsten, die Barbaren zurückschreckend von dem blühenden Italien, dem rücksichtslos um sich greifenden Franken wehrend, dessen schwache Nachbarn schützend, mit dem schlauen und falschen Byzanz höfliche, stolze, kluge Briefe wechselnd, wahrhaft ein Vater seiner Völker. Er hat in Italien die Zeiten des Augustus, ja des Titus wieder heraufgeführt; goldene Spangen mochte — nach der Sage — der Wanderer in Theoderich's Reich auf die Herstraße legen und sie nach Jahr und Tag sicher auf derselben Stelle finden, so gefürchtet war des Königs Justiz. Aber hinter den Purpurteppichen der Bogenfenster im ersten Stock, die fast den Venetianerlogen gleichen, lauschten wol auf das Treiben im Hof und in den halboffenen Hallen schöne Frauen herab: die junonische Amalaswintha, des Königs hochsinnige Tochter, die jungfräuliche Mataswintha, seine Enkelin, und des Vandalenkönigs glänzende Braut, Amalafrida, seine Schwester.

Unten in den Straßen, wogte unzähliges Volk: Gothen und Ravennaten und Griechen und Barbaren jedes Stammes. In den Hafenstädten Classe und Cäsarea allein wimmeln Hunderdtausende von Schiffern, Kaufherren und Matrosen

jedes Volks. Ein dichter Wald von Masten füllt, wie die Mosaiken zeigen, die Buchten des Hafens. Auf den breiten Wällen schreiten gothische Wachen mit Schild und Lanze auf und nieder; aus den Basiliken ziehen Processionen arianischer Priester: im goldgestickten, schleppenden Gewande geht Cethegus, der Präfect nach der Curie auf dem Forum des Hercules: und in der zierlichen Sänfte von Citronenholz läßt sich die schöne Mataswintha von vier stämmigen Sclaven, kriegsgefangenen Gepiden, aus ihrem Palast beim Baptisterium nach ihrer Villa tragen draußen im Pinetum.

Das war Ravenna vor 1300 Jahren. Jetzt aber — jetzt sind die beiden volkwimmelnden Hafenstädte Classe und Cäsarea spurlos verschwunden, als hätten sie nie gestanden, die Buchten, wo 350 Galeren ankerten, sind so versandet, daß kaum ein Schifferbot daselbst der Küste nahen kann; der heiße Triebsand weht über die Stätte, wo die Werfte von Cäsarea hämmerte, und in den lärmenden Straßen von Classe wächst mannshohes Schilf aus sumpfigem Morgrund, in welchem halbwilde Büffel weiden. Und Ravenna selbst: — welche Verödung! Man kann sechs, sieben Straßen hindurch wandern, ohne einem Menschen zu begegnen, ohne ein bewohntes Haus zu treffen, das Thür oder Fenster öffnet. Die Stadt, in welcher eine halbe Million Menschen gelebt, zählt jetzt nicht viel über 10,000. Und diese sind arm, wie vergessen von dem Rest der Welt, apathisch, stumpf, gleichgültig. Am hellen Sonntag-Mittag gehe ich in der Hauptstraße von Ravenna nach dem Grabmal der Galla Placidia: da liegt mitten im Wege ein großer, dunkler, stinkender Gegenstand: ich trete hinzu: es ist eine große Nachteule, die, mit ausgespannten Flügeln wohl über 6 Fuß lang, auf dem Rücken lag im Zustand der vollen Verwesung. „Ma che cosa é questo?“ rufe ich mit Staunen einem städtischen Diener zu, der an der nächsten Ecke lehnt. „Questo?“ sagt der Mann, langsam herankommend und mit seinem Amtsstock an das Aas rührend, „ah, non é ch' una civetta, Signore; ne cadono assai molte dalle torri; questa

giace qui gia qualche tempo.“ Und ich glaube, sie liegt noch da . . .

Aber zurück von der Gegenwart zu der Vergangenheit Ravenna's. Als Belisar die Gothen in Italien angriff und sie zur Aufhebung der Belagerung des ihm freiwillig zugefallenen Rom gezwungen hatte, warf sich König Vitigis in diese starke Veste; lange hielten ihn die Byzantiner hier eingeschlossen und schon hatten Belisar und alle seine Heerführer dem Kaiser schriftlich erklärt, es sei unmöglich, die Stadt zu gewinnen und den Krieg zu beenden, als es durch eine des großen Belisar nicht würdige Perfidie gelang, die Gothen zur freiwilligen Aufnahme der Feinde in ihre Hauptstadt zu bewegen. Belisar gab vor, er wolle von Justinian abfallen und sich zum König der Gothen und Kaiser des Abendlands aufwerfen: und der wackere Vitigis war bereit, seine Krone diesem Größeren abzutreten. Aber kaum war der Byzantiner Herr der Stadt, als er die Maske abwarf, den König gefangen setzte, seine Gothen entwaffnete und lachend erklärte, sie seien allzu leichtgläubig gewesen. Wohl erhob das bitter enttäuschte Volk mit Ingrimm auf's Neue die Waffen und der geniale Totila entriß den Griechen noch einmal die ganze Halbinsel — Belisar selbst richtete nichts gegen diesen Heldenjüngling aus —: nur das unbezwingliche Ravenna blieb in der Hand der Griechen, bis der eiserne Narses mit seiner großen Uebermacht in den Schlachten von Tagina und am Vesuv das Gothenreich zertrümmerte. Ravenna ward nun der Sitz der griechischen Exarchen und bewährte seine Unbesiegbarkeit auch gegen die Langobarden beinahe 200 Jahre lang. Erst 728 zerstörte der große König dieses Volkes, Liutprand, Classe, die Hafenstadt, und als vier und zwanzig Jahre später in einem über die Bilderstürmerei entbrannten Aufstand der Exarch erschlagen wurde, gelang es dem König Aistulph, sich in der Verwirrung Ravenna's selbst zu bemächtigen. Aber schon nach drei Jahren nahm ihm der neue Frankenkönig Pipin, dessen Statsstreich der Papst legitimirt hatte und der nun zum Gegendienst ver-

pflichtet war, neben anderen Gebieten auch diese Eroberung und schenkte sie — dem Papste, dem Unterthan desselben Kaisers, dem Ravenna von Rechts wegen gehörte. Von da ab blieb die Stadt fast immer eng mit dem päpstlichen Stuhl verbunden und bildete meist einen Theil des Patrimoniums Petri. Seit dem 12. Jahrhundert wie die übrigen Städte der Halbinsel von Consuln regiert, ward es alsbald in die große Fehde der Guelfen und Ghibellinnen hineingezogen und war meist gut guelfisch gesinnt; die Traversara waren die Führer dieser Partei, die freilich auch oft von Kaiserlichen verdrängt wurde. Vom Anfang des 14. bis Mitte des 15. Jahrhunderts bildete Ravenna ein Herzogthum unter einem städtischen Adelsgeschlecht. Im Jahre 1441 von den Venetianern gewonnen, ward es 1509 von dem kriegerischen Papst Julius II. für den Kirchenstat zurückerobert, bei dem es als Sitz eines Cardinallegaten (eines Erzbischofs) bis auf den Frieden von Tolentino verblieb, durch den es französich wurde. Der Wiener Congreß gab dem Papst die Stadt zurück, bis es vor zwei Jahren in Folge des Landfeldzugs von Cialdini und des Seeangriffs von Persano auf Ancona mit dem jungen Königreich Italien verbunden wurde.

XIV.

Wanderungen durch Ravenna.

Ich war natürlich sehr gespannt darauf, selbst zu sehen und zu hören, wie gern oder wie ungern die annectirten päpstlichen Gebiete die an ihnen vollzogene Procedur vertrugen. Denn auf die Ergebnisse der allgemeinen Abstimmung halte ich nicht viel: am wenigsten, wenn ein Cialdini und ein Persano zu Lande und zu Wasser dabei Schildwache stehen, „die Unabhängigkeit der Wahlen zu beschützen,“ und daß die piemontesischen Noten und Berichte und die revolutionäre Presse beinahe ebenso parteiisch darstellen, respective lügen wie die päpstlichen Bullen und die „gute“, d. h. die reactionäre und legitimistische Presse, das stand

mir aus aposteriorischen Erfahrungen ebenso fest wie aus apriorischer Construction. Also beschloß ich, wie Descartes mit dem absoluten Zweifel zu beginnen und niemand zu glauben als mir selbst. Ueber Bologna und die andern losgerissenen Städte habe ich kein Urtheil: aber in Ravenna war ich lange genug und habe ich hinreichend mit den Leuten verkehrt, um als ganz bestimmt versichern zu können, daß hier der Anschluß an Piemont, richtiger noch das Loskommen vom Papst, ganz allgemein von allen Ständen — mit einziger Ausnahme eines Theils der Geistlichkeit und eines sehr kleinen Theils der ungebildetsten, ärmsten Landbevölkerung — als das größte Glück betrachtet wird, das ihnen möglicherweise begegnen konnte. Kaufleute, Gewerbtreibende, Beamte, Gelehrte, Künstler, adelige Gutsbesitzer und viele Bauern, die ich sprach, ja selbst einige Geistliche, stimmten in der eifrigen Erklärung überein, daß, auch ganz abgesehen von der politisch-nationalen Frage, alle Interessen materieller, geistiger und sittlicher Natur auf das allerdringendste die Loslösung von der Priesterherrschaft fordern. „Gehen Sie durch unsere Straßen," antwortete ein Kaufmann auf meine Frage, „und Sie werden nicht mehr fragen. Sie sehen, wie verrottet und stockig, wie verödet und vergessen, wie verfallen und zurückgeblieben ganz Ravenna ist — ebbene, das hat nur eine Ursache: il governo papale, und nur eine Abhilfe: il fine del governo papale. Unsere Canäle versumpfen, unsere Straßen vergrasen, unsere Brücken brechen und unsere öffentlichen Gebäude verfallen: wir brauchen so nothwendig als die Lebensluft die Eisenbahn von unserem Hafen an die Linie Bologna-Ancona; es sind nur vier Stunden von Faënza bis an unser Meer: das würde sofort die Stadt wieder in Flor bringen, während in Ermangelung dieser kurzen Verbindungsstrecke die Umfahrung auf jener Hauptlinie uns noch den letzten Stoß geben mußte — dringend baten wir seit Jahren darum — alles umsonst! Wir bekommen sie nicht: Antonelli liebt sie nicht, die Eisenbahnen, und braucht das Geld zu frommen Zwecken. Italien

aber baut die Eisenbahn sofort: in zwei Jahren haben wir sie und allora ella vedrà Ravenna!“

„Es ist wahr,“ sagte mir ein Gewerksmann, „wir werden jetzt um die Hälfte mehr Steuern zahlen, aber wir werden das Vierfache verdienen.“ Sehen Sie,“ sagte mir ein Gutsbesitzer, „im Kirchenstat gilt Keiner etwas, als der Geistliche; der Soldat, der Oekonom, der Industrielle, sie alle sind nur dazu da, regiert und ausgebeutet zu werden von den Priestern. Da ist kein Streben möglich, kein Ehrgeiz, kein Vorwärtskommen, es verdirbt den Charakter, man heuchelt, man bückt sich oder man versenkt sich in jene Apathie, die allgemein auf diesem Priester-State liegt.“

Daß diese Dinge so sind, war mir nicht neu: aber daß sie von der Bevölkerung so gewußt, in ihren Ursachen und Wirkungen so erkannt sind, das hatte ich nicht geahnt. Fortan glaube ich, daß nicht piemontesischer Druck, sondern wahre Ueberzeugung zu Grunde liegt der Thatsache, daß fast an jedem Haus in ganz Ravenna mit Stempeldruck die Inschrift angebracht ist — noch von der Abstimmung her — „Evviva Vitorio Emmanuele il nostro rè legittimo eletto!“ So hat das abgestorbene und ausgestorbene Ravenna doch die Hoffnung der Wiederbelebung. Freilich zu dem Glanz der Zeiten wird es sich nie wieder erheben, welche die Bauwerke emporsteigen sahen, deren Alter und innere Wohlerhaltenheit diese Stadt für die Kunstgeschichte Italiens zu der zweitwichtigsten macht. Das Vormittelalter, die Zeit des Untergangs der Antike, der Spätsommer des Byzantinischen und die ersten Regungen des Romanischen sind in Ravenna in den Gebäuden nicht nur, noch reicher in den Mosaiken dargestellt, welche Trachten, Waffen, Geräth, Architektur und Malerei ihrer Entstehungszeit breit vor uns entfalten. Ravenna hat eine Anzahl der ältesten Basiliken, welche einen eigenartigen, gemeinsamen Charakter tragen, den meines Wissens zuerst Burckhardt (S. 75, 85) hervorgehoben. Sie stellen neben die Hauptnische rechts und links Nebennischen, unterbrechen die sonst schlichten Außen-

seiten durch Wandstreifen mit Rundbogen, ersetzen im Innern das geradlinige Gebälk über den Seiten ebenfalls durch Bogen, schieben zwischen dem Capitäl- und dem Bogenansatz ein viereckiges Mittelstück ein und bilden die Frontfaçade nicht durch eine offene Vorhalle, sondern durch einen geschlossenen Vorbau.

Die älteste dieser Basiliken wäre der Dom (etwa a. 350), wenn er nicht im vorigen Jahrhundert von dem Erzbischof Farsetti völlig im Barockstil umgebaut wäre. Außer vier Bildern von Guido Remi enthält er noch eine bischöfliche Kathedra aus dem 6. Jahrhundert mit ganz ausgezeichneten Elfenbeinreliefs. Die zweit älteste Basilika ist San-Agata (a. 417) mit 20 herrlichen Säulen, dann Giovanni-Evangelista (a. 425), San-Fancesco (a. 450), San-Teodoro, von Theoderich erbaut. Die bedeutendsten aber sind die beiden, jetzt dem heiligen Apollinaris, dem Patron der Stadt, geweihten Kirchen: die eine, San-Apollinare, ist zu Anfang des 6. Jahrhunderts, zur Zeit der höchsten Blüthe des Gothenreichs, von Theoderich selbst erbaut und dem heiligen Martinus geweiht. In den drei stattlichen Schiffen ragen 24 Säulen von graugeädertem, thrakischem Marmor und die 14 Altäre zeigen alle seltensten Arten dieses edlen Steins, dessen Varietäten in reichem Wechsel zu vereinen damals eine Lieblingsmode der Architektur war. So sind in der Reliquienkapelle derselben Kirche orientalischer Alabaster und bunter Porphyr verwendet. Nach dem Fall des Gothenreichs entriß Justinian diese Kirche den Arianern und Erzbischof Agnellus weihte sie für den katholischen Cult. Aus dieser Zeit stammen auch die reichen Mosaiken auf Goldgrund, welche die Wände des Mittelschiffs bedecken. Interessanter als die biblischen Gegenstände, welche sie darstellen, sind die schon erwähnten Bilder, die sie von der Vorstadt Classe mit dem Hafen und von der Stadt Ravenna mit dem Palast Theoderichs gewähren. Aber auch die biblischen Mosaiken (Anbetung der Könige, eine Procession von 22 weiblichen und 25 männlichen Heiligen, fast in Lebens-

größe, zu dem thronenden Christus) sowie die ausschließlich geistlichen in San-Apollinare in Classe fuori (Christus, Moses, Elias, St.-Apollinaris in einem Anger Schafe weidend, St.-Ecclesius, Severus, Ursus und Ursicinus, ferner Abel, Melchisedek, Abraham, die Evangelisten, zwölf Schafe als Symbol der Apostel) sind für die Kunstgeschichte von höchster Bedeutung, einmal, weil sie deutlich zeigen, in welchen Gedankenkreisen und welcher Symbolik sich die damalige Malerei bewegte, dann, weil sie die eigenthümliche Verbindung von antiken Formen mit christlichen Anschauungen, welche für diese ganze Zeit auch außerhalb der Kunst so charakteristisch ist, darstellen.

Der künstlerische Werth dieser Bilder ist zum Theil noch sehr bedeutend; die Gewandung ist mit Geschmack behandelt und die ganze Auffassung der Gestalten von edler Würde. Die Kirche in Classe liegt etwa eine Stunde vor den Thoren des jetzigen Ravenna: der melancholische Weg dahin führt, wie gesagt, durch Sand, Sumpf und Haide. Die Basilica hat sich ganz allein erhalten von den tausend Häusern der Hafenstadt: nur ein gewaltiger Wartthurm, rund, mit dicken Mauern und zahllosen Schießscharten, steht noch, getreulich Wache haltend, neben der verwaisten Kirche, wie ein greiser Hildebrand neben einer verstoßenen Königin. Die Basilica hat drei Schiffe und einen erhöhten Chor, zu welchem eine breite Treppe führt. Ihre vierundzwanzig korinthischen Säulen sind von edlem griechischem Marmor, während die vier Säulen des ebenfalls aus seltenem Marmor gearbeiteten Hauptaltars Nero e Bianco sind. Neben den düstern Sarkophagen der ravennatischen Bischöfe vom sechsten bis ins neunte Jahrhundert steht ein schöner heidnischer Opferaltar. Die Kirche wurde 534 von Amalaswintha, der Tochter Theoderich's, begonnen, vollendet aber erst 549, nachdem Ravenna durch den früher geschilderten Betrug in die Hand der Byzantiner gefallen war. Tritt man aus dem prachtvoll mit Gold und edlem Gestein geschmückten Tempel und sieht ringsum das öde Haideland, welches ihn jetzt auf allen Seiten

einschließt an der Stelle der Städte, die ihn einst umgaben, so begreift man, daß das Gefühl der Vergänglichkeit aller irdischen Größe eine schwärmerisch-asketische Sele, wie die Otto's III. gerade hier besonders mächtig ergreifen und zur Buße in Sack und Asche stimmen konnte. Der Kaiser erwartete hier im Jahre 1000 das Ende der Welt und die Wiederkehr Christi, welche ganz allgemein und ganz bestimmt als an dies Jahr geknüpft erachtet wurde.

Eine dritte sehr bedeutende Kirche der Stadt ist San-Vitale, ebenfalls von Amalaswintha angefangen, aber von Justinian im Jahre 547 nach dem Muster seiner Hagia Sophia mit Mosaiken ausgeschmückt; sie ahmt die centralen Tempel des Orients nach und bildet ein Achteck, dessen acht Seiten in je zwei Säulen weit in die Mitte vortreten, was in der Perspective eine bedeutende Erweiterung bewirkt. Um diese Säulen zieht sich ein Umgang, welcher sich oberhalb derselben in einer Art von Bogengalerie wiederholt; in der Kuppel, aus lauter spiralförmig ineinandergreifenden Amphoren gewölbt, sind die Fenster nach byzantinischem Stil durch eine Mittelsäule in zwei Rundbogen getheilt. An den Doppelcapitälen der Säulen läßt sich das Monogramm des Julianus Argentarius, des Baumeisters erkennen, und ein zweites, das Förster (S. 87) als noch nicht gelöst bezeichnet, welches mir aber sehr wahrscheinlich das der Amalaswintha däucht.

Von den hoch bedeutenden Mosaiken des Chors übergehen wir die zahlreichen biblischen Darstellungen und heben nur hervor die wichtigen Porträts des Kaisers Justinian, der in einem Zuge von Geistlichen und Kriegern Weihgeschenke bringt, und seiner Kaiserin Theodora, welche, von ihren Palastdamm geleitet, ebenfalls mit Geschenken naht. Das Gesicht des Kaisers ist ziemlich ausdruckslos, jedoch in den Zügen der schönen, buhlerischen Kaiserin, ohne Zweifel eines der größten und verworfensten Weiber der Weltgeschichte, ist zwar nichts von ihrer dämonischen Genialität, wol aber manches von der Schönheit und der Kraft zu er-

kennen, mit welcher sie den Kaiser und das Reich beherrschte, sowie von jenem Muth, der, als Justinian und selbst Belisar in dem Aufstand der Grünen und der Blauen verzagten, den schon aufgegebenen Thron gerettet hat. Die Kirche birgt noch ein ganz herrliches Werk althellenischer Kunst, ein Marmorrelief aus einem Tempel des Poseidon: (Meeres- und Liebesgötter bringen zu dem Thron des Erderschütterers die Attribute seiner Herrschaft,) und in der Sacristei ein recht gutes römisches Relief, die Apotheose des Augustus.

Nur nennen will ich die beiden Baptisterien, das der Arianer (jetzt Santa-Maria in Cosmedin) und das der Orthodoxen, ein Achteck, mit zwei Bogenstockwerken im vierten Jahrhundert erbaut, 451 restaurirt; neben dem achteckigen Taufbrunnen, um welchen das ganze Gebäude wie die Schale um den Kern sich schließt, steht der „Ambo" des Bischofs und bei einem antiken Altar ein aus einem Zeustempel entnommenes Weihbecken mit dem Adler und spielenden Liebesgöttern.

Ravenna ist die Stadt der großen Todten: ganz consequent sind es drei Grabdenkmale, welche seine merkwürdigsten Zierden bilden. Zuerst sei genannt das Grab des Dante Alighieri, welcher, verbannt aus seiner Vaterstadt Florenz, seine letzten Lebensjahre unter dem Schutz seiner Gastfreunde Guido und Ostasio de Polenta zu Ravenna verlebte, wo er den 14.ten September 1321 starb und begraben wurde. Das ursprüngliche Denkmal, welches ihm im Jahre 1482 ein edler Venetianer Bernardo Bembo durch Pietro Lombardi errichten ließ, wurde 1780 umgebaut von dem Cardinallegaten Gonzaga von Mantua. Es ist dermalen ein unbedeutender Kuppelbau, an welchem das Größte die Erinnerung ist und eine Inschrift, welche Dante selbst auf seinem Sarkophag setzen ließ; sie lautet:

Jura Monarchiae, Superos, Phlegetonta Lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,

Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Neben dieser Grabstätte des gewaltigen Ghibellinen nenne ich zweitens das Mausoleum der Galla Placidia (San-Nazario Celso), Tochter des großen Theodosius, Schwester des Kaisers Honorius, die tief in die tragischen Geschicke des fallenden Römerreichs verflochten ist. Sie ward gefangen, als Alarich Rom eroberte und mußte dem Heereszuge der Westgothen folgen: aber ihre strahlende Schönheit, ihre Jugend und Bildung gewannen das Herz Athaulf's, des Schwagers und baldigen Nachfolgers Alarich's. Zu Narbonne in Gallien ward mit unerhörter Pracht das Beilager gehalten und im Triumphe zog Placidia als Königin der Westgothen nach Barcelona. Doch hier ward alsbald ihr Gemahl ermordet: ein Römerfeind gewann seine Krone, der die unselige Tochter des Theodosius zu Fuß und in Ketten zwölf Meilen weit vor seinem Siegeswagen im Staube einherschreiten ließ. Als dieser Anmaßer getödtet und Walja sein Nachfolger geworden, lieferte dieser die Wittwe Athaulf's gegen sechshunderttausend Scheffel Weizen wieder an ihren Bruder aus, der die Widerstrebende zwang, ihre Hand dem Constantius, einem seiner besten Feldherrn, zu reichen. Sie gebar ihm eine Tochter, Honoria, und einen Sohn, Valentinian III. Ihren Gemahl und ihren Bruder beherrschte sie schrankenlos: sie vermochte diesen, Constantius zum Mitkaiser zu erheben und, nachdem derselbe gestorben, bezeugte Honorius seiner schönen Schwester eine so zärtliche Neigung, daß der Argwohn der Zeit die Geschwister darum schalt. Jedesfalls war Placidia eine Zeit lang thatsächlich die Herrin des Westreichs. Plötzlich aber verwandelte sich aus räthselhaften Gründen (der Eifersucht?) die Liebe des Kaisers in tödtlichen Haß; jedoch das ehrgeizige Weib räumte nicht freiwillig den Herrscherplatz, erst nach blutigen Kämpfen in den Straßen von Ravenna erlagen ihre Anhänger und sie floh mit ihren beiden Kindern zu ihrem

Neffen Theodosius II. nach Byzanz. Kaum dort angelangt, erhält sie die Botschaft, daß Honorius gestorben und seine Krone von einem Usurpator geraubt sei. Sie bewegt sofort ihren Neffen, gegen diesen einen Feldherrn und ein Her zu senden, der Usurpator wird vernichtet, der sechsjährige Sohn Placidia's als Valentinian III. zum Kaiser des Abendlandes erhoben, und im Namen dieses Schwächlings beherrschte Placidia noch einmal fünfundzwanzig Jahre lang die römische Welt. Sie starb in der Fülle der Macht zu Rom im Jahre 450 und wurde in dem Mausoleum, das sie sich 440 zu Ravenna gebaut, beigesetzt. Die balsamirte Leiche, thronend auf einem Sitz von Cypressenholz, war noch Jahrhunderte später in dem offnen Sarkophage sichtbar.

Das Gebäude, in Kreuzesform, wird durch Kuppelfenster erhellt, die ihr Licht gerade auf den colossalen, jetzt geschlossenen Sarkophag werfen, in welchem dies Weib ausruht von einem Leben, das zwischen den höchsten Höhen und den dunkelsten Tiefen des Geschickes geschwankt hat; neben ihr ruhen in zwei kleinen Sarkophagen ihr Gemahl Constantius und ihr Bruder Honorius, dem sie seinen Haß und seine Liebe wol verziehen hat. Es ist düster und schaurig in dem niederen Gewölbe, das so viel erloschene Leidenschaft verschließt: die melancholischen Symbole in der Mosaik, welche die Weisheit der Vergänglichkeit lehren, sprechen bedeutsam an diesem Ort und schwer lastet der Druck der Marmorwölbung auf der Sele. —

Aufathmend trat ich ins Freie und schickte mich an, meinen letzten Gang in Ravenna zu thun: er galt natürlich dem Grabmal Theoderich's. Eine Viertelstunde etwa vor Porta Servata ragt die zehneckige Rotunde, in welcher Amalaswintha den Sarg des großen Vaters beisetzte. Die riesige Kuppel von vierunddreißig Fuß Durchmesser ist aus einem einzigen istrischen Felsen gehauen, dessen Gewicht auf zwei Millionen zweihundertachtzigtausend Pfund berechnet ist. Das Gebäude steht in einem verwilderten Garten, dessen Stille und Trauer nicht übel zu der Bedeutung des

Mausoleums stimmt. Offenbar war hier ursprünglich ein Hain angelegt gewesen. Das Massive der großen und dicken Quadern des Zehnecks in dem Unterbau macht den Eindruck ernster, schwerer Kraft und Würde; zu dem oberen Stockwerk, das eine freie Aussicht auf die Stadt nnd die Ebene bietet, steigt man von außen auf Marmorstufen empor. Das Innere ist leer*) und schmucklos und das Erdgeschoß ist Fuß hoch von dem Wasser des Pocanals, bedeckt, welches in den Garten gedrungen ist. Dieser traurige Umstand ward aber für mich Veranlassung zu einem erfreulichen Fund; als ich nämlich, um in das Innere der Rotunde zu gelangen, auf einen der zu diesem Behuf gelegten Schreitsteine trat, zerbröckelte dieser unter meinem Fuß und ich schob ihn zur Seite — da klang es wie Metall, ich bückte mich und zog aus einer Ritze des Steinbodens — eine antike Bronzemünze. Mit Hilfe der numismatischen Werke in der Bibliothek konnte ich sie unschwer bestimmen. Sie ist von Kupferbronze mit starken Spuren einer ehemaligen Vergoldung. Ihr Avers zeigt ein mit einem Diadem geschmücktes weibliches Brustbild, aus dessen rechtem Arm etwas emporragt, was ich für ein Scepter halte. Aus der Umschrift ist noch deutlich erkennbar D(ominus) N(oster) M(auritius) P(erpetuus) A(ugustus). Auf der Rückseite mit erhabener Schrift ein Anagramm eingeprägt, darunter Ravenn. Das Gewicht der Münze ist neuntausendeinhundertneunzig Milligrammes, ihr ungleicher Durchmesser wechselt zwischen zehn und zehn einhalb pariser Linien. Sie wurde ohne Zweifel von Mauritius Tiberius, dem Schwiegersohn des Tiberius Constantinus, im vierten Jahre seiner Regierung, d. h. im Jahre 586, geprägt, also gerade dreißig Jahre nach dem Fall des Gothenreichs, achtzehn Jahre nach der Einwanderung der Langobarden, sechzig Jahre nach

*) Der Sarkophag, in welchem Theodorich geruht haben soll, ist in seinem Palast eingemauert; es ist eine antike Badewanne von rothem Porphyr.

dem Tode des Mannes, in dessen Grab ich sie fand. *) Ich kann nicht leugnen, daß mir der Fund warme Freude machte; ich sah ihn an als ein Geschenk Theoderich's an einen deutschen Landsmann, welcher sein Andenken nach dreizehnhundert Jahren durch eine fromme Pilgerfahrt nach seinem Grabe ehrte. Theodorich schien zu wissen daß dermalen wol Niemand lebt, der sich mit Forschen, Träumen und Dichten mit solcher Liebe in seine Heldengestalt vertieft hat wie der deutsche Wanderer, der ehrerbietig in seinem Grabmal stand, und deßhalb spielte er mir die alte Münze in die Hand zu greifbarem Andenken an Ravenna und Dietrich von Bern.

XV.

Mailand.

Meine letzten Stunden in Ravenna verträumte ich auf der Piazza maggiore, den Abgang der Diligenza nach Forli (forum Livii, deßhalb liegt der Accent auf der Endsilbe: Forlí) erwartend. Dieser Platz enthält Denkmäler aus allen Epochen der wechselreichen Geschichte der Stadt; da stand ein uralter Tempel und Brunnen des Hercules, auf welchem die Statue des Heros als Sonnenzeiger einer Schattenuhr verwendet ward seit unvordenklicher Zeit. König Theoderich, der nirgends in seinem weiten Reich ein Monument des Alterthums verfallen ließ, stellte den Brunnen und die Basilika des Hercules auf diesem Platze wieder her und noch sind von letzterer acht mächtige Granitsäulen übrig (an deren Capitälen ich aber so wenig wie Förster S. 84 das angebliche Monogramm des Gothenkönigs entdecken konnte). Aus der

*) Münchner Münzkenner deuten das weibliche Bild auf Constantina, die Gattin des Mauritius, welchem man auf seinen Münzen häufig begegnet, und erklären, was ich für ein Scepter halte, für einen bambino, ein kleines Kind, wahrscheinlich den Sohn der Constantina, Theodosius; vergl. über diese Münzen, „De la rareté et du prix des médailles romaines," II. p. 425. (Paris 1847) Manuel de numismatique ancienne," p. 359, und Hennin II. p. 476.

Zeit des Mittelalters und der venetianischen Herrschaft stammen die beiden von Pietro Lombardi 1483 errichteten Säulen, welche den heiligen Apollinaris und den heiligen Vitalis tragen; die Venetianer suchten wie weiland die Römer die Schutzgötter jeder eroberten Stadt durch sofortige Verehrung für sich zu gewinnen. Die verhängnißvolle Herrschaft des päpstlichen Stuhls repräsentirt eine sehr zopfige Statue Clemens XII. aus dem Jahre 1738 und die jüngste Aera ist, freilich noch nicht monumental, sondern wie sich für eine noch flüssige Gegenwart geziemt, nur bescheiden angedeutet durch eine mächtige Flaggenstange mit der italienischen Tricolore und dem savoyischen Kreuz vor dem Café Vittorio Emmanuele.

„Und wieder nach zehntausend Jahren
Will ich desselben Weges fahren."

Den Wagen nach Forlí theilte ich mit einem aufgeweckten jungen Kaufmann aus Ravenna, mit dem ich in ein sehr lebhaftes politisches Gespräch gerieth über Kirchenstat, Piemont, Ravenna's Verfall und Hoffnungen, über Frankreich, Oesterreich, Preußen, den deutschen Bund und andere schöne Dinge.

Der Mann war im Ganzen recht intelligent: nur choquirte mich, daß er der festen Meinung war und sich kaum durch meine Betheuerungen davon abbringen ließ, in Mainz und Köln spreche man französisch und wir Deutschen enthielten den Franzosen diese Lande gegen alle Principien der Nationalität und der Sprache vor. Sonst aber war er gar kein Freund der Franzosen: ich komme auf seinem Standpunkt zurück, wenn ich am Schlusse dieser Briefe die einzelnen politischen Parteien Italien kurz skizzire, was am füglichsten in Mailand geschieht.

Der Weg nach Forlí ist lange nicht so poetisch wie der nach Faënza. Er zieht sich durch schmutzige öde Dörfer und entlang den Planken von Parken und Villen, deren Façaden man selten sieht. Als wir in dem kleinen Städtchen (das aber jetzt nur dreitausend Einwohner weniger

zählt als die Kaiserstadt Ravenna) ankamen, war es zu spät und zu dunkel, die Guido Reni, Michel Angelo und Canova zu besichtigen, die es enthält. Ich begnügte mich also mit dem Anblick des wunderschönen Marktplatzes, der rings von den Colonnaden des Rathhauses und anderer Paläste umgeben ist. Piemontesische Militairmusik spielte Arien und Märsche aus Bellini und Rossini: ich aber gedachte des Tubarufs der römischen Legionen, welche unter Livius Salinator die schwarzen Scharen Hasdrubal's, des Bruders Hannibal's, am Metaurus schlugen und dann nach dem Sieg, als Colonisten zwischen der Ranca und dem Montana, dies Forum Livii begründet haben.

Fieber, Ungeduld und Heimweh ließen mich mit Sehnsucht die Eisenbahn erwarten; ich ward diese drei echten Leiden eines Deutschen in Italien nicht mehr los, bis ich den Brenner hinter mir hatte, rauhe deutsche Luft athmete und rauhe deutsche Worte hörte. Noch denselben Abend erreichte ich Bologna, wo ich, in der ganz ausgezeichneten Schweizerpension „Hotel Brun" übernachtend, mit Schaudern an den Schmutz der Cäsarenstadt zurückdachte und mit Behagen wieder einmal empfand, was Reinlichkeit und Ordnung doch für ein barbarisches deutsches Gemüth werth sind.

Von Bologna ging es am andern Tage von Morgens elf Uhr bis Abends sechs Uhr ohne Aufenthalt über Modena, Reggio, Parma, Fiorenzuola, Piacenza, Pusterlengo und Lodi nach Mailand, Station an Station, Stadt an Stadt, fast keine Landschaft. So viel ich von dieser sehen konnte, trug sie den monotonen Charakter der lombardischen und mittelitalienischen Ebene, und Pappeln, Oliven, Reisfelder und Festungsgräben bildeten ihre Hauptzüge.

Ich war noch rechtzeitig angekommen in Mailand, um die Oper in der Scala hören zu können. Bisher war mir es nicht gelungen, italienische Theater zu sehen. In Verona und Venedig wurde nicht gespielt und in den piemontesischen Städten war ich immer ein par Tage nach dem Schluß der Saison angekommen. Die Ristori war wie auf der Flucht

vor mir, ich konnte sie zu meinem großen Leidwesen nie einholen; als ich in Venedig war, spielte sie in Bologna, und als ich nach Bologna kam, war sie bereits in Ancona. In die Scala zog es mich aber an diesem Abend besonders: denn die Oper, die gegeben wurde, war nichts Geringeres als die „Räuber" von Friedrich Schiller, zum Libretto zugestutzt von Maffei, componirt von Verdi. Die Schiller'schen „Räuber" als italienische Oper! Jedesfalls eine originelle Metamorphose.

Die Architektur und die innere Anlage des Hauses, namentlich des Zuschauerraums, in ihren großen, einfachen Verhältnissen erinnerte mich vielfach an das Münchner Hof- und Nationaltheater, nur daß die Scala noch zwei Logenreihen mehr und eine größere Höhe wie Tiefe des Auditoriums hat, die Bühne dagegen ist eher kleiner als die münchner. Logen und Parquet waren ziemlich besetzt, in letzterem das Militair stark vertreten, in ersteren die Damenwelt, nach italienischer Sitte in großer Toilette und in eifrigem Gespräch, viel mehr der Conversation beflissen als der Vorstellung achtend, die freilich auch schon zum hundertsiebenundvierzigsten Mal gegeben wurde. Die Bearbeitung Maffei's ist im Ganzen geschickt, practisch und zweckentsprechend. Sie folgt im Allgemeinen ziemlich getreu dem Gang der Schiller'schen Handlung, nur mit den erforderlichen Zusammenziehungen und Auslassungen, und auch die Charaktere sind beibehalten — nur natürlich in's Opernhafte übersetzt. Und da das Stück ja weiß Gott! an Handlung und Effect keinen Mangel hat, so wäre die Verwendung zu einem Operntext an sich kein übler Gedanke, wenn nicht der Schwung und die Tiefe der Schiller'schen Sprache, und die Originalität seiner Charaktere bei einer Zustutzung zum Zweck eines Libretto, bei einer kürzenden Uebersetzung in eine romanische Sprache so grausam mißhandelt und so barbarisch entweiht würde. Nicht als ob es den „Masnadieri, melodramma in quatro parti" an Gluth und Leidenschaft fehlte, im Gegentheil der Text Maffei's und die

Musik Verdi's lassen an den Kraftstellen alles Feuer italienischer Rhetorik und alles Temperament italienischen Gesanges los; aber eben dieses conventionelle wälsche Opernfeuerwerk, das ganz ebenso in „Romeo" und „Belisario", in „Tancredi" und „Norma" flackert, steht in zu schriller Dissonanz zu der zwar hoch überschwänglichen, aber doch tief eigenthümlichen Leidenschaft und Begeisterung in dem Meisterstück des deutschen Sturmes und Dranges.

Das Stück eröffnete sofort Carl Moor, mit der Scene in der Schenke: „Quando io leggo in Plutarco", hebt er an. Lächerlich ist für einen Deutschen das Pathos, mit welchem die Stelle von den Nonnenklöstern, Sparta und Athen übertragen ist, aber die Uebertragung ist bezeichnend für den romanischen Stil:

Vorrei Allamagna tutta
Far libera cosi, che Sparta e Athene,
Sarieno al paragon serve in catene!

Darauf folgt die Briefscene und der Beschluß, in Böhmen eine Räuberbande zu errichten; der Abgang Carl's und des Chors ist voller Effect:

Voi, la strage alle mia terga,
Lo spavento in anzi a me;
Furie voi della vendetta,
Meco avvolte in una sorte!

Aber wahrhaft schrecklich ist, wenn nun in der nächsten Scene die beiden großen Monologe von Franz Moor, in welchen Schiller mit Shakespeare um die Wette ringt um den Preis in dämonischer Psychologie, in zwanzig Zeilen zusammengezogen werden, wie denn überhaupt die Schiller'schen Gestalten durch Weglassung aller feinern Motivirung zu Marionetten werden, die nicht von innen nach außen bewegt handeln, sondern mechanisch hin- und hergezogen werden. Doch bei alledem sind manche Stellen der Uebersetzung wol gelungen; so wenn der alte Moor singt:

Caro è il pianto all' uom che muore, —
Ma per me chi piangera?

Am Günstigsten ist die Gestalt der Amalia ausgefallen; das Verzückte ihrer verhimmelnden Schwärmerei ist von Text und Musik zwar noch gesteigert, aber nicht ohne Poesie wiedergegeben, z. B.:

Oh lasciarti io pur vorrei,
Dolorosa umana vita . . .
E per sempre a Carlo unita
Spaziar l'eternita.

Ferner:

Padre, l'assunse ai martiri
Il Dio dei travagliati,
Perchè quaggiu non fossimo
Come nel ciel beati
Ma lo vedrem, consolati,
Su, fra le stell' e'l sol.

Von großem Effect ist auch die Scene, in welcher sie den zudringlichen Franz mit dem Schwerte vertreibt:

Ti scosta, impudente,
Se pur non ti è caro
Sentirti l'acciaro,
Confitto nel cor:
Mi regge, mi guida
La spada omicida
Lo spirto presente
Del tuo genitor!

was die Italienerin, welche überhaupt mit hinreißender Gluth sang und spielte und ohne Vergleich unter der „società“ das Beste leistete, mit einer Leidenschaft — zum hundertsiebenundvierzigsten Mal! — zur Geltung brachte, welche sich die Töchter Thusneldens eben schlechterdings nicht geben können. Der Basso (Franz) war unter und der Tenor (Carl) nicht über der Mittelmäßigkeit. Auf die Ausstattung war keineswegs besonders viel verwendet und der Chor schwächer als auf deutschen Bühnen. Es fiel mir auf, daß die Männer alle nicht ordentlich gehen und ausschreiten konnten; namentlich, wenn sie heroisch abgehen wollten, wurden sie komisch, und als Carl und seine Genossen in der schrecklichsten Leiden-

schaft gegen die böhmischen Reiter zur Schlacht fortstürzten, fingen sie an so zu trippeln und zu springen, daß ich laut auflachen mußte. Und doch wurde gerade diese Stelle — zum hundertsiebenundvierzigsten Mal! — mit großem demonstrativem Beifallklatschen belohnt: denn sie verherrlicht die Ueberlegenheit einer kleinen freiheitbegeisterten Schar über eine Uebermacht von Tyrannenschergen, was die Mailänder auf Garibaldi's Freischaren zu beziehen nicht müde werden. Die Stelle lautet:

Su, fratelli, corriamo alla pugna,
Come lupi di questa boscaglia,
Trionfar d'una schiava ciurmaglia
Ci fara disperato valor.
Nella destra un esercito impugna
Che brandisce la libera spada,
Basta un sol della nostra masnada
Per la rotta di tutti costor.

Gut gebrüllt, Löwe! Ich gestehe aber, daß ich die letzte Abtheilung der Oper nicht mehr abwartete, da nach jedem Act der „Räuber" — horribile dictu! — der Act eines unsinnigen Ballets: „Ariela oder die Blume des Arno", eingeschoben wurde, in welchem das Ensemble zwar ganz ausgezeichnet, aber die Ausstattung sowie die Leistungen der Prima Ballerina Signora Amina Boschetti keineswegs glänzend genug waren, um den Blödsinn des Libretto erträglich zu machen, welches man sofort wie es geht und steht in die „Fliegenden Blätter" aufnehmen könnte. Um elf ein halb Uhr glaubte ich meiner Pflicht gegen Schiller und die Scala genügt zu haben und ging nach Hause, während meines Schlafes von dem furchtbaren Traum gefoltert, ich müßte eine Erklärung des eben genossenen Ballets schreiben.

Am andern Abend sah ich in dem Theater Radegonda eine recht gute Opera buffa, in welcher alle Vorzüge des italienischen Gesanges und Spieles sich trefflich verwertheten.

Aber ich war doch eigentlich nicht des Theaters, sondern der Bibliothek, der weltberühmten Ambrosiana wegen, nach Mailand gekommen und versuchte sofort am frühen Morgen nach meiner Ankunft mein Heil, wieder nicht ohne Bangen; denn meine Empfehlungsbriefe waren unbegreiflicherweise noch immer nicht nachgekommen. Abermals wurde ich auf mein bloßes Wort hin mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und konnte jeden Morgen so lange ich wollte ungestört in den schönen Räumen arbeiten. Man brachte mir alle Codices, die ich verlangte, und so kam ich rascher als ich gehofft zum Ende meiner Aufgabe. Die Nachmittage und Abende hatte ich völlig zu meiner Verfügung, die Kunstschätze zu genießen, und die Physiognomie der Stadt, und besonders die politische Stimmung der verschiedenen Parteien in ihrer aufgeregten Bevölkerung kennen zu lernen.

Zuerst suchte ich San-Ambrogio auf, die Kirche des Schutzheiligen der Stadt, den Schauplatz des ersten Sieges der Kirche über den Stat, der Hierarchie über den Kaiser. Von der Schwelle dieser Kirche wies der strenge Bischof Ambrosius den großen Kaiser Theodosius hinweg, weil er sich noch nicht gereinigt hatte von der Schuld des in dem Aufstand zu Thessalonich — ganz ohne sein Wissen und Wollen — vergossenen Blutes, und so groß war damals bereits (a. 390) die Macht der kirchlichen Vorstellungen über die Sele der Menschen, auch des Kaisers selbst, daß dieser, überrascht und erschüttert von dem unerhörten Auftreten, dem kühnen Priester nachgab und ein folgenschweres Präjudiz allen seinen Nachfolgern hinterließ.

Freilich, die Basilika, welche, auf der Stelle eines alten Bacchustempels errichtet, diesen Sieg des „Geistes" über das „Fleisch" bezeugt hatte, steht nicht mehr, aber auch die romanische Kirche, in welche sie im zwölften Jahrhundert umgebaut wurde, sieht fremdartig und alterthümlich genug in das übermoderne Mailand. Die Kirche liegt weitab nach Westen in einer Vorstadt; sie paßt in ihrer düstern Stille nicht zu dem lauten, bunten Leben der eleganten

Stadt. Sie birgt eine Reihe von Sarkophagen und Grabdenkmälern aus der Zeit des verfallenden Römerreichs, so auch das Grab des großen Stilicho, der seine vandalisch-gothische Heldenkraft dem Schutze Roms gegen die eigenen Stammgenossen mit ganzer Treue widmete und dafür den tragischen Undank erntete, der stets großen Feldherren von kleinen Herrschern ward. Auch die Mosaiken an den Wänden sind aus der ersten Zeit byzantinisch-christlicher Kunst, zum Theil entschieden älter als die von San-Marco. Es ist mit seinen Senkungen und Stufengängen, mit seinen finstern Wölbungen und versteckten Capellen ein ahnungsvoll unheimliches Gebäude; die Schauer einer unsichern Zukunft, eines grollenden Schicksals schweben mit dunkeln Flügeln hier um unser Haupt — es ist an diesem düstern Ort, daß sich die deutschen Könige, die Ottonen, die Salier, die Staufen mit jenem verhängnißvollen Reif krönen ließen, der bedeutsam genug, der Sage nach, ein Stück der — „Dornenkrone“ *) trug. —

Noch weiter westlich liegt die Klosterkirche Santa-Maria delle Grazie, ein schöner Backsteinbau von Bramante aus dem 15. Jahrhundert in deren Vorhof, dem ehemaligen Refectorium, das berühmte Abendmahl Leonardo's da Vinci die Hauptwand schmückt. Bei einem frühern Besuch in Mailand hatte ich das Bild in einem Zustand getroffen, der jede Wirkung so gut wie aufhob; die Franzosen hatten bekanntlich zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Pferdestall aus der Halle gemacht, und die Ausdünstungen, das Wasser, die andern Schädigungen, welche hiermit unvermeidlich verknüpft waren, hatten Farben und Linien fast unkenntlich gemacht. Vor sechs Jahren aber hat man das gefährliche Wagniß einer Restauration unternommen und zwar mit außerordentlichem Erfolg. Das Bild ist jetzt völlig wieder hergestellt und die Farben sind mit vollendeter Technik und

*) Vielmehr: sie hieß die eiserne, weil der Legende nach, in den Stirnreif ein Nagel vom Kreuze Christi eingeschmiedet war.

mit vollstem Verständniß des großen Meisters erneut. Ich habe jetzt vor diesem Original wie schon früher vor der Sistina erfahren, daß auch die vollendetste Copie in Oel, Stein- oder Stahlstich, oder Photographie nicht im allerentferntesten den Eindruck des Urbilds zu erzeugen vermag: — ein Eindruck, der aber auch diesen beiden Bildern unter allen, die ich kenne, ganz allein eigen ist. Bei der Sistina die übernatürlichen Augen des jungen Gottes und der in Ewigkeit ergebene Blick der heiligen Mutter, bei dieser Cena die zauberhafte Wirknng des Wortes vom Verrath, welches Christus so eben gesprochen hat und das nun, von der Mitte ausgehend, die ganze Versammlung und jeden Einzelnen in anderer Weise in Bewegung setzt. — Dieser Effect wird nur von dem Original in jenem fast unbegreiflichen Grade bewirkt, der diese beiden Bilder von aller andern Malerei specifisch unterscheidet, und ich fand es höchst charakteristisch, daß man gerade diese beiden Werke auf übernatürliche Offenbarung zurückgeführt hat: Rafael und Leonardo sollen wirklich geschaut haben, was sie da malten. Gegenüber diesem Eindruck verschwindet alles, was die höchst bedeutende Pinakothek in der Brera (Accademia delle scienze ed arti, in dem stattlichen frühern Jesuitencollegium) zu bieten hat: und sie bietet doch manches, was zu dem Besten gehört. Von hohem kunstgeschichtlichen Interesse sind namentlich die Fresken von Luini, Bramantino, Ferrari und Cygione, welche mit größter Kunst und Sorgfalt zum Theil von den Wänden verlassener Kirchen und zerstörter Klöster und Capellen abgelöst sind, wo sie dem sichern Untergang ausgesetzt waren. Aber auch in der Oelmalerei enthält die Sammlung sehr werthvolle Sachen; es sind vertreten: Salvator Rosa, Sassoferrato, Bonifazio, Guercino, Moretto, Francesco Francia, Montagna, Bellini, Palmavecchio, Bordone, Guido Reni, Paolo Veronese, Domenichino, Tintoretto, Tizian, van Dyk und Rafael selbst mit seinem lieblichen Sposalizio. In dem zwölften Saale sind moderne Bilder der neuern lombardischen Schule ausgestellt, welche,

namentlich in der Behandlung der Farbe, dann in trefflichen Copien, sehr Anerkennenswerthes leistet. Der Hüter dieser Schätze ist ein ganz großartiger nackter Heros von Canova, im Vorsal, eine gewaltige Gestalt, die, in der Rechten eine Victoria, in der Linken das Scepter, unter ihrem Riesenschritt die Erde zu zwingen scheint und wol nicht mit Unrecht auf eine Apotheose Napoleon's gedeutet wird.

Ich brach aber allen Kunstwerken in Mailand an Zeit ab was irgend anging, um mit voller Muße des Domes genießen zu können, dieses Kleinods manchfaltiger Meister und Muster. Stunden brachte ich wieder zu in seinem Innern, in den vielen Geschossen seines Thurm's, zumeist aber auf dem Platz vor der Façade und den unerschöpflich reichen Seitenschiffen. Den Thurm zu besteigen ist zwar nicht ohne Beschwerde — es sind: 194 Stufen im Innern, 150 bis ans Dach und noch einmal 150 bis auf die Galerie der Thurmspitze, zusammen 494! — aber so außerordentlich lohnend, daß es für jeden, der es physisch irgend vermag, eine unerläßliche Pflicht ist. Denn einmal ist die Aussicht über die ganze lombardische Ebene bei einigermaßen hellem Himmel ganz unvergleichlich; im Süden sieht man über die Klause von Pavia und über die stattlichen Kuppeln von Pavia selbst die blauen Appenninen, südwestlich den Montcenis, Montblanc, Monte Rosa und den St. Bernhard, nördlich den St. Gotthard und den Splügen, nordwestlich die Berner Alpen, den Monte Leone und den Simplon, östlich die Tiroler Alpen und den Ortler. Aber schöner fast als dieses Bergpanorama von vielen hundert Meilen im Umfang, ist der Anblick der lachenden lombardischen Ebene mit ihren zahllosen silberblitzenden Flüssen, Seen, und Canälen, mit ihren Städten, Schlössern, Villen, mit ihren endlos wogenden Baumgärten; man begreift hier den Jubelruf, mit welchem die Germanen, von den Berghöhen der Alpen niederschauend, immer wieder dies Wunderland begrüßten; man begreift den Zauber, der uns

Allen mit schwungvoller Sehnsucht die Seele beflügelt bei dem melodischen Klang: Italia! Aber auch wenn die Witterung diese classische Aussicht verschließt, ist es Pflicht, den Thurm zu besteigen, weil man nur hier dem wunderbaren Reichthum des Details an dieser Kirche gerecht wird, welcher nach der Peterskirche und dem Dom zu Sevilla der größte Tempel der Christenheit ist. Von Stilreinheit oder Stileinheit kann natürlich keine Rede sein bei einem Bau, welcher im 14. Jahrhundert (nach dem Plan eines deutschen Baumeisters, Heinrich Arler von Gmünd) begonnen, zu Ende des 15. der Hauptsache nach ausgebaut, vom 16. bis 19. weiter geführt, seit 1805 von Napoleon aufs neue mit wesentlichen Modificationen des Urplans in Angriff genommen wurde und bis zur Stunde noch nicht fertig ist. Aber die Großartigkeit der Quantität allein macht, ganz abgesehen von der Schönheit der Ausführung, einen erhabenen, ja einen betäubenden Eindruck, und nicht mit Unrecht haben die Mailänder ihren Dom das achte Wunder der Welt genannt. Die Gliederungen an dieser Marmormasse sind unerschöpflich: das Dach allein trägt 98 gothische Thürmchen und die Zahl der Marmorbildsäulen, in welche die Außenwände verlebendigt aufgelöst scheinen, übersteigt 4500, obwohl noch keineswegs alle vom Meister intendirten Bildsäulen ausgeführt sind. Wenn diese Auflösung der festen Wände in zahllose Menschen- und Thiergestalten an sich etwas Unruhiges hat, so verschwindet doch dieser Eindruck unter dem Staunen über das Unabsehbare der Manchfaltigkeit: es wirkt eben doch wieder die breite Masse als solche, nicht das unruhige Einzelne, und schließlich wird der Eindruck durch die imposante Majestät des Ganzen doch wieder ein architektonisch-correcter, nicht wie bei San-Marco ein malerisch-phantastischer, weil bei diesem die Quantität nicht über die bunte Verwirrung forthilft.

All dies gilt aber natürlich nur von dem Außenanblick, welchen man, wenn man, durch das stete Umkreisen des großen Baues ermüdet, ruhen will, am besten von einem

der Cafés in der Frontfaçade genießt. Der Innenbau ist verhältnißmäßig unbedeutend, obwohl die fünf Schiffe und die drei des Oberhauses 448 Fuß in der Länge, 175 in der Breite und einen Flächeninhalt von 87230 Quadratfuß messen, um 24312 mehr als der kölner, um 54830 mehr als der Stephansdom! Die Kunstwerke im Innern sind nicht bedeutend und bei der großen Dunkelheit der Wände schwer zu erkennen; auch der heilige Carl Borromeo in seiner Grabcapelle interessirte mich nicht lebhaft. Sehr schön aber sind die 52 gewaltigen (16 Schritt im Umfang haltenden) schön crenelirten Säulen, welche statt der Capitäle einen Kranz von Statuen zeigen, und die Malerei der Decke, welche durchbrochenes Steinwerk in so vollendeter Täuschung nachahmt, daß ich dem lieblichen Trug beinahe mehr glaubte, als dem übereinstimmenden Zeugniß meiner drei glaubwürdigen Landsleute, Burckhardt, Förster und Bädeker.

Ueber die Menschen- und Thiergestalten der Außenseiten, welche letztere den kühnsten Phantasien der Erbauer des kölner und des freiburger Münsters nicht nachstehen, könnte man ein Buch für sich allein schreiben. Ich will nur bemerken, daß eine der Porträtgestalten die Züge Napoleon's trägt; dies ist charakteristisch genug und führt mich von selbst zu den par Bemerkungen, mit welchen sich die Physiognomie Mailands erschöpfen läßt.

Mailand ist keine italienische, es ist eine modern- europäische, und eher noch als eine italienische eine französische Stadt. Trient, Roveredo, Verona vor allem, Venedig, Padua, Pavia, Pisa, Parma, Modena, Piacenza, Bologna, Florenz, Genua und Ravenna tragen in ihrer Architektur und ihrer Bevölkerung das unverkennbar italienische Gepräge, welches in Mailand, dem eigentlichen Mailand, so gut wie völlig fehlt, abgesehen von einer oder der andern Vorstadt, welche nicht in Betracht kommt. Wer in den Hauptstraßen dieser Stadt geht und kein Italienisch lesen oder verstehen kann — es wird aber auch sehr viel Französisch gesprochen und sehr

viele Firmen sind französisch geschrieben — der würde nach dem Eindruck der Häuser, der Tracht, der Gesichter und Haltung der Menschen ebenso leicht in einer großen französischen, deutschen, belgischen Stadt zu sein glauben als in der Hauptstadt der Lombardei. Es fehlt der italienische Lärm, die italienische Buntheit, Bewegtheit, Unordnung, das Historisch-Malerische der Geberde, das Plastische oder Pittoreske der Gestalten, es fehlt der Gemüse- und Fischmarkt, es fehlt wirklich und wahrhaftig — außer in den Vorstädten — der italienische Schmutz! Damit ist alles gesagt.

Was nun aber die Physiognomie Mailands anlangt, sofern sie der Ausdruck der politischen Stimmung ist, hätte ich freilich die Stadt nicht wiedererkannt. Bei meinem letzten Aufenthalt daselbst standen die prächtigen ungarischen Grenadiere auf dem Domplatz und die Militairmusik spielte: aber das war auch der einzige Ton des Lebens und der Freude. Jetzt dagegen ist Mailand eine der brillantesten, belebtesten Städte, die ich gesehen; die Eleganz und der Reichthum der Cafés, der Galanterie- und anderer Luxusläden, der Herren- und Damentoiletten und das ameisenhafte großstädtische Leben, das auf den breiten Straßen wogt — vom Domplatz fahren alle fünf Minuten vier Stellwagen nach allen vier Seiten der Stadt und sie sind immer so gedrängt voll und so umlagert, daß es schwer hält, darin unterzukommen — zeigen eine reiche, rührige, frohe, nach allen Richtungen eifrig fortschreitende Bevölkerung: Freude und Zufriedenheit sind dieser Bevölkerung unverkennbar eingeprägt.

XVI.

Schlußbetrachtung.

Aus dem Rang der zweiten Stadt des weiten Kaiserreichs, in welchem es nur Wien nachstand, aus der verhätschelten Hauptstadt des lombardischen Königreichs, in welcher Erzherzoge mit kaiserlicher Pracht Hof hielten, nunmehr zu einer

Provinzialstadt hinabgesunken, zurücktretend hinter Turin und Florenz und Neapel — und dennoch, wie ich am Schluß meines vorigen Abschnittes sagte, ist Mailand voll Freude und Zufriedenheit! Woher kommt das und erklärt es sich?

Das kommt einfach daher, daß in ganz Ober- und Mittelitalien, bis nach Rom hin, das italienische Nationalgefühl die vorherrschende, alle andern Interessen überwindende Lebensmacht geworden ist. Man kann das nicht mehr verkennen: die anständigen österreichischen Blätter räumen es wenigstens stillschweigend jetzt selbst ein. Der italienische Patriotismus ist eine Wahrheit: er ist nicht eine Intrigue napoleonischer Politik oder sardinischer Herrschsucht. Diese beiden Factoren mögen ihn unterstützt haben; aber der Grundtrieb im Volk ist rein und ohne diesen mächtigen Grundtrieb hätten auch Napoleon und Victor Emanuel nichts ausgerichtet. Keineswegs sind die Mittel zu loben, welche die italienische Revolution gegen Oesterreich und die Bourbonen angewendet hat, und so wenig heiligt uns der Zweck die Mittel, daß wir vielmehr für sehr möglich halten, diese gefährlichen Mittel möchten sich einst noch gefährlich rächen. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß die Bewegung selbst diesmal wirklich Ausdruck des Nationalgefühls war, daß der Patriotismus diesmal in der That das Volk, das ganze Volk ergriffen hat, mit Ausnahme der Priester, die nirgends ihrer Nation, sondern stets nur der kosmopolitischen Kirche angehören — und auch von diesen haben diesmal viele vergessen, daß sie Priester sind und sich erinnert, daß sie Italiener sind — ferner sehr vereinzelter Adelsgeschlechter und zum Theil jener Schichten des vierten Standes (Bauern und Fabrikarbeiter), bei welchen der Geldbeutel und der Hunger immer schwerer wiegen als sittliche und geistige Motive.

Die Bewegung, sage ich, hat jetzt das Volk ergriffen — darin liegt der große Unterschied des Jahres 1859 von allen frühern Schilderhebungen Italiens seit den Wiener

Verträgen. Die Revolution in den zwanziger Jahren, die Carbonari-Umtriebe waren verfrühte Regungen. Damals hatte der Drang nach nationaler Unabhängigkeit zwar die ersten und edelsten, aber nur erst die seltensten Geister erfaßt; damals waren es Verschwörungen der Aristokraten, der Aristokraten der Geburt und der Bildung, es waren die alten Adelsgeschlechter, dann die Gelehrten, Advocaten, Künstler, Aerzte — das Hochbürgerthum neben dem Adel, von dem diese sehr ehrenwerthen, aber oft sehr schwärmerischen, oft sehr doctrinären Bestrebungen ausgingen, welche scheitern mußten aus Mangel an substantieller Basis; sie bewegten eine kleine edle Minorität, aber nicht das Volk. Auch 1849 war das Volk noch nicht in dem Maße wie zehn Jahre später durchdrungen von der nationalen Begeisterung; die scheinbare Auflösung Oesterreichs, die Ansteckung von Frankreich herüber, der Ehrgeiz Carl Albert's wirkten damals zwar fortreißend, aber keineswegs war das Volk, zumal der dritte Stand, so völlig erfaßt von dem nationalen Gedanken wie heute. Damals waren die politischen und provinciellen Gegensätze — Socialisten, Republikaner, Constitutionalisten, Monarchisten, Aristokraten einerseits, Venetianer, Lombarden, Toscaner, Piemontesen andererseits — noch nicht aufgegangen in dem gemeinsamen Bedürfniß, vor allem Italiener zu sein. In Venedig haderte Manin mit Piemont, und selbst das eifrige Mailand benahm sich sehr schnöde und unschön gegen den geschlagenen Carl Albert; die Republicaner und Lombarden konnten den Piemontesenkönig nicht mehr ertragen, seit er Unglück hatte. In der Schule des Unglücks haben sich aber die Italiener gebessert; sie sind einiger, nüchterner, opferfähiger geworden, und ich kann auf Grund genauer Kenntniß der Zustände die nachfolgenden Sätze als unzweifelhaft hinstellen.

Ich habe Italien bereist in seiner gefährlichsten Probezeit — Garibaldi lag gefangen und verwundet und sollte eben vor Gericht gestellt werden — und ich habe beobachtet mit Augen, welche sich bestrebten, ohne Parteilichkeit zu

sehen; ja wenn ich unbewußt Partei genommen, so ist dies eher zu Gunsten Deutsch-Oesterreichs geschehen, welches meine Auffassung, selten in diesen Blättern*) vertreten, als untrennlich mit Deutschland verbunden denkt, denn zu Gunsten der Italiener, deren Eigenthümlichkeit mir, bei aller in den bisherigen Briefen gewiß bewährten Anerkennung ihrer Ueberlegenheit in einzelnen Richtungen, im Gesammteindruck eher fremd als sympathisch ist; ich muß mich zwingen, sie als Freunde anzusehen, während mein Blick auf Deutsch-Oesterreich an sich der eines Freundes ist.

Meine Ergebnisse sind diese.

Ueber alles Land südlich von Ravenna habe ich kein Urtheil aus eigener Erfahrung und Anschauung. Aber ohne Zweifel ist auch in Rom die nationale Partei die überwiegende und die päpstliche Herrschaft wird nur durch die französischen Bajonnete gestützt. In Süditalien und Neapel scheint die Sache folgendermaßen zu stehen. Sicilien ist auch politisch eine Insel, und der specifisch sicilische Particularismus scheint hier stärker zu sein als alles Andere: als das nationale, das socialistische und das legitimistische Moment; übrigens ist Sicilien sehr zum Republicanismus geneigt. In dem eigentlichen Neapel ist die piemontesische Partei wol auf den niedern Adel und das Hochbürgerthum beschränkt; der hohe Adel und der vierte Stand scheint überwiegend bourbonisch gesinnt: dabei hat das bigotteste Papstthum viele Anhänger, und der ganze Bauern- und Proletarierstand steht wol auf einer Stufe moralischer und politischer Bildung, welche italienischen Patriotismus ausschließt. Besonders aber ist der locale, provincielle, stammthümliche Gegensatz der Süditaliener zu Mittelitalien und nun gar zu den oft verhaßten Piemontesen so groß, sind auch die socialen Voraussetzungen so verschieden, daß ich Neapel und Süditalien heute (1862) noch keineswegs für einen völlig und auf immer gesicherten Bestandtheil des jungen Königreichs

*) Deutsches Museum von Robert Prutz: siehe das „Nachwort".

Italien ansehen kann. Es ist richtig, daß der bourbonische Brigantaggio künstlich unterhalten wird: aber er könnte nicht künstlich unterhalten werden, wenn nicht in den natürlichen, historischen, socialen Verhältnissen die Erleichterung dafür gegeben wäre. Gleichwol glaube ich, daß, wenn die Piemontesen das Glück und die Zeit dazu haben, die Segnungen eines rationellen Statswesens und einer fortschreitenden Bildung zu verbreiten, sie auch in Süditalien das Nationalitalienische über die provinciellen Gegensätze siegen machen können. So viel vom Süden, den ich nicht aus eigener Anschauung kenne, aber doch insofern beurtheilen zu können glaube, als ich wochenlang Männer aller italienischen Parteien über denselben habe berichten hören.

In dem Theil Italiens dagegen, welchen ich diesmal bereiste, ist die monarchisch-constitutionelle piemontesische d. h. nationale, italienische Partei von so entschiedenem Uebergewicht, daß die entgegenstehenden Velleitäten, Capricen, Grillen, Schmollungen und Launen so gut wie gar nicht in Betracht kommen; wer dies leugnet, der kennt die Wahrheit nicht oder will sie nicht sagen. Wie es in dem österreichischen Italien bestellt ist, habe ich schon angedeutet; Verona kann keine Stimmung äußern, Venedig liegt in grollender, des Ausbruchs gewärtiger Wetterschwüle, in den Städten nördlich von Verona ist die italienische Propaganda sehr eifrig, aber auch der Widerhalt nicht schwach. Das ganze Oesterreich und dem Papst entrissene Gebiet jedoch ist entschieden für das piemontesische monarchisch-constitutionelle Regiment; dies gilt von dem Adel, hohem und niederem, sofern er nicht in der österreichischen Armee dient und das Land geräumt hat, von dem ganzen Hochbürgerthum in den Städten, also Gelehrten, Künstlern, Offizieren, Kaufleuten, Advocaten, Beamten, Rentiers und den höhern Gewerken; es gilt ferner von der obern Schichte des vierten Standes, dem größten Theil der Bauern und den bessern, kleinern Handwerkern. Dagegen scheinen theilweise die Bauern, zumal in den seidenbauenden Gebieten Oberitaliens, aller-

dings noch österreichisch gesinnt zu sein und in Mailand ist die unterste Schichte des vierten Standes nicht zufrieden mit dem piemontesischen Regiment; sie leidet unter der Theuerung der Lebensmittel, die seit 1859 eingetreten, unter dem härtern Steuerdruck, unter der Arbeitseinstellung mancher Fabriken, welche der Krieg erschüttert hat. Diese Leute wollen nur Brot: sie sind ohne alle politische Gesinnung und in ihrer Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ebenso leicht für Oesterreich als für die garibaldi-mazzinistische Republik zu gewinnen.

Diese Ausnahmen kommen nicht in Betracht; das Volk als Ganzes, vorab der eigentliche Träger des modernen States, der dritte Stand, hat entschieden die frühern und sonstigen Parteispaltungen und Parteiintereſſen in dem gemeinsamen Nationalgefühl aufgehoben. Nicht nur die Eifersucht der einzelnen Städte untereinander und die provinciellen Gegensätze sind überwunden, auch die politischen Parteien haben sich vorläufig, das heißt bis zur völligen Herstellung und Befestigung des Königreichs Italien, ausgeglichen. Es ist nicht wahr, daß die republicanisch-garibaldische, oder gar die mazzinistische Partei in Mailand oder irgendwo in den von mir besuchten Städten stark oder gefährlich sei. Von den Hunderten von Italienern, mit denen ich von Politik sprach, hat auch nicht ein einziger für Garibaldi und gegen die turiner Regierung gesprochen. Garibaldi hat die vollste Sympathie, man nannte ihn einen tragischen Helden, aber man tadelte einstimmig, daß er gegen den Willen der Regierung jenen Putsch unternommen, welcher mit dem Tage von Aspromonte endigte, ja, so sehr man seine Verwundung und Gefangennehmung bedauerte, so wünschenswerth erachtete man doch, daß die Sache, ehe sie weitern Schaden angerichtet, rasch beendet worden sei. „Sehen Sie," sagte mir ein junger Advocat in Mailand, „ich bin Republicaner von Gesinnung und hoffe, daß wir in hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren die Republik haben werden: aber für jetzt bin ich für unbedingten Anschluß an das consti-

tutionelle Königthum Piemont. Erst muß Unteritalien beruhigt, Rom und Venedig befreit sein, kurz Italien muß essere fatta, ehe wir daran denken können, gegen Victor Emanuel aufzutreten. Ich habe Garibaldi 1859 nach Varese begleitet und 1860 im Süden an seiner Seite gefochten, aber als ich auch diesmal aufgerufen wurde, sagte ich entschieden: Nein! Denn ich wußte von Anfang an, daß diesmal die Regierung mit ihrem Verbot nicht Komödie spiele wie 1860, sondern Ernst mache und einen Angriff auf Rom jetzt nicht wolle. Vergebens rieth ich meinen Freunden ab; nachdem sie sich nicht haben abhalten lassen, danke ich Gott und Pallavicini, daß er sie nicht weiter kommen ließ. Ich bin Republicaner, aber zuvor Italiener, und bis Italien gemacht ist, muß alles Andere in den Hintergrund treten, auch die Freiheit."

Diese echt politische und echt nationale Gesinnung, welche offenbar von der alten oppositionellen Partei getheilt wird — abgesehen vou Mazzini und einigen verrannten Fanatikern —, ist es, welche in meinen Augen den Italienern alle Ehre macht, welche ihre Fortschritte in politischer Fähigkeit seit 1830 und 1849 beweist und welche dem jungen Königreich die einzig sichere Garantie der Dauer verleiht. Und in dieser Hinsicht haben wir Deutsche von den Wälschen zu lernen: denn bei uns will es immer noch nicht gelingen, daß Protestanten und Katholiken, Norddeutsche, Mitteldeutsche, Süddeutsche, Kleindeutsche und Großdeutsche, Conservative, Constitutionelle, Demokraten ihre Partei-Gegensätze auch nur vorübergehend vergessen, um der gemeinsamen deutschen Sache willen. *Es ist traurig, aber wahr: das Nationalgefühl ist in Deutschland noch nicht so mächtig wie in Italien.* (1862.)

Freilich wirken in Italien zwei Momente hierfür, welche in Deutschland fehlen: auf Italien lastet die Herrschaft eines fremden Volkes und dieses fremde Volk ist zweitens von sehr schroffem Gegensatz zu dem Nationalcharakter: das sind zwei Sporne, welche allerdings auf jedes Volk mächtig

wirken müssen. Ist doch durch die französische Fremdherrschaft auch das schwerfällige deutsche Phlegma endlich zur Verzweiflung angespornt worden und haben doch dieselben süddeutschen Staten, in welchen vor fünfzig Jahren noch der Rheinbund möglich war, jetzt ein entschiedenes deutsches Nationalgefühl, das keinen Bund mit Frankreich gegen andere Deutsche mehr ertragen würde.

Aber jene zweite Wahrnehmung muß ich als das bedeutendste Ergebniß meiner ganzen Reise betrachten: der Gegensatz italienischer und deutscher Art ist ein unversöhnlicher. Wenn durch einen Umschwung der Verhältnisse, der doch nicht ganz undenkbar ist, Oesterreich noch einmal die Herrschaft über Italien erlangen und dieselbe eifriger als früher anwenden würde, dem Lande allen möglichen materiellen Segen zuzuwenden und jedes mögliche Maß der Freiheit — — es wäre doch Alles eitel verlorene Mühe. Der Italiener wird immer der deutschen Herrschaft, auch der wohlthätigsten, widerstreben und der Ertrag dieser Herrschaft wird die Mühen und Kosten und Gefahren der Beherrschung nicht aufwiegen. Die italienische Nationalität ist so scharf ausgeprägt und der deutschen so entgegengesetzt in Vorzügen und Nachtheilen, daß von einer Accomodation der beiden keine Rede sein kann.

Ganz irrig sind deßhalb auch die Hoffnungen, das Königreich Italien werde jemals dauernd ein natürlicher Bundesgenosse Deutschlands gegen Frankreich sein. Möglich, daß einmal vorübergehend Italien mit Deutschland gegen Frankreich halten mag; aber abgesehen von dieser besonderen Constellation werden die beiden romanischen Völker stets natürliche Verbündete sein. Dermalen zwar ist der Haß gegen Frankreich, richtiger gegen Napoleon,*) in Italien fast so groß wie der Haß gegen Oesterreich. Denn Napoleon gilt — wol mit Unrecht — für den einzigen Riegel zwischen Garibaldi

*) Auf dem Domplatz zu Mailand werden unglaublich kühne Schmähbilder des Kaisers verkauft.

einerseits, Venedig und Rom andrerseits. Dazu kommt, daß der italienische Nationalstolz den Franzosen nie verzeihen wird, daß ohne ihre Hilfe das Königreich Italien nicht entstanden wäre. Das Italia farà da se von 1849 war so schön, so ideal — aber auch so unmöglich! Und daß es nicht durchzuführen war, daß „denn doch die Hexe dran" und Nizza geopfert werden mußte, das wird den Italienern ein Stachel im Herzen sein für immer. Sie zucken, wenn man ihrem oft beleidigenden Uebermuth Deutsch-Oesterreich gegenüber ihnen zu verstehen giebt: Ohne die Franzosen und den Verkauf von Garibaldi's Wiege wäret ihr Oesterreich nie gewachsen gewesen. Ich mußte mich wiederholt in der Nothwehr gegen ihren Siegesjubel dieser Waffe bedienen und sie schlug niemals fehl. „Cavour hat das gethan," sagen sie dann ganz „crestfallen", „und es war wohl nöthig, wenn auch sehr traurig." Aber das nächste Mal, meinen sie, um Venedig und Verona zu nehmen, brauchen wir die Franzosen nicht mehr, ja wir hoffen uns Nizza wiederzugewinnen bei guter Gelegenheit — Savoyen geben sie als mehr französisch denn italienisch definitiv verloren —; Venedig werden wir ohne Schwierigkeit gewinnen, denn die kaiserliche Flotte kann vor der unsern das Meer nicht halten, die Werke sind nicht so stark und das ganze Volk ist für uns. Aber Verona? fragte ich, das ist den Herren doch stark genug? „Ah bah," erwiderten die piemontesischen Officiere, mit denen ich darüber sprach, jedes Mal, „Verona ist stark von vorn, aber schwach von hinten. Was darin ist zu Anfang des Krieges, ist darin, mehr aber kommt nicht hinein, denn wir gehen sogleich ins Südtirol und setzen uns à cheval über die Etsch." So? erwiderte ich, weiter nichts? Wissen die Herren, daß sie damit verletzen il territorio della confederazione germanica und daß Sie dann sofort haben werden la guerra col la confederazione? „Oh no Signor," antworteten die Piemontesen mit einer erschreckenden Kenntniß unserer Zustände, „la confederazione germanica non farà niente! Wenn auch die Bavaresi mar-

schiren wollen und noch ein par dei piccoli: — das leiden schon, abgesehen vom Napoleone, die Prussiani nicht. Die Prussiani schlagen sich viel lieber mit den Oesterreichern als mit uns." „Und möcht' ich sie zusammenschmeißen, könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen," sprach ich bei solchen Gelegenheiten zu mir selbst.

Wenn Sie mich nun nach alledem um meine Ansicht von der Zukunft Italiens fragen, so antworte ich zuerst, daß Prophezeien nicht meine Sache ist. Bestehen Sie aber auf einer positiven Antwort, so fällt dieselbe folgendermaßen aus:

Ich halte die italienische Armee, bei aller Achtung vor ihrer Bravour, der österreichischen nicht für gewachsen; wenn die Italiener ohne fremde Hilfe Venedig gewinnen wollen, — so können sie darüber Mailand wieder verlieren.

Haben aber die Italiener das Glück friedlicher Muße, so werden sie ohne Zweifel ihr Land nördlich von Rom zu einem ganz rationellen Statsgebiete entwickeln; vielleicht auch Sicilien und Neapel: doch wird dies jedesfalls viel längere Zeit in Anspruch nehmen.

Ihr Streben, Rom zur Hauptstadt zu erhalten, ist durchaus natürlich und politisch berechtigt; ob sie es durchsetzen werden, hängt von unberechenbaren Eventualitäten in der ganzen europäischen Politik ab. Ich halte es aber für nicht unwahrscheinlich.

Ebenso natürlich ist ihr Streben nach Venetien: hier collidirt ihr Interesse möglicherweise mit denen Oesterreichs und **Deutschlands**. Wenn die letzteren — insbesondere das Bedürfniß der Verbindung mit dem Adriatischen Meere und die strategischen Postulate der Defensive der deutschen Südgrenze*) — die Erhaltung des dermaligen Besitzstandes for-

*) Anmerk. Als 1870 vor den Schlachten vor Metz Victor Emmanuel mit dem Grafen von Beust gegen Preußen und seine Deutschen Verbündeten losschlagen wollte, hätten die „fratelli" bis Kufstein auf der Eisenbahn fahren können, um auf München zu marschiren. — Die „Irredenta" kann sich darauf verlassen, daß sie Trient und Triest mit dem **freien** Willen Preußens **nicht** erhält. (1881.)

dern, dann natürlich kann keine Rede sein von einem Aufgeben derselben trotz aller Principien der Nationalitätslehre, deren Consequenzen ja auch da nicht gezogen werden, wo sie für uns sprechen, wie im Elsaß, in Lothringen, der Schweiz, den Ostseeprovinzen. Ich gestehe aber offen, daß ich nicht competent bin, jene handelspolitische und strategische Frage wissenschaftlich zu entscheiden: und es widersteht mir, das dilettantische Hin- und Herreden der Parteipresse über diesen Punct zu vermehren.

Ich wünschte aber — im Interesse Oesterreichs noch mehr als in dem Italiens —, daß der Kaiserstat jene Provinzen, etwa gegen eine Machterweiterung an der Donau, umtauschen könnte, am Besten, wie ich schon früher gesagt, nach einem neuen ehrenvollen und mehr glücklichen Waffengang. Denn diese italienischen Länder werden stets eine ungewisse, zehrende Besitzung bleiben.

Aber zum Schluß. Als ich nach einem stundenlangen politischen Gespräch ungefähr dieses Inhalts auf die Straßen trat, fand ich dieselben vom Volke in freudigster Erregung belebt; soeben war die telegraphische Nachricht von der Amnestie für Garibaldi und die Gefangenen von Aspromonte eingetroffen. Es war Nachmittag; bis zum Abend waren zahllose Häuser mit Kränzen und Flaggen geschmückt und bis tief in die Nacht hinein erschollen die Vivas für Victor Emanuel und für Garibaldi. Ich mußte des todten Grafen Cavour gedenken; die beiden Männer, deren Namen die Lüfte erfüllten, haben freilich die dankbarsten Rollen in dem großen politischen Drama, Cavour aber hatte das größte Verdienst, die schwerste und undankbarste Rolle. Er hat eingesehen, daß man ohne Napoleon Italien nicht befreien konnte und daß es Napoleon nicht umsonst thun werde; er hat das eingesehen, geseufzt und Nizza hingegeben. Garibaldi hätte Nizza nie hingegeben, aber hätte Italien auch nie befreit. Wir wollen uns doch im Stillen eingestehen, daß auch wir Deutsche ohne die russische Hilfe niemals Napoleon's Joch abgeschüttelt hätten: und wenn nun diese

Hilfe nur um ein Stück Böhmen oder Ostpreußen wäre zu erkaufen gewesen, worin hätte wol die herbe Pflicht eines deutschen, nicht nur österreichischen oder preußischen, Ministers bestanden? Cavour ist in der Vollkraft seines Lebens erlegen; es gibt Conflicte, die man nur mit seinem Herzblut löst.

Und nun lassen Sie mich rasch abbrechen: ich finde keinen würdigeren Abschied von Italien als diese ernste, politische Betrachtung.

Ich reiste von Mailand mit der Eisenbahn über Bergamo und Brescia nach Verona und von Verona über den Brenner nach Innsbruck. So kurz mein Aufenthalt in dem classischen Lande verhältnißmäßig war, so reich war er an Eindrücken aller Art für Geist, Gemüth und Phantasie; möchte es mir gelungen sein, in diesen Briefen kein ganz unwürdiges Zeugniß von jenem Reichthum niedergelegt zu haben. Leben Sie wohl!

Nachschrift nach zwanzig Jahren.

Diese vor zwei Jahrzehnten geschriebenen Beobachtungen der damaligen Gegenwart und Wünsche und Vermuthungen für die Zukunft haben sich im Ganzen nicht übel bewährt: für einen Propheten gebe ich mich nicht: aber die Gewöhnung geschichtlicher Betrachtung, diese rückwärtsschauende Prophetie, ist doch, wie der Erfolg gelehrt, nicht ganz werthlos für das politische Urtheil. —

Als jene Briefe geschrieben wurden, galt in Preußen der bitterste Haß gegen Deutsch-Oesterreich, nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, galt die Verachtung auch Deutsch-Oesterreichs als der Anfang aller politischen Weisheit, das Bündniß mit dem Sarmatenreich als Preußens natürlicher Schild. Ich aber habe nie aufgehört, in den Bajuvaren jenseit des Inn unsere allernächsten Brüder zu erkennen.

Auch in Preußen scheint man jetzt einerseits die Absichten und andrerseits die Macht der Moskowiten anders als ehedem zu würdigen. —

Wie hat sich doch seit zwanzig Jahren die Gruppirung von Italien, Frankreich, Süddeutschland, Preußen, Deutsch-Oesterreich, Rußland verschoben! Und abermals in zwanzig Jahren? Ich hoffe, die Kämpfe nicht zu erleben, welche der normalen Gruppirung vorher gehen müßen: — denn für immerdar können doch die Deutsch-Oesterreicher nicht der dumpfen und neidvollen Brutalität barbarischer Völkerschaften ausgeliefert bleiben.

Königsberg, am 19. Juli 1881.

Frau Aventiure.*)

(1864.)

Nicht eben Vieles hat Joseph Victor Scheffel bis heute geschrieben und doch ist er bei jungen Jahren ein Liebling Deutschlands geworden. Die leichte, lustige Geschichte vom Trompeter von Säckingen hat zuerst und rasch ihm die fröhliche deutsche Jugend gewonnen und einen Beifall gefunden, der vielleicht sogar über das poetische Verdienst des glücklichen, aber künstlerisch nicht allzubedeutenden Wurfes hinausging. Der frische Humor und das schnurrige Wesen des flotten Stückleins hatten das Beste gethan.

Ganz andern Gehalts ist die zweite Veröffentlichung Scheffels gewesen: der „Ekkehard, eine Klostergeschichte aus dem X. Jahrhundert.“ Zwar fehlten auch hier die drolligen Züge eines ganz eigenartigen Humors nicht, und wohl mag es sein, daß diese wieder am meisten zu dem außerordentlichen Erfolg des Buches beitrugen. Aber in diesem Ekkehard steckte doch viel mehr als die Philosophie des trefflichen Katers

*) Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit, von Joseph Victor Scheffel. Stuttgart 1863.

Hidigeigei (der übrigens immer zu unseren Herzensvertrauten gezählt hat). Hier ist eine gründliche Kenntniß des deutschen Mittelalters, eine Kenntniß, welche nicht nur das Wissen, sondern die Anschauung, die Phantasie, die Sinnesart, das Herz und das Gemüth durchdrungen hat: hier ist eine Tiefe und ein Reichthum, eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung für die eigenste deutsche Art, für das Wesen jener reizvollen Vorzeit, hier ist so viel historische Phantasie, eine solche Gabe, Denk-, Gefühls- und Lebensart der Vergangenheit zu reproduciren, daß wir den Dichter dieses Romans nur mit einem Einzigen vergleichen können, dem er in manchen Dingen nachsteht, in manchen voransteht, in vielen gleichsteht: mit keinem Geringeren, als: Sir Walter Scott. Nach steht er diesem Classiker des historischen Romans vor Allem in der Kunst des Baues: wir täuschen uns nicht darüber, daß der Ausgang des Ekkehard künstlerisch unbefriedigend ist, während nicht das mindeste Verdienst des großen Schotten in dem meisterhaften Bau seiner Fabel beruht. Aber in jener Reproduction und Wiederbelebung vergangener Zustände wissen wir Keinen zu nennen, der dem Dichter das Ivanhoe so nahe gekommen wäre, wie unser Joseph Victor: und an Glanz der Phantasie, an Wärme der Vorstellung, an Energie des poetischen Ausdrucks, an lyrischer Macht übertrifft der Deutsche häufig den ehrwürdigen Sir Walter, der freilich von deutscher Romantik nichts wissen konnte.

Wenn in der architectonischen Leitung eines größern Ganzen, in der bis zuletzt durchgeführten Beherrschung des Stoffes eine Aufgabe zu liegen schien, welche Scheffel nicht immer völlig gelöst hat, wenn er dagegen schon in seinen epischen Darstellungen durch die Gewalt seines lyrischen Tons mächtig gewirkt hat, so ließ sich erwarten, daß der Dichter in einem lose gebundenen Cyclus von Liedern aus dem mittelalterlichen Leben ganz Meisterhaftes leisten werde: diese Erwartung hat sich im reichsten Maß erfüllt: die Frau Aventiure ist kein geringerer Fortschritt über den Ekkehard hinaus als dieser über den Trompeter hinaus gewesen war. — Es sind diese

Lieder entstanden unter den wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten Scheffels über die Zeit des Sängerkriegs auf der Wartburg, die Redaction des Nibelungenliedes und den Kreuzzug Ludwigs von Thüringen nach Akkon. Unter diesen Studien haben sich dem Dichter die historischen und fabelhaften Namen und Autoren jener Tage zu leibhaftigen Gestalten verdichtet, zu Individualitäten mit sehr bestimmten Charakterzügen: es werden uns, nach präludirenden Wartburgliedern und altfranzösischen Weisen, vorgeführt: Herr Wolfram von Eschenbach, Reinmar der Alte, Berlt der Junge (Walters von der Vogelweide Singerknabe), Biterolf, der Vogt von Tenneberg, der Mönch von Bant, fahrende Leute, Einer aus Schwabenland, Anastasius der Byzantiner, Magnus vom finsteren Grunde und zuletzt — des Dichters Lieblingsgestalt — Heinrich von Ofterdingen.

Wir müssen uns an dieser Stelle das Vergnügen versagen, im Einzelnen nachzuweisen, mit welch unvergleichlicher Feinfühligkeit, mit welcher Versenkung in das Wesen jener Zeit der Dichter jede seiner poetischen Individualitäten aus dem Nichts oder — schwerer als aus dem Nichts — aus dem Widerstreit von ein paar trockenen Notizen hervorgerufen hat: wir begnügen uns hier mit den einfachen Sätzen, daß eine solche Reproduction einer vergangenen Welt unter allen Dichtern nur einem Deutschen und daß diese Reproduktion unter allen deutschen Dichtern nur Victor Scheffel möglich war. Das kleine Büchlein wird ein Schatzkästlein werden jedes deutschen Lesers, der das rechte Maß von Poesie und Innigkeit und von Empfindung für das Geheimniß deutschen Wesens mit sich bringt. Der Genuß dieser Lieder ist nicht zu vergleichen mit dem Genuß anderer, moderner Poesie: es steigt aus ihnen auf wie die Blume edelsten Rheinweins.

Das ist starkes Lob. Aber es ist nicht zu stark. Unsere modernsten Dichter setzen uns so viele Tassen Thee vor, schwachen und starken, aber immer wieder Thee, daß es Einem nicht zu verargen ist, wenn man sich hochaufathmend eines Trankes echten Weines freut.

Auf daß jedoch die „Ewig-Nüchternen“ nicht achselzuckend spotten, wir hätten wohl zu tief in diesen goldenen Becher geblickt und im Rausche der Begeisterung die Fähigkeit des Urtheils verloren, wollen wir zwei unverkennbare Fehler dieser Lieder ausdrücklich hervorheben.

Einmal — darüber ist weniger zu sagen — hat sich's der Meister mit der äußern Technik etwas leicht gemacht. Es versteht sich, daß wir bei einem Buche wie das vorliegende nicht die Einhaltung all der strengen Regeln fordern können über schärfste Reinheit des Reims, über Vermeidung von Hiatus, Ellipsen, Inversionen u. s. w., welche wir seit Rückert und Platen und wir dürfen hinzufügen — Geibel von aller modernen Kunstpoesie verlangen müssen, wie Frack und Handschuh von dem Ballgast. Scheffel setzt sich in dieser Sammlung historischen Gepräges mit Recht von vornherein hinweg über diese Canones, welche das Product unserer jüngsten ästhetischen Vergangenheit und deßhalb nur für moderne Kunstpoesie (für diese aber auch unerläßlich) maßgebend sind. Aber darin fehlt Scheffel, daß er oft diese kleinen Incorrectheiten auch da begeht, wo sie nicht aus dem Stil seines Cyclus folgen und wo ihnen obenein leicht abzuhelfen wäre. — Länger müssen wir bei dem zweiten Vorwurf verweilen, denn er hängt mit der großen Principienfrage zusammen, welche dieser Cyclus anzuregen so sehr geeignet ist. Scheffel stört häufig die Wirkung seiner schönsten Stellen durch mittelhochdeutsche, nur dem Fachmann verständliche Ausdrücke, durch Wörter, welche nicht blos dem großen Publicum, sondern selbst einem sehr gebildeten Mann, der nur eben nicht gerade Germanist oder Provençalist von Beruf ist, unerklärlich bleiben müssen. Bei der nächsten Auflage sollten die fremdartigsten dieser Störenfriede entfernt werden.

Nun hören wir schon viele Leute sagen: „Aha! das kömmt davon, wenn man „historische Phantasie“ hat! wenn man sich in vergangene Zeiten versenkt, statt immer hübsch zu singen, wie der allermodernste Schnabel gewachsen ist.“

Darauf ist nur zu sagen: Manchen Leuten ist eben der modernste Schnabel noch nicht gewachsen.

Oder, ernsthaft gesprochen: wer dem Dichter das Recht abspricht, die Poesie vergangener Zeiten aus dem Schacht der Geschichte zu heben, wer ihm verwehrt, sich einzuleben in die Sinnesart anderer Geschlechter, wer ihm versagt, die Zartheit und Treuherzigkeit, die Kraft und Einfalt unserer eigenen Vorzeit nachzufühlen, der entzieht der Poesie ihr halbes Königreich: dem ist über der Feinheit die Tiefe, über der Glätte die Wärme, über der realistischen Mache die Poesie überhaupt verloren gegangen. Wird es doch — mit Recht — gepriesen, wenn Einer sich poetisch einzuleben weiß in die eigenartige Sinnesart fremder Völker, romanischen, slavischen, orientalischen Stammes. Und in die Sinnesweise unserer deutschen Vorzeit dürften wir uns nicht vertiefen? Immer nur den modernen Salon und seinen kosmopolitischen Thee? Nein, wir und unseres Gleichen, wir danken Victor Scheffel aus ganzem Herzen für seinen vollen Becher alten, echten, deutschen Weins.

Die Schlachtfelder von Beaumont, Mouzon und Sedan.

1870.

I.

Donchéry, bei Sedan 4. September. Wie ich aus nachgeschickten Nummern Ihres Blattes*), welche mit Heißhunger verschlungen werden, ersehe, sind Ihnen meine aus verschiedenen Stationen zugefertigten kurzen Mittheilungen gar nicht zugekommen oder zu spät gegenüber

*) (der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

dem raschen Fortgang der Geschehnisse und Geschicke. Längere zusammenfassende Schilderungen und Berichte vermochte ich Ihnen während der oft anstrengenden Märsche, Fahrten, Ritte, beim besten Willen nicht zu schreiben; die Ermüdung war allzu groß, wenn wir z. B. nach zwölf- und achtzehnstündiger Rüttelung auf offenem Leiterwagen, einige Male bei strömendem Regen, spät Nachts in einem elenden Dörflein ins Quartier kamen, mit der Aussicht des Wiederaufbruchs bei der Hahnenkraht. So will ich denn heute und hier, da wir nach Einrichtung mehrerer Lazarete und Verbandplätze zu größerer Ruhe gelangt, einige Notizen nach- und zusammentragen.

Von Weißenburg war ich über Sulz nach Hagenau gegangen, hatte daselbst die von Würzburg mitgeführten Lebensmittel, Brod und Wein, vertheilt, und mich einer vom Berliner Centralcomité ausgesendeten Colonne angeschlossen, welche eine Ladung ausgesuchter Arznei-, Verband- und Lebensmittel zur ersten Hilfe auf die Schlachtfelder führen sollte. Am 15. August gelangten wir noch auf der Eisenbahn nach Vendenheim, der Gabelung der Linien nach Straßburg und Brumat; das Straßburger Münster — längst hatt' ich seinen Anblick ersehnt — zeigte seinen hochragenden Thurm zum Theil von Rauchsäulen verhüllt; es brannte in der Stadt. In Brumath luden wir unsere in einem Eisenbahnwagen mitgeführten Vorräthe in acht zweispännige Leiterwagen aus und brachen nach Saarburg auf. Die irrige Nachricht der „Karlsruher Zeitung“ von der Uebergabe der Pfalzburg hätte beinahe uns und unsere werthvolle Ladung den Franzosen in die Hände geführt: denn wir hatten die über jene Veste führende nächste Straße eingeschlagen; gerade noch rechtzeitig warnten uns die badischen Patrouillen. Wir überschritten nun, weit nach Süden umbiegend, die Vogesen in der Richtung auf Zabern. Welch herrlich Waldgebirge, der alte Wasgenstein, und von so durchaus deutschem Gepräge! Man begreift gar nicht, daß diese schön geschwungenen Berghänge, mit Buchen vom

Scheitel bis zur Sohle bekleidet, von überallher rieselnden Waldwässern durchströmt, vom Vogelruf durchklungen, nicht deutsch sein sollen. Im Thüringer Wald, im Angesicht der Wartburg, fühlte ich mich nicht heimischer als hier. Und wunderbar den Berg hinan gelehnt, schließt das Schloß „der Gräfin von Savern" die Landschaft bei dem Austritt von den Wäldern ab. Uebrigens machten wir den größten Theil des Weges zu Fuß, knöcheltief im Schmutz der von Regengüssen aufgerissenen Gebirgspfade watend. Von Saarburg ging es nach Luneville, wo uns um Mitternacht ein mitleidiger Magazinverwalter durch Gewährung eines Strohlagers in seinen ausgeräumten Hallen vor dem Uebernachten auf dem Pflaster des Marktplatzes bewahrte. Tags darauf zogen wir in der glänzenden und reichen Hauptstadt Lothringens, in Nanzig, ein. Unvergleichlich schön liegt diese Perle im Schos einer weiten Thalmuschel. Die Stimmung der Einwohner war durch erlogene Siegesberichte der französischen Blätter gefährlich gereizt; die zahlreichen Arbeiter begannen schwierig zu werden; mit Gewalt wollten sie einen Verhafteten befreien; die schwache Besatzung von etwa 800 Bayern hatte einen bedenklichen Stand. Hier in Nanzig verband sich unsere Colonne, welche werthvolles Material zu liefern vermochte, mit der des Majors von Grolman, die an Aerzten und Turnern ein ausgezeichnetes Personal gewährte, worunter sechs barmherzige Schwestern eine hoher Achtung und hohen Dankes werthe Stellung einnahmen. Die Gesammtcolonne wuchs durch diese Zusammensetzung zu einundzwanzig mit Heil- und Hilfspersonal und auserlesenen Vorräthen beladenen Wagen an, und durch Vermittelung des Grafen Görtz und des Fürsten Puttbus ward ihr die ehrenvolle Aufgabe, stets dem Hauptquartier des Kronprinzen zu folgen und unmittelbar in oder sofort nach der Action auf dem Schlachtfeld ihre Thätigkeit zu entfalten. So ging es denn, immer auf den Spuren des Kronprinzen, über Vannes, Vaucouleurs, Reigny la Salle und Ligny nach Bar le Duc, dem westlichsten Puncte, den wir auf der Linie

gegen Châlons erreichten, während die Vorposten bereits bis Epernay ihre Fühler vorgestreckt hatten. Von dort aus folgten wir der großen Nordschwenkung der dritten Armee nach St. Ménéhould und Buzancy. Hier erhielten wir Befehl, schleunigst nach Beaumont vorzugehen, um daselbst für eine große Zahl Verwundeter Lazarete zu errichten.

Am Morgen des 30. August brachen wir mit unsern Wagen auf und suchten so rasch als möglich auf dem hügeligen Terrain durch die großen Truppen- und Traincolonnen vorwärts zu kommen. Wir waren nicht wenig begierig, die Spuren des Kampfes zu schauen, dessen Verlauf uns Tags zuvor ein vom Schlachtfeld mit Rapport zurückkehrender Adjutant geschildert. Die ersten Zeichen des Gefechts und der wirren Flucht der Franzosen stießen uns auf, als wir durch ein Wäldchen hinabstiegen, das von Nordost nach Südwest sich gegen Beaumont senkt; dieses Städtchen liegt in einem weiten rings von Anhöhen umzogenen Thal; hier hatte der linke Flügel der Armee Mac Mahons gestern campirt, die Division de Failly's, während das Centrum bei La Chêne stand. Zwei durch die Landstraße getrennte große Zeltlager waren südlich vor der Stadt, ein drittes auf einem Plateau nördlich hinter der Stadt aufgeschlagen gewesen.

Höchst erstaunlicherweise war der Vorpostendienst der kriegsgeübten Franzosen, die doch wahrlich in Afrika genug Veranlassung haben, den Schutz gegen plötzliche Ueberfälle zu lernen, völlig vernachlässigt; sie hatten in dem erwähnten Wäldchen, durch welches der Anmarsch der Deutschen erfolgen mußte, gar keine Vorposten aufgestellt: so kam es, daß die lagernden Truppen gerade beim Abkochen — die Reiterei und Artillerie hatten die Pferde in die Tränke geführt — vollständig überrascht wurden, und zwar nicht etwa durch flinke Reiter oder unhörbar heranschleichende Jäger, sondern durch — Artillerie! Es war, wie uns der Adjutant berichtete, die bayerische Batterie Baumüller, welche ungedeckt — nur von wenigen preußischen Ulanen geführt, die zuerst die französische Mittags-Idylle erlauscht, — bis an den Saum

des Waldes vorfuhr und plötzlich Granaten unter die Schmausenden warf. Welch' besinnungsloses Entsetzen die Ueberfallenen ergriffen, das zeigte noch am andern Tage der Anblick der beiden Lager: ohne nur an Widerstand zu denken, müssen hier — zu spät suchten sie es in anderer Stellung gut zu machen — die Feinde in panischem Schrecken alles haben stehen und liegen lassen, wie es bei den ersten Schüssen stand und lag; denn in beiden Lagern, in einem Umkreise von etwa 1½ Stunden, war Alles, was ein Her an Waffen, Munition, Kleidung, Geräth aller Art, Material und Lebensmitteln denkbarerweise mit sich führen kann, in unabsehbaren Mengen hingestreut; Tornister und Gewehre lagen schon in den Gräben der Landstraße weit vor dem Lager: aber in diesem selbst fanden sich ungezählte Feldmützen, Käppis, Helme, Uniformröcke, Hosen, Strümpfe, Schuhe, Tornister mit jedem möglichen Inhalt, Chassepots, Yatagans, Pistolen, Carabiner, Küchengeräth aller Art, Zelte und Zeltstangen, todte und verwundete Pferde, Munitions- und Proviantwagen, zerschossene Laffetten und auch noch eine mächtige Kanone in Mitte des getödteten Gespanns. Noch hingen die Kochkessel mit ihrem halb verschütteten, halb gar gekochten Inhalt von Gemüsen, Hülsenfrüchten, Fleisch über den gekreuzten Stäben der plötzlich verlassenen Feuer.

II.

Wir rückten auf der Landstraße in das Städtchen Beaumont ein, dessen Häuser wenige Spuren des Kampfes zeigten: die Franzosen hatten sich erst auf der Höhe jenseit der Thal-Mulde wieder gestellt. Höchst malerisch nahmen sich die auf dem Friedhof vor der hochgelegenen Kirche in bunten Gruppen zusammengedrängten Gefangenen aller Waffengattungen aus, wie sie in dem gewölbten Portal lehnten, oder an den Gräbern kauerten, oder auf dem breiten Mauerrande saßen und lagen. Zahlreiche Häuser waren von den deutschen und französischen Militärärzten als Verbandplätze und Spitäler eingerichtet; auf den Straßen trieben

sich auch Mitglieder der französischen freiwilligen Hilfscorps umher, deren theatralischer Aufputz mit rothen Schärpen, Gürteln ꝛc. aber bemerklicher war als ihre werkthätige Hilfe; ich wenigstens habe nie gesehen, daß einer dieser pittoresken Herren Hand angelegt hätte, so dringend das Bedürfniß danach rief. Doch auch wir sollten nicht hier, wie unsere ursprüngliche Weisung gelautet, zur vollen Arbeit kommen; in richtiger Voraussicht der für den nächsten Tag bevorstehenden blutigeren Kämpfe ertheilte man uns den Auftrag noch bis Chémery vorzugehen und uns für den kommenden Morgen bereit zu halten; so wurde denn nur kurze Rast gemacht, in welcher die Pferde Futter erhielten. Ich eilte aus den Gassen der Stadt auf das Schlachtfeld in die überfallenen Lager. Links auf dem Wege dahin wurden in einem großen Steinbruch abermals etwa tausend Gefangene bewacht; im Vorbeigehen vernahm ich, es sei ein französischer Curé darunter, der, weil er auf unsere eindringenden Truppen gefeuert, in einer Stunde erschossen werden solle. Ich hielt das Gerede für eine der vielen Erfindungen ähnlichen Inhalts und verfolgte meinen Weg auf das weite Blachfeld, wo ich Sanitätssoldaten und Ambulanzen in voller Thätigkeit sah. Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen.

Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgensdarmen nicht auszureichen, diese Gräuel zu verhindern: hier, bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen „Hyänen des Schlachtfeldes“ mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten,

welche von den Armeen mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, welche hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Her nur mit sich führt im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt, wie ihre Granaten, fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit den eingeschnittenen Rüben: einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmal in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegrabenen in beiden Lagern angetroffenen todten Franzosen schätze ich auf etwa dreihundert — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa vierzig; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht zwölfhundert Schritt entfernten Höhen jenseit Beaumont; Bajonnet- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier gar nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Officiere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier noch bei Mouzon noch bei Sedan noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Officier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, welche, aus den aufgerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagte sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence, aus den sonnigen Reben- und

Pfirsich-Geländen des goldenen Rhône, an ihren Sohn, den Vicomte de * *, Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei „Wißemborge“ so wunderbar gerettet: der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage — der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes; zwischen Nasenwurzel und Auge war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Alm-Wiesen der Loisach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fanden wir fünf, in der zweiten sechs durch Einen Schuß dahingestreckt — die letztere Gruppe war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem Zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hintern Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinweg rasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten —, von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war.

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. Aber gegen die weiche Rührung, die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Grnppe trafen wir einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in der linken Seite und mußte, so sagten unsere Aerzte, noch etwa zehn Minuten bei vollem Bewußtsein gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch

offnen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt standen wir eine Weile still: dann lösten wir das Bild aus seiner Hand, constatirten aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und Einer von uns übernahm es, Bild und Briefe und einen Bericht, wie wir den Todten gefunden, getreulich an das Fräulein zu senden. Es war ein traurig Schreibwerk.

Auf dem Rückweg, den wir nun beschleunigten, fanden wir noch eine schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden. Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihreu Standpunct hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Beim Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, welcher, in der Rechten noch das wuchtige Beil, die Brust mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexico bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier. Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen Unterofficiers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen: da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes Pfaffengesicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: „Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur: hub er an, j'entends que vous parlez français!

je suis accusé d'un crime, duquel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh pour la grâce de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma religion!“

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn die preußischen Soldaten waren zur Hand, die ihn gestern zielend mit dem von Schüssen heißen Gewehr ergriffen; natürlich versprach ich, seinen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich endlich am Ausgang des Städtchens traf.

Groß ist der Frevel dieser Zeloten. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — „ditsch wollen wir ja werden, wenn's sein muß: aber katholisch möchten wir doch schon bleiben,“ jammerten mir die Leute in Reigny la Salle vor —: ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden; und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: „der Schullehrer und der Pfarrer.“

Von Beaumont brachen wir gegen Abend nach Mouzon auf. Die breite Landstraße, welche über die Höhen führt, war, außer mit der nun schon wohlbekannten Hinterlassenschaft französischen Rückzugs, mit einer bisher noch nicht gefundenen bedeckt: nämlich mit vielen Dutzenden der viereckigen Kistchen für je achtundzwanzig Patronen von Mitrailleusen —: das für niederdeutsches Mundwerk nicht zu verarbeitende, ölig gleitende Wort haben die Landsleute Fritz Reuter's längst in ein ehrliches „Trall Meusen“ umgesetzt, das sie mit unbefangenstem Ernst constant gebrauchen. Auf dieser die Niederung beherrschenden Hügelkrone sollten die Mordgeschütze, wie nun schon so oft seit Weißenburg und Wörth, den deutschen Ansturm hemmen, und Zeit gewinnen für den Abzug der geschlagenen Infanterie und der schweren Geschütze. In Masse lagen die Cigarrenbüchsen ähn-

lichen Kästchen, leer oder noch mit dem tödtlichen Inhalt gefüllt, umher; daß sie aber die Verfolgung nicht abzuhalten vermocht, dafür kamen uns eben hier von Mouzon her die erfreulichsten Zeugen entgegen: elf Kanonen, gestern Abends dem weichenden Feinde abgenommen und nun von der siegreichen Mannschaft, welche Helme und Waffen bekränzt trug, zurückgebracht; dahinter abermals ein großer Zug Gefangener, an der Spitze ein wild blickender Zuave, die Hände auf den Rücken geschnürt und von dem führenden Dragoner am Stricke gehalten.

III.

Es war volle Dämmerung, als wir uns dem alterthümlichen Mouzon näherten: des Einzugs werd' ich nie vergessen. Erst gegen Mittag hatten die Preußen, welche gestern Abends nur bis an die Thore gelangten, im Sturm die engen verrammelten Gassen und selbst die einzelnen Häuser genommen; links und rechts am Rande der schmalen Gäßchen lagen, wie sie gefallen waren, die todten Franzosen in breiten Blutlachen: höchstens hatte eine fromme Hand das verzerrte Gesicht bedeckt; die eingestoßenen Fensterrahmen, die mit den Kolben gesprengten Hausthüren, die Dallen der Gewehrkugeln an den Mauern bekundeten den grimmen Straßenkampf, der hier getobt; in einem Hause zur Linken hatte eine Granate die Ecke des Ziegeldaches durchschlagen und noch in die Wand des Nachbars eine klaffende Wunde gerissen. Wir bogen ein auf einen freien Platz: da war ein großes Gebäude total ausgebrannt; noch immer aber stiegen aus dem qualmenden Schutt Rauchwolken, von feurigem Scheine durchglüht, in den Abendhimmel. Linkshin öffnete sich der Blick auf einen Canal der Maas; aber welch ein Blick! Die flüchtenden Franzosen hatten auf einer Brücke ihre Artillerie und ihre Mitrailleusen, durch eine Furt den colossalen Train über das schützende Gewässer führen wollen; mitten in dieser Arbeit wurden sie von der auf der Höhe auffahrenden deutschen Artillerie

überrascht: und als nun die Granaten sausend in die dichte Masse schlugen, da stürzten im Gedränge der Verzweiflung Mann und Roß und Wagen und Geschütz von der Brücke, deren Geländer barst, die kaum gefundene Furt ward verstopft, Pferde und Menschen wurden weggespült: und jetzt noch lagen und standen in der Fluth Kanonen, Mitrailleusen und Gespanne aller Art haushoch übereinander gethürmt — ein unentwirrbarer Knäuel. Und über dem allen nun: — die friedevollste Dämmerung! Zartgelbe Abendwolken, lange hingestreckt: über dem schlanken gothischen Kirchthurm stand die feine Sichel des Mondes: und aus einem fernen, fernen Dorfe her klang leise verhallend das Ave Maria. —

Ein preußischer Officier — er trug den zerschossenen Arm in der Binde, drei Geschütze hatte er gestern Abends mit seiner Compagnie genommen — warnte uns, einzeln oder unbewaffnet in die Häuser zu gehen, in denen immer noch Franzosen versteckt gefunden wurden, welche wiederholt gegen Aerzte und Sanitätssoldaten Gewalt gebraucht, und während er sprach, wurden fünf Gefangene vorbeigeführt, die man eben aus einem Keller geholt.

Fürst Pleß hatte uns in Beaumont angewiesen, in Mouzon nur kurzen Aufenthalt zu machen und so weit möglich gegen Sedan vorzugehen, wo man für morgen die Entscheidung erwartete; zwischen Chémery und Sedan sollten wir andern Tags eine Ordonnanz mit weiteren Befehlen finden. So fuhren wir denn — es war völlig dunkel geworden — weiter. Die drei auf unsere einundzwanzig Wagen vertheilten Laternen gewährten wenig Trost und waren mehr das Symbol als die Wirklichkeit einer Beleuchtung. Ich ritt den mir zugetheilten ersten fünf Wagen voraus als „Weiser“ eines Weges, von den ich keine Ahnung hatte! Doch ging es noch leidlich, so lange wir uns nur durch die von den Officieren und Feldgensdarmen in musterhafter Ordnung gehaltenen Colonnen der marschirenden Truppen zu winden hatten, obwohl auch Artillerie die Hälfte der Straße bedeckte. Als wir aber in die Nähe des Dörfleins

Autrecourt gelangten — ich will ihm nichts übles nachreden, darf aber wohl wünschen, es niemals wieder zu schauen — konnten unsere Wagen, mit lebensmüden, zum Theil bereits von Brumath mitgeschleppten Rößlein bespannt, ein neues Hinderniß kaum mehr überwinden: nichts geringeres nämlich als einen ganzen französischen Train, welchen die fliehenden Truppen, da er ihren Weg sperrte, einfach auf der Straße umgestürzt und rechts und links in die Gräben geworfen: todte Pferde, Karren, Körbe, Kisten lagen noch in Menge auf der Chaussee: und nur nachdem wir Alle abgestiegen waren, die Pferde führten, die Hemmnisse wegräumten, die Räder schoben und hoben — alles das in dunkelster Dunkelheit — gelangten wir in den Flecken. Es war sehr spät. Wir beschlossen, hier zu übernachten. Ich fand noch in einem ärmlichen Haus ein Strohlager unter einem Dach, durch dessen große Lücken freilich der Nachtwind blies, aber auch ein wunderschöner Stern grad' auf mein Lager sah. Unter dem Sehnsucht weckenden Ruf der fernen deutschen Hörner, die von den Wachtfeuern der Vorposten durch die Stille der Nacht herüber tönten, schlief ich ein.

IV.

Der erste September, der große Ehrentag deutscher Nation, sollte auch für unsere Colonne ein kleiner Ehrentag werden: Major v. Grolman*) erfüllte hier sein schon zu Nancy mir gegebenes Wort: „Sie wollen vor? Sie wollen hinein? Gut: sie sollen hinein kommen.“ Es war diese Zusage, an die ich mich in so mancher durchrüttelten und durchregneten Stunde gehalten hatte, wenn mich der böse Zweifel versuchen wollte: ob ich nicht „für das Universum“, wie Victor Hugo sagen würde, oder für das Vaterland ersprießlicher an meinem Schreibtisch als wie dermalen an der Radsperre eines Leiterwagens arbeiten könnte.

*) Der in jeder männlichen Tugend ausgezeichnete Führer unserer Colonne, ein herrlicher Greis, erlag während des Krieges den übermäßigen Anstrengungen seines Berufes. Er ruht und Ehre deckt ihn zu. —

Seit Buzancy und Beaumont hatten wir stündlich steigend den Eindruck: nun wird es näher und ernster, nah und ernst. Mit feierlicher Empfindung, stiller als sonst, traten wir am Morgen an unsere Posten und fuhren durch den weißen Nebelduft dahin, dessen die Sonne nur langsam mächtig ward.

Die Truppen, die uns gestern und vorgestern begleitet, waren wohl schon voran oder hatten andere Routen eingeschlagen: unsere Straße war leer und still — ein ernster Gegensatz zu dem lärmenden Gedränge der letzten Tage; schweigend sammelte sich wohl jede Sele, entschlossen und gespannt, das Aeußerste zu leisten — leider nur an Hilfe, an friedlicher Hilfe.

Als wir Chémery zurückgelaßen, begannen die ersten Zeichen des Kampfes sich zu melden: rechts in der Ferne sahen wir ein großes Anwesen mit mehreren Nebengebäuden in hellen Flammen stehen: und ungeachtet des Rasselns unserer Wagen, die nun in scharfem Trab bergabwärts eilten, vernahm man, so glaubten wir, die Kanonen. Man stritt darüber hin und her; ragende Hügel verdeckten die Aussicht fast nach allen Seiten: aber hoch oben am nunmehr ganz erhellten Himmel sah ich in der sonst wolkenlosen Bläue ganz kleine rundliche Wolken plötzlich auftauchen, eine Weile schweben und ebenso rasch verwehen: es waren französische Granaten.

Rascher, rascher trieben wir die Rosse an: denn vor uns lag sie endlich, die langersehnte, die männermordende Feldschlacht.

Jetzt wichen die Hügel zur Linken etwas zurück: da sahen wir auf drei großen Parallelstraßen starke Colonnen aller Waffengattungen, Reiter, Fußvolk und Geschütz, vorwärts drängen in der gleichen Richtung mit uns; unwillkürlich machten alle Wagen ein lauschendes Halt: da! Schlag auf Schlag! Kein Zweifel mehr! Geschützdonner in nächster Nähe auf der Krone des Hügels zu unserer Rechten!

Wir begrüßten den Ton mit einem freudigen Hurrah!

Da sprach ein Begleiter unseres Zuges, der, ohne es in seiner hohen Würde zu ahnen, uns schon manchen heitern Augenblick bereitet, die ewig denkwürdigen Worte:

„Weiter kann kein Mensch fahren — denn da schießt man!"

Der Major aber beorderte uns, trotz dieser Unmöglichkeit, noch ein gutes Stück vorwärts, und erklärte dann, an einer geeigneten Stelle die weiteren Weisungen abwarten zu wollen.

Ich verließ nun die Wagen und eilte, so rasch ich konnte, den steilen und hohen Hügel zur Rechten hinan: oben bot sich ein unvergleichliches Bild, der beherrschende Blick auf den Kessel und den gesammten Hügelrand des Thals von Sedan, erfüllt von den kämpfenden Heren Deutschlands und Frankreichs.

Wir kamen von Süden, von Chémery: gerade uns gegenüber lagen Stadt und Festung Sedan im Thalkessel auf dem jenseitigen Ufer der Maas, die hier in starker Krümmung durch die Ebene zieht; ein zierlicher, gelber Kirchthurm und die grünen Glacis der Wälle fallen zumeist in die Augen an dieser Festungsstadt; in weiterer Ferne nördlich ragen dicht bewaldete Berge, hinter ihnen liegt die belgische Grenze. Vor unseren Füßen, etwas rechts, als eine Art Vorstadt, liegt ein Dorf, Frénois, in welchem am Morgen des 2. September Napoleon und Bismarck sich begegneten, nahe vor den Thoren der Veste. Auf den Höhen rechts, nach Osten, gelangt man nach Balan und Bazeilles, wo die Bayern so heldenmüthig fochten; sie hatten die Versuche Mac Mahon's, nach Süd-Osten zum Entsatz Bazaine's in Metz durchzubrechen, so lange gegen große Uebermacht abzuwehren, bis auf dem linken deutschen Flügel der Kronprinz eintreffen und, nach Nordosten vordringend, den Sachsen die Hand reichend, den Ring des Schicksals um den Cäsar schließen konnte. Links von unserer Stellung auf dem Berg und der Straße nach Chémery liegt das Städtlein Donchéry und nordöstlich davon das blutgetränkte Hügeldorf von Floing.

Ein höherer Officier des bayerischen Generalstabs — das eiserne Kreuz schmückt jetzt seine Brust — erklärte mir schon in Ménéhould, bestimmter noch in Buzancy, daß eine Katastrophe der Armee Mac Mahon's unausbleiblich geworden, seitdem seine versuchte Flankenbewegung von Châlons nördlich auf Metz rechtzeitig entdeckt und durch die forcirten Märsche der dritten Armee gegen Norden, sowie durch Detachirung eines Corps unter dem Kronprinzen von Sachsen vereitelt worden: „man hat der Marschirfähigkeit der Truppen das Aeußerste zugemuthet; man wußte, daß man es durfte: und sie haben es geleistet." Nachdem durch die Gefechte von Beaumont und Mouzon Mac Mahon über den Chiers und über die Maas zurückgedrängt, war die Einschließung in dem Kessel von Sedan unvermeidlich geworden und es blieb am 30. August nur noch der Rückzug nach Norden über die belgische Grenze. Die Bewegungen der Deutschen am 31., die Kämpfe am Abend dieses Tages, und die vom 1. September hatten den Zweck und den vollen Erfolg, auch diesen letzten Ausweg abzuschneiden und das ganze Heer in die kleine und, weil rings von den Hügeln beherrschte, unhaltbare Festung zusammen zu drängen.

Wiederholt hörte ich den Ausdruck „Kesseltreiben" gebraucht, um den Vorgang zu veranschaulichen; bei diesem Vergleich ist aber zu bemerken, daß bei Beginn der Schlacht der Kreis noch keineswegs geschlossen war, sondern erst durch die Kämpfe dieses Tages geschlossen wurde. Freilich konnten auch wir Laien deutlich wahrnehmen, wie vor unseren staunenden Augen diese Bewegung sich so regelmäßig wie bei einem Manöver vollzog, ungestört durch die unablässigen Versuche der Franzosen, die Kette bald an diesem, bald an jenem Gliede zu zerbrechen oder die Glieder nicht zum Anschluß gelangen zu lassen; als wir, um neun Uhr etwa, auf dem Schlachtfeld eintrafen, war Sedan, der Mittelpunct des Kreises, und der nördliche Halbkreis der Höhen um diese Stadt, etwa von Nouvion bis Daigny, vom Feinde besetzt;

nur erst der entsprechende südliche Halbkreis, etwa von Donchéry bis Bazeilles, von den Deutschen; und als Abends um halb sechs Uhr das Feuer verstummte, hatten die deutschen Batterien den ganzen Hügelkreis besetzt, so daß sie sich von Norden nach Süden, von Givonne nach Remilly, und von Westen nach Osten, von Donchéry nach Bazeilles, hätten beschießen können; unaufhaltsam und in regelmäßigen Intervallen sahen wir sie, wie auf dem Exercierplatz, von Osten und von Westen um Sedan herum sich vorschieben, bis sie endlich hinter Sedan im Norden sich die Hände reichen und den Weg nach Belgien sperren konnten: was aber von Franzosen vor Sedan und auf jenen Höhen gestanden, das lag niedergeschmettert von unserer überlegenen Artillerie auf der Wahlstatt oder herabgeworfen in die enge Stadt, auf deren Straßen fünfhundert deutsche Geschütze nun von dem Hügelkreis herniedersahen.

Dies der einfache, großartige Gang der Schlacht, wie er sich dem Laien darstellte.

Noch in der Nacht des 31. August hatten die Bayern und Württemberger, das 5. und 6. Corps, die Maas überschritten, nachdem der Feind westlich auf die Linie Mézières-Sedan zurückgewichen; die Bayern standen bei Bazeilles, weiter rechts bei Daigny die Sachsen, das Eintreffen der Garde noch weiter nördlich bei Givonne sollte den Gürtel hier schließen, während andere Theile der Bayern (nebst dem 5. Corps) westlich bis Fleigneux fochten, die Württemberger am äußersten linken Flügel die Besatzung von Mézières im Schach hielten, und südlich in den Niederungen von Donchéry die Reiterdivision des Grafen Stolberg stand.

Es war etwa gegen zehn Uhr, als ich die nächsten, im Gefecht stehenden deutschen Truppen erreichte: bayerische Batterien, bekannte Würzburger Officiere; sie fuhren auf einer steilen Höhe auf und schossen auf französische Colonnen, die östlich von Sedan vorzubrechen suchten; eine weit vorgeschobene feindliche Batterie und die Festung erwiderte das Feuer heftig, doch, so viel ich bemerken konnte, mit geringem

Erfolg; zahlreiche Granaten platzten hoch über unseren Köpfen in der Luft: nur wenige schlugen in unserer Nähe ein, von deren einer ich ein noch heißes Stück aus der Erde zog; „zwei Todte und zehn Verwundete" zählte ein Civilarzt später auf. Doch bewunderten wir die enorme Tragweite der Chassepots: nicht nur Trainsoldaten hier und auf der Straße nach Chémery, dicht bei unseren Wagen, auch Chevaulegers, welche noch zehn Minuten hinter uns in einer Hügelspalte hielten, wurden durch Gewehrschüsse von den vor Sedan stehenden Colonnen wohl auf zweitausend Schritte getroffen. Eine Viertelstunde oberhalb der Bayern hielt eine starke Gruppe deutscher Officiere in glänzenden Uniformen. Lange, lange stand ich hier: der Knall der hart neben mir feuernden Kanonen betäubte fast mein Gehör; neue Geschütze fuhren auf: ich mußte den Platz wechseln und gerieth dabei fast unter die in scharfem Trab vorsprengenden Chevaulegers, deren Nahen bei dem allmählich furchtbar anwachsenden Geschützfeuer ganz unhörbar gewesen: denn jetzt, zwischen ein und zwei Uhr etwa, erreichte der Artilleriekampf seine Höhe; unaufhörlich rollte und grollte es auf allen Höhen, blitzte es aus allen Wäldern, krachte es aus der Stadt und der Festnng; das eigenthümliche Sausen der durch die Luft schwirrenden Granaten wurde fast nicht mehr unterschieden: es war, wie wenn sich in engem Gebirgskessel, etwa von Kreuth oder Walchensee, zwei entgegenstehende Gewitter verfangen haben und der Donner bald in dumpfem Rollen, bald in hellen scharfen Schlägen schallt und an den Bergen widerhallt. Da taucht grell ein neues Getöse auf, ein unangenehmes, schnarrendes Knattern: es sind die Mitrailleusen! Dort auf dem linken französischen Flügel scheint es besonders heiß herzugehen: denn unablässig rasselt der fatale Ton dieser „Schlacht-Ratschen", wie sie meine Altbayern vortrefflich getauft. Ich glaube, es ist das unwillkürliche Grauen vor dem maschinenmäßigen, drehorgelhaften Niederschmettern anstürmender Helden, was das Geräusch so widerlich macht. Daß übrigens gegen Infanterie,

die ungedeckt eine bestimmte Strecke passiren muß, in der Nähe die Wirkung dieser Waffe verderblich ist, sollte man nicht mehr bestreiten. Freilich scheint der Streuungskreis gering; ich sah selbst einen Officier, dessen Hand und Arm von fünf solcher Geschosse auf einmal getroffen wurde. Allmählig wurde es ruhiger auf dieser Seite; gegen die bayerischen Batterien fielen nur noch wenige Schüsse mehr. Ich verließ diese Stelle und stieg (oder glitt und rutschte vielmehr) die steilen Hügel hinunter am Saum eines Wäldchens gegen einzelne Häuser — ich weiß nicht mehr, welches Dorfes — hinter denen bayerische Jäger lagen, das Zeichen zum Angriff auf Torcy, die Vorstadt von Sedan, erwartend. Ich passirte die breite Allee, welche sich von Donchéry gegen die Festung hinzieht; ihre Bäume waren von Granaten, die sich hier oft gekreuzt haben mochten, übel zerzaust; einzelne an dieser Straße liegende Häuser waren von den Jägern stark verrammelt, ein Hofthor barricadirt, die Brücke über ein Gewässer abgebrochen, für den Fall, daß die Feinde sich hier nach Süden einen Ausweg bahnen wollten — eine Gefahr, die uns eine Zeit lang, wie sich später ergeben wird, viel näher stand, als wir dachten. Mit Mühe gelangte ich an einem Park entlang über die Verhaue und über das Wasser. (Ich ging nun mit den bayerischen Jägern vor, [VI. Bataillon,] welche eine Baricade auf der Chaussée vor Torcy nahmen. Wir hatten manche Verluste durch das nahe Chassepotfeuer von den Wällen: siehe den zweitfolgenden Aufsatz.)

Da erregten — es war etwa 1½ Uhr — zugleich in der Front und auf dem linken Flügel neue Signale und Bewegungen die Aufmerksamkeit; vor mir blies das Jägerhorn abermals das Zeichen zum Avanciren, und links in der Ferne sprengte Cavallerie in wilder Attaque einen Hügel herab. Ein Officier — mein Glas vermochte es kaum zu unterscheiden, — belehrte mich, es seien französische Cürassiere: den Gegner, preußische Infanterie, konnte ich gar nicht sehen: wohl aber vernahmen wir das lebhafte Schnellfeuer ihrer

Abwehr — und siehe, plötzlich jagte die dunkle Wolke Reiterei zurück, rascher noch als sie herangekommen.

Da kehrten auch von dem letzten Angriff der Jäger die ersten Verwundeten zurück, ein Lieutenant, ein Hornist, mehrere Mann. Militärärzte waren nicht in der Nähe: so geleitete ich sie zurück zu unsern Wagen, die ich nach langem Suchen, viel weiter rückwärts, fand. Während die Leute verbunden und erquickt wurden, erzählten die zurückgebliebenen Freunde, daß auch hier, hart an dem Rand der Straße, die Chassepotkugeln von Sedan eingeschlagen und einen Soldaten getödtet hatten; auch erfuhr ich, daß die glänzende Gruppe von Officieren, die ich oberhalb der bayerischen Batterien bei Frénois bemerkt, den König von Preußen und seinen Stab enthalten hatte.

Ich wollte nun noch einen andern Theil des Schlachtfeldes sehen und stieg mit mehreren Genossen links von der Straße eine Höhe hinan, auf deren Spitze, wie wir hörten, der Kronprinz und sein Gefolge hielt; auch den Schlachtenmaler Bleibtreu, dessen interessanten Berichten von dem Kampfe bei Wörth wir in St. Ménéhould begierig gelauscht, fand ich da eifrig zeichnend sitzen, mitten unter den unabläßig in der Luft explodirenden Granaten der Franzosen.

Das Gefecht entbrannte gerade wieder lebhaft auf den Hügeln zwischen Sedan und Donchéry; sehr steil vom Thalgrund gegen Nordosten aufsteigend erhob sich hier ein nackter Hügel — nur zwei einsame Pappeln und eine niedere Hütte daneben unterbrachen die kahle Linie, rechts davon ein gelblicher Steinbruch — auf dessen Spitze zuerst ein Wäldchen, dann abermals eine breite Zwischenfläche, eine Landstraße, wie es schien, dann aber ein dichter Tannenwald und ein hochummauertes Dorf sichtbar wurden. Beide Gehölze und das Dorf waren dicht besetzt von den Feinden, deren rothe Hosen oft auch vor der Lisière des Wäldchens sich zeigten.

Tief unten in der Thalsohle aber standen die Preußen; sie sollten im Frontalangriff diese Höhen nehmen, auf denen

sich, wie ich am nächsten Tage sah, die Franzosen in drei bis vier Schützengräben „en étage" eingenistet hatten.

Deutlich sahen wir am Fuße des Hügels die dunkeln Reihen sich sammeln, dann in bestimmter Gliederung theilen, und nun ging es rasch, unter heftigem Schießen, den nackten Abhang hinauf; aber, o weh! wie bedeckt sich plötzlich die kahle Fläche mit dunkeln, blauen Körpern, auch größern, weißen und braunen; es sind Todte und Verwundete in großer Zahl, auch Pferde der Officiere; die Bewegung stockt, die dunkeln Reihen gehen zurück und — welche Spannung, welche Aufregung! aus dem ersten Wäldchen brechen in Masse, im Laufschritt, die Franzosen verfolgend nach; jedoch nicht weit: starkes, rollendes Gewehrfeuer hemmt sie; genau sehen wir jetzt auch rothe Flecken auf dem Wiesenhang liegen; es sind die rothen Hosen der gefallenen Feinde.

Da eilen von der linken Seite dichte, schwere Massen vor, viele Pferde dabei, etwa auf die Mitte des Hügels: es ist eine preußische Batterie: fast ungedeckt fährt sie neben den einsamen Pappeln und der Hütte auf. Da horch! was knattert aus dem Wäldchen herüber? Das ist wieder der fatale Ton. Durch Mitrailleusen-Feuer soll die Batterie vertrieben werden: aber sie weicht nicht vom Fleck: wol über eine halbe Stunde hält sie dort und überschüttet — so entnehmen wir den darüber schwebenden Rauchwolken — das erste Wäldchen mit Granaten; endlich sehen wir genau die rothen Hosen aus dem Wäldchen heraus den Hügel aufwärts laufen, eiligst laufen, ohne daß wir noch einen Frontalangriff der Preußen wahrgenommen hätten: sie fliehen in Scharen über den leeren Zwischenraum und in das obere Tannengehölz; am andern Morgen sahen wir, welche furchtbare Zerstörung jene Batterie in dem Wäldchen an Bäumen und an — Franzosen angerichtet hatte. Diese schmetternden Granaten hatten den Feind zur Räumung der ersten Stellung gezwungen: schleunig fuhr nun die Batterie selbst in das Wäldchen, zugleich mit ihr drangen die dunkeln Massen des Fußvolks in das Buschwerk. Nun aber wiederholte sich derselbe

Vorgang in gesteigerten Dimensionen: jetzt mußten die Deutschen von dem Wäldchen aus den freien Zwischenraum passiren und oben den Tannenforst und das feste Dorf nehmen. Mit welchen Mitteln dies gelang, zeigte uns der nächste Morgen. Eine geschickte Umgehung faßte die Schützengräben des Feindes von der offenen linken Flanke: und die Granaten hatten furchtbar vorgearbeitet: haufenweise fanden wir die Franzosen in dem Steinbruch, in den Schützen-Gräben selbst, auf dem dahinter liegenden Plateau, in den ummauerten Gärten der Dörfer Floing und Illy hingestreckt und in dem Tannenwalde, dessen starke Stämme von den Shrapnels bald geknickt, bald ihrer dicksten Aeste beraubt, wie mit geschlagen und mit besiegt, dastanden. Aber ehe die Umgehungscolonne die offene Landstraße passirt hatte, mußte sie ein mörderisches Feuer aushalten: eine ganze Reihe von Mitrailleusen war hier aufgepflanzt, die einmal ohne Unterbrechung auch nur einer Secunde über drei volle Minuten fortknatterten. Ich weiß das deßhalb so bestimmt, weil ich bei dem furchtbaren Geklapper, im Gedanken an die braven Stürmenden durchfröstelt, meinen Nachbar anblickend, denselben ebenfalls tief erschüttert erbleichen sah, nun meine Uhr zog, und von da an noch volle drei Minuten das Gerassel beobachtete. Mir graute: — nicht für mich. Gegen hundert Patronenkisten fanden wir am andern Tag an dieser Stelle. Da plötzlich war Alles still: auch das Gewehrfeuer der Preußen, auch die Batterien schwiegen; die Franzosen hatten sich hier, wie wir später erfuhren, in großen Massen gefangen gegeben, als sie die Umgehung vollzogen sahen. Es war etwa 3¼ Uhr.

Dagegen ward es jetzt im Centrum und in der Ferne am äußersten linken Flügel der Feinde sowie auf den Höhen nördlich hinter Sedan lebendig. Im Centrum wurden die Bayern, in die ersten Häuser der Vorstadt eingedrungen, ebenfalls von äußerst heftigem, aber sehr kurzem Mitrailleusenfeuer empfangen; in dem Rücken der Franzosen aber, bei Givonne und auf der Straße von Sedan nach Bouillon,

d. h. nach der belgischen Grenze, hatte die 4. Cavalleriedivision die Verbindung mit dem Gardecorps erreicht: und nun donnerten die deutschen Kanonen auch von Norden her gegen die von allen Seiten umzingelten Feinde: der Ring war ehern geschlossen, es war gegen halb 5 Uhr. Es ging zum Ende.

Die bayerischen Batterien, welche vor Villette und Wadelincourt standen, deßgleichen die rechts von der Straße nach Chémery, bei denen ich vor Mittag gestanden, richteten, ihre Stellung etwas vorschiebend, ihr Feuer nun gegen die Stadt Sedan, um durch Brand und Verwirrung, in den von der geschlagenen Armee zum Erdrücken voll gestopften Straßen die Uebergabe zu erzwingen. Gegen fünfzig Geschütze der Württemberger (welche gegen Mittag einen Ausfall der Franzosen von Mézières abgewiesen hatten) fuhren dicht unter den Bayern auf, ihren Instrumenten zu secundiren; aber es kam nicht mehr zu diesem Concert: um fünf Uhr brannte es bereits lichterloh in der Vorstadt: und der schwarze Rauch eines großen Strohmagazins, das von den Bayern in Brand geschossen war, legte sich, wallend, wie eine ungeheure Trauerfahne, über die Stadt und das besiegte französische Her. — —

Gegen halb sechs Uhr meldete ein Adjutant einem nahe unsern Wagen haltenden General: Stadt und Festung Sedan habe Unterhandlungen betreffs der Capitulation angeboten und Einstellung des Feuers erbeten. Vom Kaiser, von Mac Mahon und von dem Einschluß der ganzen achtzigtausend Mann starken Armee verlautete damals noch nichts.

Nachdem wir abermals die bayerischen und nun auch die württembergischen Batterien aufgesucht und im Rückweg zu unsern Wagen durch einen Park über ein Dutzend versteckter Gewehre der Mobilgarde (keine Chassepots, sogenannte fusils à la tabatiére) gefunden und den nächsten Soldaten übergeben hatten, suchten wir in dem Dorfe Räume für Verbandplätze: wir fanden dabei auf einem Speicher

einen französischen Adler und eine Tricolore verborgen, aber leider nicht militärischer, sondern nur feuerwehrhafter Art. Gerade jetzt traf der Befehl ein, nach Donchéry zu gehen und in diesem Städtchen Lazarethe und Verbandplätze einzurichten. Wir fuhren alsbald auf den geräumigen Marktplatz des Städtchens ein, das von deutschen Truppen überfüllt war. Die Einwohner, welche den Tag über viele Todesangst gekostet, standen zitternd und bleich an den Thüren.

Daß wir, d. h. unsere heldenmüthigen Truppen, gesiegt, das hatten wir wohl alle mitangesehen. Aber das Maß der Erfolge? das war uns allen unklar. Wo war der Kaiser? In Metz oder in Paris? oder war er bei Mac Mahon gewesen und mit diesem und einem Theil der Armee gegen Metz entkommen? oder nach Belgien entwischt? und sollte morgen die Blutarbeit gegen die Festung und hunderttausend verzweifelt fechtende Franzosen von neuem anheben?

Diese Fragen und Zweifel quälten uns alle, während wir auf dem alten Marktplatz für unsere Gespanne Unterkunft suchten, wohl ein par tausend Mann deutsche Truppen, meist Preußen, aber auch Württemberger und Bayern, um uns her.

Da schallt von der Brücke her ein dumpfes Rufen: das klingt wie Hurrah! Und plötzlich sprengt die Straße herab, mitten auf den Marktplatz, ein Officier der rothen Husaren, den Säbel in der Rechten, ein Stück Papier in der Linken, und mit mächtiger Stimme ruft er: „Cameraden! Hurrah! der Kaiser ist gefangen!“

Dieser Moment und der Widerhall der tausend und abertausend deutschen Stimmen, welche begeistert und siegesfroh wiederholten: „Hurrah! der Kaiser ist gefangen!“ — dieser Moment des höchsten kriegerischen und patriotischen Jubels ist über allen Ausdruck groß gewesen!

Noch ehe wir zu dem höchst bescheidenen Nachtmahl niedersaßen, erfuhren wir Näheres: nicht nur der Kaiser, die ganze, die letzte Armee Frankreichs, die noch im offenen

Felde stand, sammt ihrem verwundeten Feldherrn, war an dem ruhmwürdigen Tage, den wir erlebt, in deutsche Hand gefallen. Um Mitternacht trennten wir uns, körperlich todtmüde. Aber ich konnte nicht schlafen. „Jetzt ist das deutsche Volk auf jedem Gebiet das erste Volk der Erde" — unablässig mußt' ich's denken.

Ich will diesen freudigen Bericht nicht durch Anführung der unerfreulichen Gründe entstellen, aus welchen wir verhindert wurden, mit unsern sechs zu diesem Behuf abgeladenen und frisch bespannten Wagen noch am Abend auf den nächstgelegenen Theil des Schlachtfeldes zu eilen, und Verwundete aufzusuchen und einzubringen. Gebührende Beleuchtung dieser Vorgänge wird an einem andern Ort — und an die richtige Adresse gerichtet — nicht ausbleiben. Ich constatire hier nur, daß wir nach zweistündigem schmerzlichem Harren unsere Pferde wieder ausspannen und den nächsten Morgen abwarten mußten: das Maß von Schmerz, ja von Verzweiflung vielleicht, welches durch diese absichtliche Abhaltung thatbereiter Hülfe über viele tapfere Männer gebracht wurde, welche die kalte Herbstnacht auf dem Leichenfeld verbringen und vielleicht deßhalb erliegen mußten, haben nicht wir zu verantworten.

V.

So gingen wir denn am andern Morgen mit Tagesanbruch ans Werk: schon um drei Uhr hatten unsere wackern Nürnberger und Würzburger Turner begonnen, die Wagen für die Aufnahme der Verwundeten zu rüsten; um halbfünf Uhr fuhren wir aus Donchéry ab. Ueber den Niederungen der vielgekrümmten Maas brütete noch weißer Nebel, der auch um die Tannen des Waldweges wob und spann; aber die Sonne stieg prachtvoll und leuchtend empor: die Sonne Deutschlands und seines großen Sieges! An dem Stationsgebäude waren die Truppen eifrig beschäftigt, die Vorräthe eines riesigen Güterzuges, der den Franzosen hätte Proviant zuführen sollen, auszuladen; ganze Wagen sah ich gefüllt

mit dem Militär-Zwieback, welcher, im Geschmack dem Osterkuchen der Juden ähnlich, im französischeu Rothwein erweicht, unsern Leuten ganz wohl behagt.

Hinter der Bahnlinie standen und lagen an den noch glimmenden Feuern viele tausend Gefangene aller Waffengattungen, von Husaren und Dragonern mit gespannten Carabinern bewacht; am Abend zuvor schon hatte man ihrer fünftausend durch die Straßen von Donchéry getrieben — man kann es nicht anders nennen; es war ein seltsames Nachtbild gewesen, diese bunt gemischten Massen, Reiter ohne Pferde, Fußvolk, Kanoniere ohne Kanonen, in zerrissenen, oft blutigen Uniformen beim rothen Scheine flackernder Pechfackeln von den behelmten Siegern — ein westfälisches Regiment — immer vorwärts, vorwärts gedrängt, hinweg van den Schwellen der Häuser, auf denen ihnen weinende Weiber Wasser, Brod und Suppe reichten; mich erbarmte eines etwa siebenzehnjährigen bildschönen Savoyarden, der die müden wunden Füße kaum mehr heben konnte; er sank an den Stufen unseres Quartierhauses zusammen; flehend baten die dunkeln Augen: „oh mon Dieu, mon Dieu!“ rief er gegen den sternenlosen Himmel empor: ich bot dem führenden Unterofficier meine Feldflasche; einige Minuten rastete nun der Zug: ich empfahl dem wackern blondbärtigen Münsterländer den armen Knaben mit den feinen Zügen und den zierlichen Gelenken: der dankte mir, die Thränen zerdrückend, für Brod und Wein und etwas Geld — und fort riß ihn der Zug in die Ferne, in die Nacht.

Auf unserem Weg entlang dem Flusse kamen uns immer neue Scharen von Gefangenen entgegen: hatte man doch deren über zwanzigtausend auf dem Schlachtfelde selbst ergriffen. Diese hohen Zahlen von Gefangenen in allen Gefechten mögen sich einerseits aus den geschickten Umgehungen der deutschen Führer, andrerseits aus einer gewissen plötzlich einbrechenden Haltlosigkeit erklären, welche, auch nach tapferstem Widerstand, französische Truppen oft befallen soll, wenn sie am Siege verzweifeln.

Dieser Mangel an Haltung läßt auch die Masse der gefangenen Franzosen höchst unschön, ja oft unwürdig erscheinen; sie haben nichts mehr an sich von „all the pride and circumstance of war“; ich konnte das Bild einer vom Schäferhund umkreisten und zusammengetriebenen Herde bei diesen Transporten nicht los werden; das Leichte, Flotte in Tracht und Manier der Franzosen erhält dann das Ansehen des Saloppen und Liederlichen; sehr deutlich und sehr vortheilhaft heben sich übrigens die alten dienstergrauten Troupiers, mit den aus Horace Vernet wohl bekannten Charakter-Köpfen, von den Frischlingen der Conscription ab. Von einem Haufen Mobilgarde, den ich vor St. Ménéhould gefangen sah, will ich lieber gar nichts sagen.

Die steil ansteigende holperige Straße — ich hatte alsbald beschlossen, auf diesem Wege meine Verwundeten nicht zu führen — bog nun links in den Wald. An dessen Eingang ragte ein hohes Crucifix mit Steinaltar; dicht dabei das erste Bild der Schlacht: der Steg über den breiten Graben eingebrochen, ein Train-Karren kopfüber hineingestürzt, ein todtes Pferd daneben; diese todten Rosse, in allen denkbaren Lagen, sind die echtesten und frappantesten Wahrzeichen von Hereszug und Schlacht.

Als wir wieder aufs freie Feld kamen, fielen einige Gewehrschüsse: es wurden wohl erbeutete Chassepots abgeschossen: da stob uns, abermals durch diesen Lärm aufgescheucht, ein Schwarm weißer Tauben entgegen, dessen ruheloser Flucht ich schon gestern lange zugesehen. Als auf dem rechten Flügel das Kleingewehrfeuer gegen Mittag so furchtbar um die Dörfer knatterte, eilten ihre bangen Scharen pfeilgeschwind zur Linken; da aber begegneten sie auf dieser blauen Bahn in Menge den schwirrenden Granaten: und angstvoll und rathlos wichen sie diesen unheimlichen Vögeln in weitem Bogen nach dem Wald hin aus.

Im nächsten Dorf fanden wir schon Aerzte, Sanitätssoldaten und — Todtengräber in voller Thätigkeit; in den übel zerschossenen Häusern richtete man Verbandplätze ein:

in einem arg zerstampften Garten grub man einen langen, langen Graben; einige Franzosen lagen schon darin: ein niedergetretener Rosenstrauch hing über den Rand, langsam fielen und wehten ein par Rosenblätter hinein.

Ich will nicht ermüden durch wiederholende Aufzählung der Spuren der grausen Schlacht; die zerbrochenen weggeworfenen Waffen und Uniformstücke bedeckten den ganzen Weg; ich bemerkte hier schon auffallend viele französische Harnische und die malerischen Helme, vom schwarzen Roßschweif umwallt, der Cürassiere. Bald sollte sich das erklären.

Wir fuhren nun in der Richtung nach Floing und Iges, den gestern wahrgenommenen, von uns „Leichenhügel" genannten Berg (Mont d'Iges) hinan; wahrlich, wir hatten ihn recht benannt: in dem gelben Steinbruch zur Rechten ruhten viele Preußen, zumal vom 32. Regiment, Frankfurter, Kurhessen und Nassauer, welche hier an den Mitrailleusen vorbeigestürmt. Auf dem Plateau aber in den Schützengräben, welche sie drei- und vierfach hinter einander aufgeworfen, lagen französische Infanteristen in grauenhafter Menge, gewiß acht Franzosen gegen einen Deutschen — mir verging das Zählen. Fast alle waren von den Granaten getödtet, welche mit furchtbarer Genauigkeit stets mitten in den Gräben niedergingen und platzten; in Haufen von fünf und zehn Mann, oft noch das Gewehr im Anschlag, lagen sie neben einander hingestreckt. Mein Fuß stieß an etwas Weiches, Schwarzes: ich bückte mich — es war der obere Theil eines Schädels mit gesammten Schopf; zwei Schritte davon lag der dazu gehörige Rumpf. Viele Gesichter der Todten waren von Schmerz oder Wuth entstellt, die Zähne auf die Lippen gebissen, die Finger in die Erde gekrallt, die Augen der meisten sind starr geöffnet, der Blick gen Himmel gerichtet.

Wir vertheilten nun, auf der Höhe angelangt, unsere Wagen und unser Personal nach allen Richtungen des Schlachtfeldes, verwundete Deutsche — die Franzosen über-

ließen wir den zahlreichen Aerzten ihrer Nationalität auf deren Wunsch — aufzusuchen und zu bergen; es lagen in den beiden dichtbebuschten Gehölzen und in vergessenen Furchen, in tiefen Gräben noch sehr, sehr Viele, welchen seit gestern Mittag noch keine helfende Hand, kein tröstender Mund genaht war. Und doch thaten, das sahen wir, Militärärzte und Sanitätssoldaten in treuestem Eifer ihre Pflicht. Aber das Schlachtfeld hatte sich weit über eine deutsche Quadratmeile (von Mézières bis Givonne und von den Ardennen bis Don und Doncy) erstreckt, und der Betrag der Verwundeten in beiden Heren näherte sich der Zahl dreißigtausend. Daß die Hilfe auf dem Schlachtfelde bisher noch nicht in dem Verhältniß der Zerstörung auf dem Schlachtfelde gesteigert worden, ist schmerzlich klar. Hochwillkommen waren die reichen Vorräthe frischen Wassers, das wir in Fässern mit uns führten; ebenso Brod, Mischungen von Wasser und Wein und weiches Leinenzeug; damit konnten auch wir Laien nichts schaden und manches nützen. Die Thätigkeit unserer Aerzte aber ist über alles Lob erhaben; die Dankesblicke der blutenden Helden waren ihr bester Lohn. Die stumme Resignation mit welcher die wunden Männer ihre Schmerzen tragen, die Zucht und Geduld, mit der sie abwarten, bis die Reihe an sie kommt, ist ergreifend; ich habe nur bei dem Heben und Tragen manchmal einen Schrei vernommen.

Nachdem der Rand des Plateaus abgesucht war, schritten wir die nordwestliche Senkung hinab: da bot sich ein neues Schauspiel. Als das Fußvolk auf diesem Flügel geschlagen war und den wirren Rückzug in die Festung antrat, sollte die deutsche Verfolgung durch Cavallerie aufgehalten werden: und dreimal machten fünf französische Reiterregimenter, drei Cürassierregimenter, ein Regiment Husaren und ein Regiment Chasseurs d'Afrique Attaquen, deren Bravour der officielle deutsche Bericht rühmend anerkannt hat. Ein leichtverwundeter 32er — ein echtes Frankfurter Kind — erzählte mir an Ort und Stelle, wie

gewaltig der Sturm der Reiter sich von dem Hügel dort auf sie herabgewälzt habe; aber es war umsonst! Die Preußen formirten nicht einmal Carrée; in Schützenklumpen und in Hakenstellung ließen sie den Feind dicht heran kommen, und gaben erst dann Schnellfeuer. Das Ergebniß dieser Arbeit lag nun vor unsern Füßen: reihenweise, dicht neben einander, wie sie geritten waren, lagen die Cürassiere und Husaren hingestreckt, wie wenn man an einen Zug dicht neben einander gestellter Bleisoldaten stößt; es war ein furchtbarer Anblick. „Zum Einhauen," sagte mein Gewährsmann, „sind sie gar nicht gekommen. Nur Verwundeten, an denen sie vorüber jagten, gaben sie Stiche mit den Pallaschen, meist sie kaum erreichend — anders freilich, wären es Lanciers gewesen." (Wir nahmen einen 32er in das Spital, der zehn solcher Stichwunden erhalten hatte, und doch genesen wird.) Ich blieb lange vor einem Chasseur stehen, der todt unter seinem todten Rosse lag; ich zählte vier Kugelwunden an dem Mann und vier oder fünf an dem Pferd; die Rechte hielt noch den um das Gelenk geschlungenen Säbel, der Carabinerschaft war durch den Sturz gebrochen; bei dem Rückwärtsjagen hatte sich gar oft Mann und Roß den Abhang hinab überschlagen. Etwas weiter zurück lagen drei Reiterofficiere, wohl von den französischen Todtengräbern zusammen gelegt. Einer davon, ein schöner junger Monn, trug auf der aufgerissenen Uniform vier glitzernde Orden und auf der nackten Brust ein mehrere Zoll großes, viereckiges, unfehlbares Amulett von schwarzer Seide, bestickt mit arabischen Buchstaben in Gold: mittendurch hatte die deutsche Kugel getroffen. In der Nähe lag, schwer sterbend, ein französischer Infanterist, krampfig „Flocken zupfend" mit den Händen. Ich tränkte ihn und ging weiter.

Zunächst hatte ich die Landstraße zu passiren, auf welcher die „Kugelspritzen" gestern musicirt; zu Dutzenden lagen die Patronenkisten umher, die acht hier genommenen Geschütze selbst waren schon weggebracht. Nun ging es in den Tannenwald, in welchem die Granaten furchtbar gehaust

— in Menge hoben wir ihre Bleiverschalungen und Sprengstücke auf —: wir fanden verwundete Franzosen in großer Zahl, welche nicht durch die Geschosse nur, auch durch die abgeschmetterten Splitter und Aeste schwer getroffen waren; im Dickicht aber lag so mancher, der sich, wie der wunde Hirsch, dahinein verkrochen hatte, um still darin zu sterben.

Endlich erstiegen wir noch die letzte gegenüber liegende Höhe, welche das Dorf Iges mit vielen steinernen Häusern, darunter eine große Villa mit hoher Gartenmauer, krönte; lange hatte sich hier der Feind gewehrt; auf dieser Mauer, gerade an der Ecke, und scharf sich abhebend von der hellen blauen Luft, ragte eine hohe weiße Gestalt völlig regungslos; ich hatte sie für eine Statue gehalten: sie blieb unbeweglich, auch als wir dicht heran waren und staunend vorüber gingen: es war ein langer Turco, der gar nichts am Leibe trug als einen weißen Burnus, den er über den Kopf gezogen hatte; das Blut floß von seinen nackten Beinen; stumpf. apathisch blickte er nach Osten, der steigenden Sonne entgegen. —

Von diesem Hügel konnte man mit dem Fernglase leicht die unter uns offen liegende Stadt und Festung Sedan übersehen; die Ueberschwemmung der Maas hatte einen breiten Wassergürtel um die Wälle gezogen; es fielen zahlreiche Schüsse in der Stadt; in den Straßen, auf den größern Plätzen sah man dichte Massen von Franzosen hin und her marschiren unter unaufhörlichen Trommel- und Trompeten-Signalen; die zersprengten und völlig durcheinander gewürfelten Scharen sollten gesichtet und gesammelt werden, aber nicht mehr, um aufs neue die Waffen zu erheben, sondern um sie, vierundachtzigtausend unverwundete Soldaten, vor dem deutschen Her zu strecken. General v. Wimpffen hatte den Gedanken, sich nach Carignan durchzuschlagen, aufgegeben. Die zehnte Stunde, zu welcher, für den Fall des Scheiterns der Uebergabsverhandlungen, die deutschen Batterien das Feuer wieder beginnen sollten, war längst vorüber. Es war Alles entschieden.

Wir kehrten nun zu dem Sammelplatze der Wagen zurück, nach Kräften im sorgfältigen Aufladen der Verwundeten helfend. Ich war recht müde geworden, von vier Uhr bis Nachmittags sechs Uhr unablässig in Bewegung und ohne die mindeste Speise; denn ich brachte es doch nicht fertig, wie unsere Soldaten, auf demselben Acker und aus demselben Graben, in welchen man eben die Todten legte, die Kartoffeln zu heben und am Feuer zu rösten; auch das auf dem Schlachtfelde frisch geschlachtete blutige Fleisch konnte ich nicht berühren: es war des Blutes zu viel ringsumher.

Die meisten unserer Gespanne waren schon heimgekehrt: ich brach nun ebenfalls auf: einen meiner Wagen hatte ich mit vier Preußen und einem armen Teufel von Zuaven gefüllt, dessen Gesicht durch einen Schuß in den Mund gräßlich entstellt und der nirgends untergekommen war; einen letzten Wagen behielt ich vorsichtig frei, um unterwegs noch Verwundete aufnehmen zu können; dafür fand sich dringender Anlaß im nächsten Dorf, in welchem etwa dreihundert, meist noch unversorgte, Verwundete und ein Militärarzt zu treffen waren.

Der von mir um der Verwundeten willen gewählte Weg der Rückfahrt war viel länger als der Waldsteig von heut' früh, aber auch viel ebener; er führte durch einen Weiler, der von den Deutschen nach der Erstürmung niedergebrannt war, weil abermals Bauern und Weiber sich am Kampfe betheiligt hatten. In der Besorgniß, den rechten Weg verfehlt zu haben —: es dauerte gar so lange für die armen Verwundeten, die immer wieder, wenn auch sehr bescheiden, fragten, ob wir noch nicht am Ziel, — ließ ich die Wagen in einem Hohlweg halten und lief, da ringsum kein Einwohner des Landes zu sehen war, nach Soldaten ausblickend, weit, weit über ein morastiges Feld, ziemlich rathlos für den Fall, daß wir uns wirklich verfahren hätten. Endlich traf ich eine Gruppe preußischer Officiere, die am Rand eines Grabens rasteten und mich der Richtigkeit des

eingeschlagenen Wegs getröſteten. Dankend wollt' ich mich verabschieden: — da — ich muß wohl sehr erbarmungswerth ausgesehen haben, todtmüde und Gesicht und Haar und Bart und alle Kleider von Blut und Schmutz starrend, wie mir in Donchéry der seit vier Wochen zuerst wieder consultirte Spiegel sagte — da stieß der eine, ein Husar, seinen Cameraden und Nachbarn im Graben an; dieser nickte, und der Husar rief mir zu: „Halt, Herr Doctor, sie sehen ja recht nett aus! Da! trinken Sie einmal einen Schluck echten Champagner — kaiserlichen —: gestern haben wir ihn sammt dem Küchenwagen vor Sedan abgefaßt!" So hat mir noch mein Lebtag kein Trunk gemundet, wie dieser Kaiserwein auf dem öden Haidemor.

VI.

Bald erreichten wir nun die Stadt, in welcher wir im Hospital, in der Salle d'Asile und in einer großen Caserne umfassende Lazarete einrichteten; außerdem dienten sechs Scheunen als Verbandplätze und Unterkunft für leichter Verwundete und Marode. Ich übernahm die Führung der Listen, bei dem fortwährenden Wechsel der Aufgenommenen und wieder Entlassenen eine mühevolle und nicht mit voller Genauigkeit zu lösende Aufgabe. Wir hatten im ganzen gewiß gegen sechshundert Pfleglinge; es waren meistens Deutsche; unter den Franzosen nenne ich den Träger eines großen Namens, einen Comte de Fénélon, General des 5. Corps; von der Marine-Infanterie, die sich gegen die Bayern bei Balan und Bazeilles sehr heldenhaft vertheidigt, hatten wir Vertreter aller drei Regimenter; außerdem will ich noch einen Turco erwähnen, aus welchem auch seine französischen Cameraden schlechterdings nichts heraus brachten als die Worte „Bartelmé, Constantine."

Die verwundeten Preußen gehörten meist dem 32., 80., 83., 85, und 86. Regiment und verschiedenen Jägerbataillonen, zumal dem 5., an.

Die Begegnung des Kaisers mit Bismark, dann mit dem König fand während meiner Abwesenheit auf dem Schlachtfelde statt.

Nach einigen Tagen rüstete ich mich zur Abreise. Auf dem Tisch meines Hausherrn hatte ich gleich am ersten Abend das sehr schöne, aber sehr unverschämte Gedicht Alfred de Mussets, in welchem er auf das Rheinlied Beckers antwortete („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand") gefunden, und nicht verfehlt, mich mit ihm darüber angemessen zu unterhalten. Jetzt, da ich meine Sachen zusammenpackte, wickelte ich die auf dem Siegesfelde zu Sedan aufgelesenen Granatsplitter in das Papier, natürlich nicht ohne vorher seine Erlaubniß ausdrücklich einzuholen: er gab sie mit zorniger Höflichkeit.

Ich führte eine der ersten Evacuationen, wohl gegen dreihundert Mann, an die belgische Grenze: die Mehrzahl konnte marschiren. Welchen Anblick noch am Abend des 4. September — also drei Tage nach der Schlacht — Sedan, das wir passirten, gewährte, welches Maß von Schmutz und Blut und Brand und Elend hier gehäuft lag — davon will ich schweigen; auf dem hinter der Stadt sich erstreckenden Theil des Schlachtfeldes, in der Richtung auf Givonne und die Ardennen, lagen, und zwar mitten auf der Herstraße, noch in Menge die Leichen der Franzosen und ihrer Pferde; hier hatten die Granaten des 5. deutschen Corps den letzten Ausweg abgeschnitten und die Reserve-Artillerie des Kaisers decimirt. An einer Stelle zählte ich dreizehn durch eine Granate niedergeschmetterte Artilleristen und sieben Pferde, Wagen und Karren aller Art zertrümert daneben. In einem rothen Mer ist dieser Pharao versunken mit Mann und Roß und Wagen.

Die Parteilichkeit der belgischen Unparteilichkeit ist schon von andern Zeugen hinreichend bestätigt worden. Die Sympathien der Belgier für die Franzosen, deren Sprache sie sprechen, mit welchen sie viel mehr Familien- und Handelsverbindungen verknüpfen als mit uns, sind natürlich, und

über den Geschmack — ist bekanntlich nicht zu streiten. Deutschland kann glücklicherweise die Sympathien Belgiens entbehren und die Ungebührlichkeiten Belgiens nöthigenfalls verbieten; in Mißhandlung von deutschen Verwundeten darf sich die nachahmende Vorliebe der Neutralen für die französische Cultur nicht mehr äußern.

Rühmliche Ausnahmen sind hervorzuheben: so ein belgischer Capitän, der, als wir, auf seine Frage, was wir da brächten, antworteten: „deutsche Verwundete," commandirte: „Präsentirt das Gewehr!" und seine Leute also salutiren ließ bis der letzte Mann unserer Leichtverwundeten vorbei marschirt war.

Ebenso verdient allen Dank der Burgemester von Bouillon, Herr Ozéray, welcher, im Gegensatz zu der Bevölkerung, auch gegen die Deutschen mit warmem Eifer die Pflichten der Menschlichkeit und Gastfreundschaft erfüllte, und im Einvernehmen mit uns dafür Sorge trug, daß unsere nachkommenden Verwundeten Wein und Brod zur Labung bereit finden sollten.

Bouillon, mit dem altersgrauen steil ragenden Herzogsschloß (von welchem die roth-schwarz-goldene Fahne Belgiens weht, die alten Reichsfarben!), rings von hohen Bergen umgeben, deren dichte Bewaldung sich bis an die Mauern der Stadt herabzieht, ist eine der schönstgelegenen Städte, die ich je gesehen.

Nachdem ich mich noch in Recogne und Libramont davon überzeugt, wie die Bevölkerung den gleichzeitig passirenden Bediententroß des Kaisers mit Erfrischungen aller Art unentgeldlich überschüttete, uns aber für unsere deutschen Verwundeten Brod und Wasser zu verkaufen sich vielfach weigerte, fuhr ich über Arlon nach Luxemburg. Auch dort fand ich fast nur für Frankreich Sympathie. Ich freute mich, bald wieder auf deutsche Erde zu treten, und eilte über Trier, die herrliche Römerstadt an der schönen Mosella, und über Saarbrücken, das ich nicht so übel mitgenommen fand, als ich besorgt hatte, nach Hause.

Nachschrift. Eben erzählt ein heute von unserem Spital zurückgekehrter Freund folgende Geschichte. Unter den Verwundeten im Officierszimmer lag ein Lieutenant v. L., den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Patienten ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Officier acht Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Am Abend des neunten Tages tritt eine Ordonnanz in den Sal, frägt nach dem Lieutenant v. L., und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz, ja er verlangt, danach es auf den Waffenrock zu heften. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Freund wird sterben. Tödtliche Ehre, tödtliche Freude!

Kriegsbilder.*)

1871.

Das eigenartige Verhältniß, in welchem das anmuthige Büchlein zu den vorstehenden Blättern steht, rechtfertigt es wohl, wenn gerade ich mir erlaube, mit freundlicher Empfehlung darauf hinzuweisen.

*) Freiwillige vor! Kriegsbilder aus den Feldzügen von F. W. Hackländer. Wien und Leipzig, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt.

Bald nachdem meine Kriegsberichte von Weißenburg bis Sedan in der Allg. Zeitung erschienen waren, holte der Verfasser dieser in den Rahmen einer Novelle gefaßten „Kriegsbilder“ meine Zustimmung zur Aufnahme meiner Schilderungen in eine kleine Erzählung ein, welche Erlaubniß ich natürlich gern gewährte. Das Ergebniß dieser Einkleidung meiner Berichte in eine geistreich componirte Novellette liegt nun vor: und ich kann nur wünschen, daß das Ganze anderen Leuten ebenso gut gefalle als mir. Einen seltsamen Eindruck macht es allerdings, sich solchergestalt in einem verändernden und dann doch wieder spiegeltreu darstellenden Bild abconterfeit zu betrachten und viele Seiten hindurch die eigenen Erlebnisse als die Leiden und Thaten des Herrn Ingenieurs Eberhard Fahrbach wiederzufinden, so daß ich oft nicht mehr wußte, bin ich es, oder bin ich es nicht. Ueberraschend war es auch, in den beigegebenen Illustrationen bis in das kleinste Detail die eigenen Angaben reproducirt zu sehen: zahlreiche Scenen aus den Schicksalen unserer Colonne und den Abenteuern der Einzelnen sind mit treffender Fixirung des Charakteristischen wiedergegeben: so unsere Umkehr dicht vor Pfalzburg, das wir übergeben geglaubt, auf die Warnung badischer Patrouillen hin, die Conflicte mit den Blousenmännern in Nancy, die Kriegsgefangenen in der Kirche zu Beaumont, der preußische Jäger auf dem Schlachtfelde daselbst, den wir todt fanden, den gebrochenen Blick auf die Photographie seiner Geliebten gerichtet, das Bild des brennenden Mouzon mit dem in den Fluß gestürzten französischen Artillerie-Park und darüber die Sichel des silbernen Mondes, die Stellung neben den feuernden Batterien der Bayern zwischen Frênois und Bazeilles, der Angriff der fünf französischen Reiterregimenter bei Iges und Illy und das Ergebniß des preußischen Schnellfeuers auf dieselben; endlich fehlt auch nicht der Officier der rothen Husaren, der auf dem Marktplatz von Donchéry sprengt mit „Moltke's, des Feldherrn Tagesbefehl“ und mit dem Ruf: „Cameraden, Hurrah, der Kaiser ist gefangen!“ Es ist mir wie ein Traum in

diesen Jahrestagen der großen Geschehnisse, das Erlebte in der Erzählung eines Andern, und doch in den eigenen Worten, noch einmal zu erleben. Vielleicht komme ich über Jahr und Tag einmal dazu, die ganze Fahrt von Würzburg nach Sedan mit den Stationen Heidelberg, Landau, Weißenburg, Hagenau, Brumat, Saarburg, Zabern, Lunéville, Nancy, Vannes, Vaucouleurs, Reigny la Salle, Ligny, Bar le Duc, St. Ménéhould, Mont Cheutin, Buzancy, Autrecourt, Donchéry, Bouillon, einfach und anspruchslos zu erzählen; sind doch meine Berichte zum größten Theil verloren und gar manches Stimmungsbild, manches Genrestück oder auch Architektur und Landschaft mit Staffage von Militär- und Civilbevölkerung, die wir gesehen, war doch des künstlerischen Festhaltens mit einigen schlichten Strichen sehr würdig.

Von Hackländer's Novellette will ich nur noch sagen, daß der Ausgang gewiß jede wohlwollende Leserin befriedigen wird. Die Dichtung hat ja vor der Wahrheit das Privilegium glücklicher Lösungen voraus.

Aus den Tagen von Sedan.

1872.

Zur zweiten Jahresfeier jener großen Tage will ich, ein Augenzeuge der Geschehnisse, den einen oder anderen denkwürdigen Zug hier niederlegen, welchen ich in meinen früheren Berichten übergangen.

Die Geschichtschreibung und die Kunst werden die Tage von Sedan stets als das historisch und ästhetisch betrachtet reinste, rundeste, in sich abgeschlossenste Stück des großen deutschen Krieges auffassen und verherrlichen: wenn ihnen

an Bedeutung für den Erfolg die Tage von Metz nicht nachstehen, das Heldenthum der Werderschen Abwehr an sittlicher Energie das Gleiche leistete —: die Tage von Sedan haben den Vorzug höchster ästhetischer Vollendung: es war ein Kunstwerk des Kriegs, eine makellos bis zum Abschluß durchgeführte Tragödie der Weltgeschichte im höchsten Stil, was sich da vor unseren staunenden Augen vollzog.

Gleich bei Ausbruch des Kriegs hatte ich den Entschluß gefaßt, an demselben Theil zu nehmen. Ich bot mich dem bairischen Kriegsministerium zu jeder beliebigen Verwendung, nur unter der Bedingung der Beschäftigung vor dem Feind an, erhielt aber einen, zwar sehr höflich gefaßten, doch ablehnenden Bescheid, etwa des Sinnes: ich könne dem Vaterlande anderswo besser als auf dem Schlachtfelde dienen. Das war wol vom Standpuncte des Kriegsministers nicht unrichtig: nur war es mir just um das Schlachtfeld zu thun. Auch Schritte bei dem Kronprinzen von Preußen blieben ohne Erfolg. So ergriff ich denn die erste Gelegenheit, die sich darbot, als Nothhelfer wenigstens über die Grenze zu gelangen: ich nahm das rothe Kreuz und führte einen Transport von Lebensmitteln — die alten, heiligen Gaben von Bacchus und Ceres: Wein und Brot — nach Hagenau.

Von dort gelangte ich mit einer Sendung des Berliner Hilfsvereins nach Nancy und trat dort in die Colonne des Majors von Grolman, welche dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen beigeordnet und allein berechtigt ward, demselben unmittelbar auf die Schlachtfelder zu folgen. Ueber Vaucouleurs und Ligny erreichten wir Bar-le-Duc, folgten von da in Eilmärschen der großen Nordschwenkung der dritten Armee über St. Ménéhould nach Buzancy, kamen leider um einen Tag zu spät zu der Schlacht von Beaumont, um einen halben etwa zu spät zu dem Gefecht von Mouzon, dessen Häuser wir noch brennend fanden, und wurden am Abend des letzten August in der Richtung gegen Sedan bis nach Autrecourt dirigirt.

Am Morgen des ersten Septembers gegen 9 Uhr erreichten wir das Thal von Sedan. Die Schlacht war in vollem Gange. Ich will sie hier nicht noch einmal erzählen, sondern nur einzelne meiner persönlichen Erlebnisse nachtragen.

Ich verließ unsere Wagen, welche, 21 an der Zahl, auf der Landstraße, die von Chéhéry rechts nach Sedan, links nach Donchéry abzweigt, aufgefahren waren und welche, obwol eine gute halbe Stunde von dem Orte der Action entfernt, dennoch von einzelnen Chassepotkugeln erreicht wurden: Trainsoldaten wurden neben unseren Pferden verwundet. Zuerst erstieg ich einen steilen Hügel zur Rechten der Landstraße und ging oder lief vielmehr auf dessen breitem, schroff abfallendem Rande wol über eine Stunde in der Richtung nach rechts, Nord-Nord-Ost, gegen Bazeilles zu.

Auf diesem Höhenrande fuhren gerade damals weitere Geschütze der später sogenannten „großen bairischen Batterie" auf und feuerten theils auf die Vorwerke von Sedan, theils auf die im Thalgrund der Maas in dichten Scharen noch vor der Festung ausharrenden und sich zum Durchbruch sammelnden französischen Colonnen. Der Anblick war unbeschreiblich großartig: der ganze Thalkessel von Sedan nnd die ihn umschließenden Höhenzüge bedeckt von den ringenden Armeen Deutschlands und Frankreichs, weit über 300,000 Mann und wohl fast 2000 Geschütze. Es machte mir besonderen Eindruck, zum ersten Mal die Feinde, die ich vier Wochen lang nur als Gefangene gesehen, nun mit Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots, alle drei Waffengattungen, in nächster Nähe in voller Thätigkeit vor mir zu sehen. Deutlich erinnere ich mich noch eines links von der Vorstadt gelegenen, mit bebüschten Gärten geschmückten Dorfes, in welchem die Franzosen in dichten, bunt glitzernden Massen hin und her wogten und in welchen sie beharrlich und, wie es lange schien, unvertreiblich sich eingenistet hatten, obwohl bald mehrere Häuser in hellen Flammen standen. Ja, einmal formirten sie sich in dichten Colonnen sogar vor diesem

Dorf —, eine Batterie fuhr im Trabe kühn ins freie Feld, protzte ab und begann ein sehr lebhaft unterhaltenes Feuer; aber das währte nicht lang: deutlich konnte ich sogar mit freiem Auge bald eine Reihe ihrer Pferde und Geschirre fallen sehen: plötzlich packte sie auf, ließ liegen, was lag und jagte in das schützende Dorf zurück; danach verschwanden auch die vor den Gehöften aufmarschirten Colonnen, und bald sah ich sie mit meinem Feldstecher über eine helle, breite Chaussee den Rückzug nach den Thoren der Festung antreten: anfangs noch langsam und in guter Ordnung, aber plötzlich gerieth die bisher ruhige Bewegung und feste Gliederung der marschirenden Colonnen in die Verwirrung eines aufgestörten Ameisenhaufens: die Batterieen zu meiner Rechten hatten diese dichten Massen auf der weit sichtbaren, ungedeckten Chaussee nun zu ihrem Zielpunct auserſehen, und unfehlend traf Granate auf Granate, nachdem der dritte Schuß die Entfernung festgestellt, in die bunten Haufen.

Ich ging nun ganz hart an die feuernden bairischen Geschütze und zwar an das äußerste rechte der nächsten Batterie: ich legte meine Hand auf die Lafette des feuernden Rohres. Da — ich stand noch nicht eine Minute in der Batterie — schwirrte etwas sausend durch die Luft über unsere Köpfe hin und schlug etwa sechs Schritt hinter dem Geschütze, zwischen der Reihe der Kanonen und den abgeprotzten Gespannen, mit Schmettern und Bohren in die Erde, Staub, Steine und Erdschollen umherschleudernd: ich war über und über mit Erde bedeckt. Ein Artillerieofficier nahm den Vorgang mit Staunen wahr und befahl, Stücke des Geschosses zu suchen; ich hob eines, noch fast heiß, auf und reichte es ihm; es war eine Bleiverschalung mit Zügen; der Officier erklärte, er habe anfangs besorgt, diese Percussionsgranaten kämen aus Mißverständniß aus deutschen Geschützen an unsere Adresse, da ja die französische Feldartillerie nur Granaten mit Zeitzündern führe, aber er sehe, daß das wohl ein Geschoß der Festungsgeschütze von Sedan sei. „Dann wird es sauber hier!“ lachte er. „Die Distancen

müssen sie verteufelt gut hier kennen — das ist offenbar ihr Exercierplatz für die Sedaner Festungsartillerie!" Und in der That, sie zielten gut diesmal, die französischen Artilleristen. Er hatte noch nicht ausgesprochen, als es wieder dicht neben uns einschlug und die Spitze einer jungen Tanne, unter der wir standen, abgespellt meine Schulter streifend, neben mich fiel. Im selben Augenblicke warfen sich die Mannschaften zu meiner Linken platt auf die Erde und mit starker Detonation zersprang ein drittes Geschoß, daß, wie mir ein Arzt nachher sagte, einige Pferde und zwei Mann getödtet und mehrere Leute und Pferde verwundet hatte. Einige der Verwundeten half ich selbst zurückgeleiten. Es entstand eine lebhafte Bewegung um mich her: der Artilleriehauptmann befahl eine veränderte Aufstellung der Batterie, und während ich Mühe hatte, mich den Rädern der Kanonen zu entziehen, wäre ich beinahe unter die Hufe der Pferde bairischer Chevauxlegers gerathen, welche ebenfalls ihre Stellung (als Artilleriedeckung) wechseln mußten, da die Festungsgeschosse genau vor ihnen einschlugen: ich hatte ihr Ansprengen in scharfem Trabe gar nicht gehört, so furchtbar war jetzt — etwa gegen 10 Uhr — der Donner der unaufhörlich rollenden Kanonenschläge, das Geprassel des Kleingewehrfeuers und das ferne Rasseln der Mitrailleusen geworden.

Doch weilte ich nicht lange mehr hier: das Feuer aus der Festung richtete sich mehr gegen die im Thalgrunde rechts bei Bazeilles vorgehende Infanterie, nur einzelne Granaten kamen in langen Zwischenräumen auf unsere Batterie. Der Reiz der Gefahr und die Aussicht, unmittelbar in der Gefahr Hilfe leisten zu können, war hier verschwunden. Ich suchte andere Theile des Schlachtfeldes auf, und sah manches Große, was ich bereits anderwärts erzählt. Aber nach Mittag kam ich wieder auf den Höhenrand zwischen Torcy und Balan, wohin mich furchtbares Gewehrfeuer lockte. Ich war jetzt ganz allein. Die Turner und Studenten, welche mit mir die Wagen verlassen, waren nur etwa eine Viertelstunde weit vorgegangen: der Major

hatte ihnen baldige Rückkehr eingeschärft. Mich aber erfüllte, abgesehen von der Pflicht, zu helfen, die das rothe Kreuz auferlegt, unablässig der heiße Drang, eine Schlacht in nächster Nähe zu schauen und der unwiderstehliche Trieb, für das Vaterland wie in einem Gottesurtheil das Leben in unmittelbarster Gefahr einzusetzen. Kampf und Schlacht waren, freilich im Stil des Mittelalters, all meine Knabenspiele gewesen: mit Vorliebe hatte ich von jeher deutsche Kriegsgeschichte studirt und in mancher Ballade hatte meine Phantasie das Bild der Schlacht entrollt —: nun wogte die Erfüllung meiner Träume rings um mich. Und in welch idealer Vollendung! Auf dem Boden des Erbfeindes, in sieghafter Abwehr frevlen Angriffs, von den vereinten Truppen aller deutschen Stämme, mit dem nun mehr unentreißbaren Ziele der Herstellung der deutschen Staatseinheit —: denn, wahrlich und wahrhaftig, während dieses Tages von Sedan drängte sich mir immer wieder bei dem rollenden Krachen der Kanonen, das manchmal fast den Athem stocken machte, die Empfindung, tief aus der Brust erquellend, auf: „So ist's recht! das sind die Salven, die das neue deutsche Reich begrüßen."

Ich hatte dem Major von Grolman bei dem Eintritt in seine Colonne in vertraulicher Uebereinkunft erklärt, daß ich nur unter der Voraussetzung der Verwendung auf dem Schlachtfelde mich anschlösse, daß ich selbstverständlich im Uebrigen mich, wie alle Glieder der Colonne, seinen Befehlen unterstelle, daß ich mir aber, sobald wir in eine Schlacht unmittelbar geriethen, volle Verfügung über meine Zeit und Thätigkeit für die Dauer der Schlacht vorbehalte. Er war es zufrieden gewesen. Und als nun heute früh bei dem Eintreffen in dem Thal von Sedan die Genossen sich Urlaub erbaten und nur beschränkt und ungern erhalten hatten, trat ich, abseits der Andern, an den Major und sagte nur salutirend: „Herr Major, ich gehe!" Er sah mich ernst an und sagte: „Gehen Sie! Gehen Sie mit Gott!"

Den ganzen Tag über war ich, abgesehen von den Granaten des Vormittags aus den Festungsgeschützen, in keine irgend nennenswerthe Gefahr gekommen: theils durch die künstliche Ueberschwemmung der Maas aufgehalten, theils durch die Feldgensdarmen und einzelne Posten wegen meiner Civilkleidung, trotz des rothen Kreuzes, an mehreren Puncten zurückgewiesen, wo ich unmittelbar in die Action hätte gelangen können, hatte ich alles nur in demüthigender Ferne und Sicherheit mit ansehen müssen. So zog es mich wieder nach der Richtung, wo ich sogleich am weitesten hatte vordringen können, wo ich unter meinen bairischen Landsleuten eher bekannte Officiere zu finden hoffte und wo überdem gerade jetzt ein Mitrailleusen- und Gewehrfeuer von so furchtbarer Heftigkeit entbrannte, wie ich es den ganzen Tag kaum vernommen hatte. Und zwar in nächster Nähe! Unmittelbar zu meinen Füßen! Es war bairische Infanterie, die in einem kleinen, von einem Bach mehrfach durchschnittenen Park, in welchem sie die Brücken theils abgebrochen, theils verbarricadirt, bisher Vorstöße und Durchbruchsversuche der Franzosen nur abgewehrt, nunmehr aber offensiv vorging, nachdem sie eben wieder einen solchen Anfall zurück geschlagen.

Das Jägerhorn blies zum Sammeln und zum Vorgehen. Aus allen Gebüschen und Gräben, hinter den Bäumen hervor, kamen die blauen Gestalten, einzeln und in kleinen Trupps von 4—5 Mann, und schlossen sich nun in dichte Gruppen, in der Richtung der Chaussee, welche, links von dem Park, nordöstlich, gerade gegen Sedan, gerade gegen ein Vorwerk dieser Festung zwischen Balan (?) und (wie ich später erfuhr) Torcy führte. Auf dieser Chaussee erhob sich in ziemlicher Entfernung ein Gezimmer, das ich von der Höhe nicht deutlich erkennen konnte und für ein Zollhaus oder dergleichen hielt, obwol ich staunte, daß ein solches Gebäude die Straße sperrte. Aber ich zögerte nicht länger: unten zu meinen Füßen formirte sich's offenbar zu einem Angriff und ich wollte dabei sein — um jeden Preis! Es ging ziemlich steil und weglos wol siebzig Schuh abwärts:

Sandrutschen, trockene, glatte Wiesen, Kiesflächen —: ich weiß nicht, wie ich hinunterkam, laufend, rutschend, springend —: da war ich unten: mit einem Sprung über einen wassergefüllten Graben stand ich auf der Chaussee am Ausgang des Parkes mitten unter den bairischen Jägern.

„Halt, wohin?“ rief mich ein Unterofficier an, die Hand auf die Schulter des plötzlich auftauchenden Civilisten legend: „Franzos?“ fragte er. — „Nein, ich bin ein guter Deutscher: ein Baier noch dazu, aus Würzburg!“ und ich wies ihm meine vom Fürsten Puttbus und Grafen Pleß unterschriebene Legitimationscarte.

„Ja, was wollen's denn da, Herr Doctor?“ — „Mit will ich!“

„Da is nix für Sie! Da sind keine Verwundeten!“

„Werden bald welche da sein! Ich geh' mit!“

„Nein, ich darf Sie nicht weiter vorlassen! Gehen's zurück!“

„Wo ist Ihr nächster Officier?“ rief ich laut.

„Ja, Herr Professor, was wollen denn Sie da?“ scholl es an meiner Seite, und ein Officier, wenn ich nicht irre, ein Oberlieutenant (oder Hauptmann: Kollmann?) der Jäger kam auf mich zu. Es war ein entfernter Bekannter noch von München her: Jahre lang hatte ich ihn nicht mehr gesehen.

„Was ich will? das sehen Sie!“ sagte ich, auf mein rothes Kreuz deutend. „Aber hinein will ich!“

„Da kommen Sie grade recht! Gehen Sie nur gleich mit. Aber nehmen Sie ein Gewehr: oder haben Sie einen Revolver? Es kann nicht schaden.*) Da liegen Gewehre. Gleich wird zum Avanciren geblasen. Da, die Barricade nehmen wir —: sehen Sie? auf der Chaussee.“

Ich sah nicht so weit. Ich nahm eines der von Verwundeten abgelegten Gewehre und aus einer Patrontasche eine Hand voller Patronen. Da traf mein Blick auf die Binde mit dem Genfer Kreuz an meinem linken Arm; bei

*) Die Franzosen respectirten das rothe Kreuz auch oft außer Gefechts wenig, geschweige mitten im Kampf.

aller Aufregung fiel mir doch noch so viel „Kriegsrecht" bei, — ich hatte es oft vorgetragen und darüber geschrieben! — daß sich mit meinem Vorhaben, mit dem Gewehr in meiner Rechten dies Zeichen übel reimte; ich riß es rasch herunter und steckte es in die Brusttasche.

Im selben Augenblicke ward zum Vorgehen geblasen und die ganze Jägertruppe stürmte, kleine Häuflein voraus, in dichten Massen, Compagnieen und halben Compagnieen, aus dem deckenden Parke im Laufschritt auf die Chaussee. Ich sprang an die linke Seite des Officiers, der, einen Hornisten unmittelbar hinter sich, seinen Leuten mit geschwungenem Säbel voran eilte. Es war eine ziemliche Strecke von dem Ausgang, von den äußersten Bäumen und Büschen des Parkes bis an die Barricade, welche, etwa 10—12 Fuß hoch, aus allerlei Gezimmer: Gartengeräth, Bänken, Brettern, Jalousieläden errichtet war und die ganze Breite der Chaussee sperrte. Aus den Oeffnungen der Barricade und aus einem, wie sich später herausstellte, hinter derselben angebrachten, und von sogenannten Böcken getragenen, etwa 6 Fuß hohen Gestell so wie aus den Gräben der Chaussee links und rechts zur Seite der Barricade erhielten wir, völlig ungedeckt vorgehend, ein ziemlich lebhaft unterhaltenes Schnellfeuer: ich konnte drei Salven unterscheiden: dann folgten einzelne rasche, knatternde Schüsse: ich hörte, zumal an meiner linken Seite, wo sich neben dem Graben an der Barricade niederes Gebüsch erhob, einigemal ein sausendes Schwirren, das ich, schwächer, auch schon während des Vormittags manchmal vernommen hatte: es waren Chassepotkugeln. Die Jäger schossen fast gar nicht, sondern liefen mit lautem Hurrah auf die Barricade los: einzelne sah ich neben mir und hinter mir wanken, auch den Hornisten zu meiner Rechten. Franzosen sah ich fast gar nicht: nur aus dem Graben zur Linken der Barricade sah ich einzelne Gestalten mit rothen Hosen aufspringen.

Sehr viel rascher als ich dies geschrieben, waren wir hart an die Barricade gekommen: je näher wir kamen, desto schwächer

wurde das Feuer: und als ich hinter dem Officier und neben dem Hornisten — doch waren zur Rechten schon einige Jäger vor uns an derselben angelangt — die Bretterwand erreichte, war dieselbe verlassen: nur im Graben links von uns sah ich zwei oder drei französische Infanteristen liegen, ich weiß nicht, ob verwundete oder todte. Ich stieg, ungeschickt genug bei meiner Kurzsichtigkeit und in der Rechten das ungewohnte Gewehr, hinauf und gelangte viel schneller jenseits hinunter, als ich erwartet: denn ein Gartenstuhl, auf den ich trat, gab nach und ich fiel mehr hinab als ich kletterte. Hinter der Barricade und auf dem erwähnten Gestell lag eine Masse von Monturstücken, Käppis, Tornister, deren Inhalt, weitverstreute Kochgeschirre, Epaulettes, auch einige Gewehre und sehr viele Chassepotpatronen. Franzosen waren nicht zu sehen: in den Häusern der Vorstadt, rechts von der hier sich verengenden Chaussee, mochten sie verschwunden sein oder in den Gräben und Böschungen des Vorwerks, das uns unmittelbar und unheimlich drohend entgegen ragte: rings tiefe Stille: aber kaum waren 12—20 der Jäger hinter der Barricade um uns versammelt, nach allen Seiten umspähend, als plötzlich von den crenelirten Wällen der Bastion und, wie ich glaube, auch aus den Häusern zur Rechten, rasch nach einander drei krachende Salven fielen und darauf wieder in lebhaftester Folge Einzelschüsse.

Das Feuer war jetzt unvergleichlich lebhafter als bei dem Angriff auf die Barricade: Blitz und Dampf ging auf von der Bastion: mehrere Jäger wurden getroffen. „Da können wir nicht bleiben!" rief der Officier, „Deckung! Deckung! In die Gräben!" — „Gehen wir hinter die Bretter?" fragte ein Jäger — „Nein, zurück gehen wir nicht mehr. Eher vorwärts dort, in die Häuser rechts. Die sollten wir ohnedies haben! Es sind gar keine Franzosen drin."

Darin zwar irrte der Brave. Denn als wir nun die sich verjüngende und hie und da von steinernen Gartenmauern eingefaßte Straße vorwärts liefen auf die Häuser

zu, erhielten wir aus diesen ein sehr starkes, aber diesmal nicht in Salven abgegebenes Feuer: ich sah die einzelnen Schüsse aufblitzen und plötzlich erhielt ich einen so starken Schlag an den linken Oberarm, daß ich, zusammenfahrend, nach der linken Seite in den Chausseegraben fiel. Ich sah noch, daß ich auf etwas Rothes stürzte: aber im Auffallen verlor ich die Brille und es vergingen wohl einige Secunden, bis ich die volle Besinnung (und die Brille!) wieder fand: ich sprang auf und sah, daß ich auf einen todten Franzosen gefallen war, der, die Hände unter dem Kopf, auf dem Rücken lag, sein Gewehr zerbrochen neben ihm. Rasch stieg ich — mein Gewehr hatte ich nicht verloren — aus dem Graben.

„Fehlt was, Herr Professor?“ fragte besorgt der Officier. „Sind Sie getroffen?“

Es war nur eine matte Kugel, vielleicht nur ein abgeprallter Stein gewesen der Gartenmauer zur Linken, die übel zerschossen aussah. Ich spürte gar nichts. Erst am Abend und in der Nacht schwoll der Arm etwas an.

Einstweilen hatten die Jäger das erste Haus besetzt, aber nur Verwundete darin gefunden. Man schickte sich an, weiter vorzudringen. Die Jäger schossen sich mit einzelnen Franzosen herum, deren Köpfe auf den crenelirten Wällen der Bastion sichtbar wurden oder die, unsichtbar, aus den weiter zurück liegenden Häusern feuerten: doch ward das Feuer nun schwach und plötzlich sah ich mit dem Glas, mit welchem ich nach der Bastion spähte, von der wiederholt noch Gewehrschüsse aufgeblitzt waren, etwas Weißes hin und her wehen, wie ein Handtuch oder eine Serviette, die, zum Trocknen aufgehängt, im Winde schwankt.

„Herr Oberlieutenant,“ rief ich, „sehen Sie das Weiße? Ist das eine Fahne?“

„Herr Gott,“ rief der Officier, „ja! Die wollen parlamentiren! Feuer einstellen! Nicht mehr schießen!“ Der Hornist blies ein Signal.

In der That verstummte das Feuer fast im Augenblick ganz. Es war etwa fünf Uhr. Mehrere Minuten tiefe Stille.

Aber kein Parlamentär ward sichtbar: nur das weiße Tuch an einer langen Stange ward lebhaft hin und her geschwenkt: der Mann, der sie trug, zeigte selten Käppi und Kopf. Ich ahnte nicht, daß damit die Capitulation von Kaiser, Marschall, Heer und Festung angekündet werden sollte.

Wir warteten lang. Da trat der Hornist an den Officier, meldete, das er schon bei dem Nehmen der Barricade einen Streifschuß an der Schulter erhalten, und fragte, ob er zurück gehen dürfe. „Versteht sich," hieß es. Der Mann sah leichenblaß aus und hatte mit großer Bravour seine Schmerzen bisher getragen: auch ein Unterofficier und ein Jäger meldeten sich als verwundet. Der Officier sah noch einmal nach der Bastion mit dem Fernglas und erklärte dann, er werde die Parlamentärflagge melden; er ließ das genommene Haus noch stärker besetzen, stellte auf der Chaussee Posten aus und ging dann mit mir und den Verwundeten langsam nach der Barricade zurück, wo er nach dem Hauptmann (wenn ich nicht irre) fragen wollte.

Kaum aber waren wir mit den an der Barricade zurückgebliebenen und hinter einzelnen nicht gefällten Bäumen der Chaussee (Pappeln waren's, und die meisten gefällt, die aufrecht stehenden aber bös zerschossen) bisher gedeckten Jägern, etwa 15—20 an der Zahl, vor der Barricade angelangt, von der wir uns wie von einer Scheibe abheben mochten, als plötzlich, trotz der Parlamentärflagge, ein neues Salvenfeuer, wieder drei Mal, und darauf Einzelschüsse auf uns fielen, welche klappernd, wie wenn der Hagel gegen die Scheiben schlägt, auf die Bretter der Barricade prasselten. Unsere Leute waren wüthend über diese Manier, zu parlamentiren und vermochten doch einem völlig unsichtbaren Feind nicht zu antworten: sie sprangen wieder in die Gräben und hinter die Pappeln. Uebrigens scheint dies Feuer aus viel größerer Entfernung*) gekommen zu sein: denn die meisten Kugeln drangen, wie wir alsbald sahen, nur wenig in das Barricaden-

*) Vielleicht von Truppen, welche von der begonnenen Capitulation nichts wußten.

holz ein: und wir lasen später aus einer großen Gartengießkanne, welche mit hineinverbaut und von einzelnen Kugeln durchlöchert war — deutlich hatte ich das seltsame Geschepper vernommen — 23 noch heiße Chassepotkugeln auf: es scheint, sie lag gerade in der Richtung einer Schießscharte der Bastion. Ich nahm mir von diesen zum Andenken einige mit.

Ich beschloß, die verwundeten Jäger zu unsern Wagen zurückzuführen, wo sie gelabt und nun verbunden werden sollten: ich vertauschte das Gewehr jetzt wieder mit dem rothen Kreuz.

Ich stützte den Hornisten, der mehr und mehr zu leiden schien. Mein Taschentuch, daß ich auf die Wunde gepreßt hatte, war durchquollen von Blut.

Vor uns ging der Officier, einige Schritte links neben mir und dem Hornisten der Unterofficier und ein Jäger, beide leicht verwundet. Einzelne Gewehrschüsse fielen noch ab und zu, offenbar aus weiter Ferne.

Da plötzlich stürzte der Jäger mit lautem Aufschrei auf das Antlitz nieder: wir sprangen hinzu: eine verirrte Chassepotkugel hatte ihn getroffen. Wir hatten Mühe, ohne Tragbahre ihn fortzuschaffen.

Da trafen wir in dem westlichen Theil des Parkes den wir nun wieder erreichten, bairische Infanterie in großer Zahl und in einem Sommerhaus an der Landstraße Sanitäts soldaten und mehrere Militärärzte in Thätigkeit. Wir überwiesen ihnen die Verwundeten und ich verabschiedete mich von dem Officier, dessen Expedition ich hatte theilen dürfen, mit warmem Dank.

Das Feuer schwieg nun ganz auf allen Theilen des Schlachtfeldes. Ich ging zurück, unsere Wagen zu suchen welche ihre Aufstellung verändert hatten.

Auf dem Rückweg sah ich den König von Preußen, umgeben von großem Stabe; er hielt zu Roß — ein Rappe war's — auf hohem Hügel und blickte auf das schweigende Thal hernieder, in welchem eine der größten Thaten aller Zeiten sich so eben vollendet hatte.

Die Sonne brach noch einmal, wie heiligend und weihend, aus den Abendwolken: es war so feierlich wie der Ausklang der Beethovenschen Heldensymphonie.

Eine Stunde darauf erfuhren wir auf dem Marktplatz von Donchéry die großartige Kunde; sie ward von den Meisten mit schallendem Jauchzen begrüßt: von mir mit stiller, tiefer Rührung.

Würzburg, Juli 1872.

Allgemeines Reichscommersbuch für deutsche Studenten.*)

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar."
Fr. Rückert.

Es war einmal vor fünfundzwanzig Jahren in München an der raschen Isar eine Studentengesellschaft. Die Gedanken standen ihnen nicht niedrig, den jungen Helden: „Walhalla" nannten ihre Genossenschaft die stolzen Knaben. Sie trugen keine Couleur als die Goldfarbe der Jugend. Fleißig waren sie und sehr eifrig: aber oft auch sehr thörig. Mit mehr Begeisterung als Verständniß erörterten sie Abends, was sie des Morgens in den Vorlesungen gehört: denn sie waren eitel Füchse.

Am meisten imponirten uns andern die angehenden Mediciner, welche von Leichen und Vivisectionen so kühl sprachen wie wir Juristen von den Senatusconsultum Macedonianum und Vellejanum, die uns Arndts oder der alte Zenger oder der blutjunge Privatdocent Brinz eben zum

*) Herausgegeben von Müller von der Werra. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1875. XXII und 658 Seiten.

erstenmal enträthselt hatten; aber wir trieben auch ganz stürmisch Philosophie und meinten: Karl Prantl, für den wir Alle glühten, wisse wohl noch viel mehr von den Geheimnissen des „dialektischen Prozesses," als er uns davon sagen dürfe. Bald aber durfte er uns gar nichts mehr davon verkünden: denn das hohe Ministerium beliebte, ihn a philosophia zu suspendiren, da er Pantheist sei; Pantheisten aber — so hatte man maßgebenden Orts hinterbracht — könnten keine guten Statsbürger sein, da sich jeder einzelne unter ihnen für den lieben Gott halte. (So geschehen zu München 1852/53.)

Schwächer war es dazumal am Isarstrande mit der Geschichtsforschung bestellt. Bei dem alten „Hâ-Buchner" hörten die Walhalla-Brüder nicht; auch soll er in seinen Vorträgen meist nur bis auf Garibald I herabgelangt sein.

Wie sind sie doch alle so verschiedene Wege gegangen, die fröhlichen Gesellen von 1850—54! Einzelne schon des Weges, den Keiner zurückwandelt. Vor den Mauern von Sebastopol liegt der eine. Die meisten aber regieren, (d. h. helfen regieren: denn Minister ist keiner von uns geworden) mit oft unerforschlicher Weisheit Baiern; andere verbriefen für kommende Geschlechter die Heirathsverträge und Gutsübergaben der markomannischen Fara-Manni um Truchtlaching, Ober- und Unter-Haching, zu Epilinga oder Ardeo-Inga; manche heilen der Männlein und Weiblein längs der Isar oder Amper manchfache Leiden oder lassen sie auch hie und da ungebessert; räumlich aber haben es am weitesten gebracht unter den Lebenden der Eine, der an der äußersten Westmark des neuen Reiches, zu Saarburg, (jetzt, 1881, in Colmar) widerstrebende Ripuarier oder Alamannen wieder zurück germanisirt und ein Anderer, der, an der entgegengesetzten Ecke deutschen Landes, nahe der Russen-Grenze, unter wilden Preußen, Litthauern, Masuren und Cassuben das Wort von deutschem Recht und Reiche lehrt.

Was das alles mit dem allgemeinen Reichscommersbuch zu schaffen hat? Sehr viel: nämlich wir hatten keines!

Kein Reich und kein Reichscommersbuch! Jämmerlich quälten wir uns ab, mit den colleg-müden Fingern eine Auswahl von Liedern in wenig stilvolle Büchlein zusammenzuschmieren, und manchen Straffechser hat der kgl. bayerische Ministerialrath im Cultusministerium E...... von mir eingetrieben, wenn ich es nicht sauber oder rechtzeitig genug erledigt hatte, mein Deputat. (Damals war er noch nicht Ministerialrath; aber ein Tyrann war er auch damals.) Ja, so gut wurde es uns dazumal nicht wie den jetzigen Herren Studenten, welche um den beispiellos billigen Preis von 3 Reichsmark dieses köstliche Buch erwerben können, durch welches der Herausgeber, Müller von der Wera und die rühmlichst bekannte Verlagshandlung sich wirklich ein großes Verdienst um die junge, studirende trinkende und singende Menschheit zwischen Wirrballen und Zabern, Itzehoe und Mittenwald erworben haben.

Mit mehr Grund als der Materialismus sagt: „Der Mensch ist, was er isset,“ mag man rühmen: „Der Mensch ist, was er singt.“

Und was auf Erden mag sich vergleichen mit diesem Kästlein voll von ernsten, hohen und tiefen, sinnigen und zarten, dann wieder echt komischen, gesund drolligen, oft fast derben, aber immer reinen, frischen Liedern, wie sie die deutschen Studenten singen, von Straßburg bis Königsberg, von München bis Kiel.

Das Lob ist überflüssig. Mit wenig Kunst, aber mit viel Behagen habe ich mir diese Wochen her Abends, nach Ausziehung der Professur, allmählich all die 136 Vaterlandslieder, 178 Burschenlieder, 194 Volkslieder, 258 (fast allzu viele!) Kneiplieder und 33 Neuen Zeit- und Streit-Lieder vorgeklimpert und vorgesungen, und immer wieder zog es mich bemostes Haupt zu diesen Weisen voll Rührung, Begeisterung und echten Humors. Ja, solche Lieder sind gute Cameraden in Leid und Lust. Und wol dem Volke, dessen Jugend diese Lieder singt!

Am mächtigsten ergreifen die Vaterlandslieder; die Volkslieder und Burschenlieder sind schwer zu scheiden. Unter den heitern tragen aber ohne Vergleich den Kranz die köstlichen Gesänge von Joseph Victor Scheffel, dem Dichter der noch vor kurzem wieder „gelehrter Lyrik“ bezichtigt wurde. Und doch ist dieser Meister schon bei lebendigem Leib ein Volksdichter geworden im allerbesten und weitesten Sinn, in einem Maße, das man im 19. Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten hatte. Und doch wird dieser Dichter in seinem Ernst und seinem Scherz noch im Herzen des deutschen Volkes leben wenn kein Mensch mehr als ein unglücklicher Professor der Literaturgeschichte noch die Namen kennt der superfeinen modernen Problematiker, von denen die Zeitungen und der Theetisch — nicht aber glücklicherweise! — die deutsche Jugend weiß. Eine solche Mischung feinster, meinetwegen gelehrter (— es ist ja doch hoffentlich kein Schimpf, was gelernt zu haben —) Bildung mit echter Poesie und erfrischendem Humor, wie sie die besten dieser Scheffel'schen Lieder zeigen, steht wol ohne Vergleich da in aller Literatur.

Vielleicht hätte in den „Kneipliedern“ strengere Auswahl getroffen werden mögen; singt man sie — wofür sie freilich nicht berechnet sind! hintereinander fort, so glaubt man, die ganze deutsche Jugend versinke just im Heidelberger Faß.

Dieses Buch empfiehlt sich wahrlich selbst am besten: es ist der geflügelte klingende Genius unserer deutschen Studentenschaft: kerngesund, tapfer, jedes höchsten Schwunges und jeder frischesten Freude fähig. Wahrlich: Deutschland und nicht zum mindesten wir deutschen Professoren dürfen singen: „Gaudeamus igitur!“

Die deutsche Mundart-Dichtung und Karl Stieler.

(1878.)

Die Mundart ist der „Quick-born", der Jugend-Bronnen, aus welchem die Schriftsprache köstliche Erfrischung schöpft. Jugend-Bronnen im tiefsten Sinne des Worts: denn die Mundart bewahrt treu und zäh Schätze der Sprache, welche ihr in ihrer Kindheit eigneten und seit Ausbildung der Schriftsprache verloren gingen: das gilt nicht nur vom Wortschatz, dessen sinnlich-reichste, sinnig-poesievollste Bildungen in der hastigen Schriftsprache früh ausgeschieden werden, — es gilt auch von den Formen der Beugung und Zeitenbildung und von Wendungen der Syntax. Das Volkslied hatte von je diesen Hort der Mundart gehütet: durch das Volkslied wurden die Dichter darauf verwiesen, diese Fundgrube geflissentlich auszubeuten: unwillkürlich hatten fast Alle von jeher Einzelnes aus der Mundart ihrer Heimat oder Umgebung verwerthet. Die erste Mundart, welche durch meisterhafte Darstellung in rhythmischer und prosaischer Form sich weit über ihre Sprachgrenzen hinaus unter allen Gebildeten Deutschlands Freunde gewann, war die weiche, liebenswürdige der Alamannen, dem Wohllaut singender Waldvögel vergleichbar, in Hebel's Gedichten und Erzählungen. Darauf war es die baierische (und die rheinpfälzische), welche an Franz von Kobell, die nächst verwandte österreichische, welche an Stelzhammer u. A. erfolg- und verständnißreiche Pfleger fand. Erst später kam die Niederdeutsche (in weiteren Kreisen) daran, vertreten durch Klaus Groth und durch Fritz Reuter: letzterer, ein deutscher

Classiker seiner Mundart, hat alle Früheren, auch Hebel, in der Wirkung in die Weite übertroffen: das heißt er hat eine unvergleichlich größere Zahl von Lesern für das Plattdeutsche erobert, als dies den Dichtern der oberdeutschen Mundart unter den Norddeutschen gelungen ist. Das landläufige Gerede von der bornirten Selbstgefälligkeit und Insichversunkenheit der Süddeutschen, von ihrer Ablehnung alles Norddeutschen ist hier wieder einmal gründlich widerlegt worden: wie klein ist die Zahl der Norddeutschen, welche Hebel und Kobell würdigen, und die geringe, so genußreiche Mühe nicht scheuen, sich in das Alamannische und Baierische einzulesen, verglichen mit der Menge von Thüringern, Franken, Baiern, Schwaben, welche das mecklenburger Platt mit Vergnügen bemeistert haben, um Onkel Bräsig verstehen zu lernen. Das beste Zeugniß gewähren — da ja das Volk der Denker bekanntlich aus Grundsatz Bücher nicht kauft, sondern, wie Droschken, miethet — die Leihbibliotheken. In wie vielen Leihbibliotheken Berlins findet man Hebel und Kobell und, wenn wirklich in Einer, in wie vielen Exemplaren? In München, Stuttgart, Karlsruhe, Weimar trifft man in allen Leihbibliotheken Fritz Reuter, in den größeren in vielen Exemplaren. Man wende nicht ein, Fritz Reuter sei eben ein um so viel größerer Dichter als Hebel und Kobell — ohne die Frage erörtern zu wollen, erinnern wir nur, daß die Süddeutschen dies doch erst aus dem Plattdeutschen heraus lesen mußten. —

So wird denn wol noch viel Zeit in's Land gehen, bis die deutschen Brüder nördlich vom Thüringer Wald etwas davon erfahren, daß in München ein Dichter der baierischen Mundart erstanden ist, welcher, nachdem Fritz Reuter gestorben und der köstliche Altmeister Franz von Kobell — leider! — fast ganz verstummt ist, unter den lebenden und redenden Dialekt-Dichtern als der Erste bezeichnet werden muß. Der Mann heißt Karl Stieler, ist ein Sohn des vortrefflichen Portraitmalers Stieler, von welchem die ingävonischen Brüder in ihrer Wanderung durch die Münchener

Residenz gar manches schöne Bild gesehen haben (zumal in der „Schönheits-Galerie"), Doctor juris, Archivbeamter, und auch in hochdeutscher Sprache ein gewaltiger Degen, wie seine launigen, witzreichen Artikel in der Augsburger allgemeinen Zeitung den Ultramontanen und anderen Herren Reichsfeinden*) oft genug fühlbar gemacht haben. Er ist in neuerer Zeit auch als Mitarbeiter der großen illustrirten Sammelwerke „Italia" und „Deutsche Alpen" bekannt geworden. Hier führen wir nur seine mundartlichen Dichtungen an („Weil's mi freut", Meyer und Zellers Verlag, Stuttgart 1876, „Habt's a Schneid?" ebenda 1877 und „Um Sunnawend" ebenda 1878.)

Nicht nur die unübertreffliche, auch von Kobell nicht übertroffene, Beherrschung der Mundart in ihren leisesten Feinheiten, nicht nur die Sprach-Form, auch der Inhalt stellen diese Sammlungen in die allererste Reihe. Und zwar nicht nur der Humor in den heiteren, auch das Gemüth in den tief-ernsten Gedichten: er gleicht darin Fritz Reuter, daß man zweifeln muß, ob er geschickter ist, lachen oder weinen zu machen; es sind tief erschütternde, das ganze Weh der Menschheit zusammen pressende Gedichte neben den übermüthigst launigen Scherzen. Epigrammatische Knappheit erhöht oft die Wirkung in Spaß und Ernst. (Wenn wir etwas aussetzen sollen, — was ja heutzutage von jeder Kritik verlangt wird — so würden wir jene Fälle seltener wünschen, in welchen ziemlich bekannte Anekdoten, die an sich nicht an eine Mundart gebunden sind, in's Baierische übersetzt, reproducirt werden: manchmal zwar gelingt das vortrefflich, aber nicht immer.)

Ein besonderer Vorzug ist aber die echt-deutsche, nationale Gesinnung, welche diesen Gedichten zu Grunde liegt und sich in Ernst und Witz auf das Kräftigste geltend macht. Geradezu vernichtend sind die Spaß- und Spott-

*) Anmerkung des Setzers Veraltet! (1881) das Centrum ist ja vielmehr die Hauptstütze der „Reichspolitik" gegen die kaiserfeindlichen Liberalen wie der höchst undeutsche Verfasser Einer ist.

Verse, welche auf die Ultramontanen, Geistliche und Laien, Hirten und Schäflein, fallen. Und dabei nicht boshaft, nicht giftig, nicht erlogen, sondern so urwahr, so voll erlebt, so gesund, daß die Getroffenen, wenn sie einigen Humor haben, selbst mit lachen müssen. Da Stieler weit über seinen Tegernseer Heimat-Gau hinaus im Gebirg gekannt und geliebt ist, hat diese Gesinnung des Mannes und der unwiderstehliche Ausdruck derselben eine Bedeutung, die nicht blos eine ästhetische ist. Ich verwende den mir noch vergönnten Raum am Besten dazu, den Lesern Beweisstücke für mein Urtheil vorzuführen.

Wir geben zuerst einige Proben der Humoristik:

D' Hausmagd.

Die Hausmagd, die macht in der Fruah
An Wirth sein Bett, dös steht ihr zua.
Na findt's halt diemal drob'n beim Kopf*)
Sein Fazinetl**) mit an Knopf;
Den macht er, daß er nix vergißt.
Dös hat die Hausmagd ganz guat gwisst
Und drum gehts wie a Ma(r)der drauf
Und thuat vor all'n dös Knöpfei auf.
„Denn schaung' es (sagt's), mir fallt glei ein,
Z'letzt kunnt's für mi an Arbeit sein.“

s' Bravsein.

O mei Gott! sagt d' Muader,
As Bravsein is raar,
Und a Dirndl guat hüten
Dössell is wohl schwaar.

Und is oane g'flachset.
Is's schwarz oder braun;
A jede grast aussi***),
Für dös giebts koan Zaun.

Und is wo a Musi,
Da müssen's halt 'naus;
Wenn'st es anhängst an d' Bettstatt,
Sie kemmant Dir aus!

---

*) Beim Kopfkissen. **) Sacktuch. ***) Ausgrasen = auf fremde Weide gehen.

„O mei Gott!“ sagt d' Muader
Und hat derzua g'lacht,
„Mir wissens ja guat —
Mir han's selm a so g'macht.“

Aber auch im ernsten Ton vermag die Mundart, von einer Meisterhand beherrscht, ganz außerordentliche Wirkung zu erzielen. Wir fügen zum Beleg ein Gedicht bei, welches nicht nur uns, sondern Allen, denen wir es mitgetheilt, tief erschütternden Eindruck gemacht hat.

Hoch drob'n am Berg.

Hoch drob'n am Berg, da liegt a Hütten,
Am Herd brennt's Feuer in der Mitten,
Am Abend is und off' is d' Thür,
Zwoa Holzknecht sitzen da davür.
Der oa scho in die achtz'ger Jahr,
Der ander no(ch) nit zwanz'ge war.
Im Wald schlagt no(ch) a Drossel nach
Und rauschen hörst an Almenbach;
Drob'n hallt a Schuß her über'n Grat
Und na is alles wieder stad*).
Da kimmt a Jagerbursch vorbei.
„Wer hat denn g'schossen?“ fragen's glei'(ch),
Der Jager sagt: „„Heut liegt nix d'ran,
Meint'wegen hat's a Wildschütz than — —
Aber an andern Schuß hat's geben,
Der gang glei' auf a bessers Leben!
Habt's scho gehört von dera großen
Mordssach? — Am Kaiser haben's g'schossen
Und troffen! — Er is ganz verwundt!““
„Was?“ schreit der jung', „en so an Hund
Giebt's aa? Der sollt bei uns dasein,
Dem schlaget i as Leben ein!
Den packet i mit all zwoa Händ
Und wurf ihn abi über's G'wänd**)!“
Der Alt sinnirt und schaugt nur groß
Und legt die Händ z'samm auf den Schooß.
Na hat er gesagt: „I glaubt's no(ch) kaam —
Am Kaiser? — — Wie an alter Baam
So steht der dort mit seiner Kron,

*) Still. **) Ueber die Felswände.

Und dös hat ihm a Deutscher thon!
Is dös a deutsche Einigkeit?"
Zum Stolzsein hab'n mir*) wohl no(ch) weit!""
'Es war grad'**) a Holzknecht, der so redt'.
Oben glanzen d' Stern; er rührt si(ch) net,
Na***) legt'r a Scheit in's Feuer 'nein — —
„„Heunt schlaf' ma do(ch) so bald net ein!""

Das ist echt deutsch. Und echt baierisch. Solche Herzen, solche Stimmen kann unser junges und schon so schwer geprüftes Reich brauchen.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, die ganz ausgezeichneten Arbeiten Stieler's, welche, wie bemerkt, seit Franz von Kobell's beklagenswerthem Verstummen hors de concours sind auch außerhalb der baierischen Heimat mehr als bisher bekannt zu machen.

Julius Wolff's wilder Jäger.†)

(1877.)

Julius Wolff hat in seinem „Rattenfänger von Hameln" an poetischer Vertiefung und festem Bau der Composition den früher erschienenen ebenfalls sehr freundlich aufgenommenen „Till Eulenspiegel" bedeutend übertroffen. Die hier behandelte „Waidmannsmär" ist für sein hervorragendes Talent ein höchst günstiger Stoff: er verstattet und nöthigt sogar, Naturschilderungen in reicher Manchfaltigkeit mit der Darstellung mittelalterlicher Gebräuche, zumal der poetisch so dankbaren Waidmannsbräuche, in der anmuthenden Waidmanns-Sprache, zu

*) Wir. **) Nur. ***) Dann.

†) Berlin. G. Grote'sche Verlagshandlung.

verbinden: die Handlung erlaubt freie Bewegung der Erfindung mit Einschaltung lyrischer Stücke von Liebes-, Trink-, Jagdliedern, mit allerlei andern Liedern: der großartige, geheimnißvolle, mythische Hintergrund breitet einen ahnungsvollen Schatten über das Bild. Dazu kommt, daß der Verfasser, ein Sohn des Harzes, „des Thales der wilden Bode", — dieser seiner Heimat ist das Gedicht in schwungvollem Vorwort gewidmet — mit der Landschaft durch die genaueste Kenntniß, durch die Spiele des Knaben, die Wanderungen des Jünglings, die Heimatliebe des Mannes vertraut und verwachsen ist. Man durfte bei der Wahl dieses Stoffes durch diesen Dichter Ausgezeichnetes erwarten: diese Erwartung ist in reichstem Maß erfüllt. Mit Ausnahme eines Bedenkens gegenüber der Composition — die Art der Schuld, in welche der Held verstrickt wird: (die Preisgebung des Freundes und Nebenbuhlers in der Schlacht) würde ich anders gewählt haben — ist gegen die Dichtung kein Einwand zu erheben und fast alles als gelungen zu loben. Von der Fabel verrathe ich nichts: es soll den Lesern die Freude nicht verdorben werden. Die Form im weitesten und edelsten Sinn des Worts ist geradezu mit Meisterschaft behandelt: die Studien in den Jagdalterthümern sind ebenso gründlich und umfassend, als die Verwerthung dieser Dinge maßvoll, taktvoll, glücklich gewählt erscheint: und wie nahe lag gerade bei so reich gehäuftem Material, die Gefahr, die Versuchung, hierin des Guten zu viel zu thun. Die Naturschilderungen — gleich der Eingang, Frühlingseinkehr im Harz, und am Schluß das Vorübersausen der wilden Jagd — sind von berauschender Schönheit; aber auch die Falkenjagd, die herrliche Hirschjagd, das Treiben der Jäger in dem Burghof und vor allem die wald-duftige Gestalt der Köhlerkinder sind von mächtigster und zartester Poesie durchdrungen: seit der „blonden Lisbeth" habe ich keine solche Mädchengestalt in deutscher Dichtung angetroffen. Die Liebes- und Wald-Lieder, auch die Trink- und Jagdlieder, (vielleicht nur allzu

reichlich eingestreut,) stehen dem Besten was wir auf diesem Gebiet besitzen, ebenbürtig zur Seite und ich trete Keinem zu nahe, wenn ich sage, eine Dichtung wie dieser „wilde Jäger“ (und sein älterer Bruder, der Rattenfänger) ist, schreibt gleich vortrefflich heute in Deutschland nur noch Einer. Und dieser Eine heißt Josef Victor.

Julius Wolff. Tannhäuser. Ein Minnesang.*)

Der Verfasser hat sehr rasch schon durch seine ersten epischen Dichtungen einen weiten Kreis von Freunden und Verehrern gefunden. Seine Kriegslyrik — er hat sie nicht hinter dem Ofen gedichtet, sondern als Officier vor dem Feind, und als schönste Beute das eiserne Kreuz aus Frankreich heim getragen — zählt zu dem Vorzüglichsten, was das Jahr 1870 — 71 gebracht: das ausgezeichnete Gedicht von der „Fahne der Einundsechziger“ (bei Dijon) ist mit Recht ein beliebtes Declamationsstück in unseren Schulen geworden; auch „Der Franctireur“ ist vorzüglich, den besten Freiligrathischen, denen er im Ton ähnelt, vergleichbar. Zuerst erschien als größere Dichtung Till Eulenspiegel und erhielt in kürzester Frist sechs Auflagen: in Deutschland für gebundene Rede ein höchst seltener Erfolg. Die launige Erzählung deutete bereits das glänzende Formtalent, die spielend leichte Beherrschung der Sprache an, obzwar der vierfüßige Trochäus und der moderne Stoff nicht im Entferntesten dem Dichter Ge-

*) Berlin 1880. G. Grote.

legenheit boten, seine ganz außerordentliche Form-Begabung voll zu verwerthen. Der Schwank ist vielleicht heute noch das beliebteste und verbreitetste seiner Werke: und doch ist es ohne Frage das schwächste seiner Epen: weder sehr poetisch noch sehr tief empfunden noch sehr gut gebaut: und dennoch oder vielmehr gerade deßhalb findet dies Büchlein die meisten Leser und Käufer: ganz ebenso wie von den Dichtungen Freund Scheffels in gebundener Sprache immer noch „Der Trompeter" die beliebteste und gelesenste ist, während die herrliche „Frau Aventiure", ohne Zweifel das Poesievollste, was der Verfasser des Ekkehard geschrieben, damit verglichen fast unbekannt geblieben ist.

Die Deutschen lassen sich viel lieber leicht unterhalten, als auf die Höhen der Poesie emportragen.

Einen ganz entscheidenden Fortschritt über den „Eulenspiegel" hinaus bezeichnete der „Rattenfänger von Hameln". Hier lag ein tiefpoetisches, inhaltreiches Problem, hier konnte sich das Formtalent des Dichters in seinem blendenden Reichthum entfalten, hier war echter gesunder fröhlicher Humor, hier auch der offene Ausdruck für eine feurige Sinnlichkeit: der Liebe Lust und Weh schlug in dem dämonischen Sänger und den Opfern seines Minnedranges ergreifende Töne an. Nicht wenige der vielleicht mit allzuverschwenderischer Hand eingestreuten Lieder flogen auf den Fittigen guter Compositionen, echt rattenfängerisch ohr- und herzberückend, durch alle deutschen Gaue.

Es folgten einige Dramen: ein „Kambyses" (den ich für ganz verunglückt halte), und zwei Lustspiele, von denen eines „Junggesellensteuer", an mehreren Bühnen, darunter München und Dresden, mit gutem Erfolg gegeben wurde.

Darauf erschien der „wilde Jäger", abermals ein kleines Epos. Ich habe mich oben ausführlich darüber ausgesprochen, kann mich daher hier kurz fassen. Der Stoff lag dem Verfasser ganz ausnehmend günstig und er hat Vorzügliches daraus zu machen verstanden: die Naturschilderungen sind von einer Wahrheit, von einer Fein-

sinnigkeit der Wahrnehmung auch des Kleinlebens in Wald und Haide, von einer Eigenartigkeit des Ausdrucks, daß man sie unübertroffen nennen muß. Das Gleiche gilt von den Jagdbildern. Der Verfasser — um das hier schon hervor zu heben, es gilt ebenso bei dem Tannhäuser — hat auch den Vorzug, die Zeit und die Lebensgebiete, von denen er handelt, gründlich zu studiren, und alsdann, niemals pedantisch, sondern mit künstlerischem Verstand und Tact das ästhetisch Günstige des ganzen sehr umfangreichen von ihm gesammelten Materials poetisch durchgearbeitet vorzuführen. Es ist staunenswerth, welche Fülle von mittelalterlicher Waidwerkssprache dort zwanglos, aber maßvoll verwerthet ward.

Die noch zahlreicher als im Rattenfänger eingeschobenen Lieder sind zum Theil von vollendeter Schönheit. Gleichwol kann der wilde Jäger nicht als ein Fortschritt bezeichnet werden: der Aufbau, niemals gerade die stärkste Seite an diesen kleinen Epen, ist locker, die Einschaltung der an sich so schönen Lieder allzuhäufig und die Hauptsache — die Art der Verschuldung des alten Helden entzieht diesem die erforderliche Sympathie, die das Verbrechen des Helden doch immer noch entschuldigen will.

Der vor Kurzem erschienene Tannhäuser dagegen ist ein hochbedeutsamer Fortschritt des Dichters über den „Jäger", ja auch über den „Rattenfänger" hinaus. Der Stoff ist unvergleichlich reicher als in den früheren Dichtungen. Er ist eine ganze Welt der Minne: er liegt dem Talent des Verfassers sehr günstig: denn von allerlei Art Liebe weiß er gleich wahr und gleich schön zu erzählen. Die Zeit: der Höhepunct staufischer, ritterlicher, minnesängerischer Herrlichkeit in Deutschland mit nothwendigem Ausflug nach Italien, ja mit einzelnen Accorden aus den Kreuzzügen: der Sängerkrieg auf der Wartburg mit der höchst manchfaltigen, an Gegensätzen reichen Charakteristik der hervorragendsten Minnesänger, das schimmernde, farbenbunte Leben an den

reichen Fürstenhöfen wie Ernst und Humor im Kloster —: all das sind sehr glückliche Materialien für die Hand dieses Künstlers. Und diesmal ist auch der Aufbau fest und wol gefügt: sparsam, mit weisem Maß, sind hier die Lieder eingeflochten: dafür wirken sie — an rechtem Ort — desto mächtiger und ihr Wortklang, die Kunst ihrer Töne ist manchmal geradezu entzückend. Auch die Charakteristik nicht nur der Hauptgestalten, des Helden Heinrich von Osterdingen, Wolframs, Walthers von der Vogelweide, der Heldin Irmgard, auch mancher Nebenfigur, wie des köstlichen Spervogels und drolliger Mönche, ist tadellos gelungen: tief poetisch und menschlich ist der Grundgedanke, daß der unselige Tannhäuser von Weib zu Weib irrt und die einzige, die er wirklich liebt, durch Schuld seines dämonischen Ungestüms nicht gewinnt. Einzelne Schilderungen wie das Fest der Fahrenden im Walde, aber auch Selenmalerei, wie das Liebeshoffen Irmgards, sind von wunderbarer Schönheit. —

Aber halt — ich freue mich ja begeistert einer schönen Dichtung! Das darf nicht sein! Der moderne Leser, zumal der Berichterstatter, soll ja um jeden Preis das etwa Mindergelungene in den Vordergrund stellen und bei Leibe nicht die Freude am Kunstwerk als den im Kunstwerk zu suchenden Genuß ansehen, sondern die nüchterne Geringschätzung auch des Vortrefflichsten, das wolthuende Gefühl, daß der Kritiker doch ein ganz unvergleichlich klügerer Kopf sei als der Poet und daß er dafür von dem Publicum in seiner Ueberlegenheit bewundert werde —, das ist ja heutzutage die „Kritik“ der Deutschen. Nur nicht stolz sein auf seine Dichter und sich ihrer liebevoll freuen! Das thun Franzosen, Engländer, Italiener, Skandinavier — aber nur nicht wir modernen Deutschen.

Hat doch ein Kritiker dem Verfasser mit hartem Tadel vorgeworfen, daß er Osterdingen zum Verfasser des Nibelungenliedes macht —: die „Frau Aventiure“ hat auch dieser Weise nie gelesen!

Um also auch zu tadeln, nicht zu loben, „merke“ ich

daß die Aussendung des Helden „on a fool's errand“ in den Odenwald etwa hätte fortbleiben dürfen und daß der Dichter sich manchmal erlaubt, ein besitzanzeigendes hat wegzulassen, als wenn es ein „ist“ wäre: ein solches „hat“ kann man aber nicht unterdrücken. Falsche Reime habe ich in dem umfangreichen Gedicht fast gar nie gefunden: nur „folg“ auf „Dolch“, „glâs“ auf „näß“ sind kleine Sünden der norddeutschen Aussprache, wie „sank“ auf „Klang“, was sogar bei Geibel begegnet.

Summa: Tannhäuser ist nach Inhalt und Form die vollendetste Dichtung Wolff's; sie ist ein großer Fortschritt des reich und glänzend begabten Dichters, der, unverkennbar durch Scheffel mächtig angeregt, doch eigene Pfade wandelt und, ein wahrer Poet von Gottes Gnaden, in manchen Dingen von keinem Lebenden übertroffen, von sehr wenigen erreicht wird.

Es ist heutzutage so viel elender Neid unter den „Concurrenten“ und unsere meist so bildungslose, unwissende Kritik ist oft so hämisch, daß zur Abwechslung einmal einem deutschen Poeten verstattet sein mag, seine helle Herzensfreude über das wolgelungene Werk eines Andern in lautem „Heilô!“ auszurufen.

Heinrich von Plauen.*)

Es ist immer erfreulich, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt, d. h. der Berufenste einen günstigen, einladenden, dankbaren Stoff ergreift. Das ist hier im besten Sinne des Wortes geschehen. Ernst Wichert ist als Lustspieldichter und Erzähler längst mit

*) Historischer Roman von Ernst Wichert. 3 Bände. Leipzig, 1880 Reißner.

Recht ein Liebling des deutschen Publikums geworden: zu seinen vorzüglichsten Dichtungen aber sind jene zu zählen, deren Stoff ihm seine ostpreußische Heimat dargeboten hat: ich meine vor Allem die ausgezeichnet erzählte kleine littauische Skizze „Ansas und Gritha", dann die das gleiche Thema wie Tennyson's „Enoch Arden" behandelnde Novelle „Für todt erklärt" und die jüngst erschienene Erzählung „Ewe". Aber er hat schon früh auch als Dramatiker in jene Stoffwelt gegriffen, welche der lange Kampf des deutschen Ordens mit dem Volk und fast ebenso mit dem Sumpf und Urwald dieser Ost-Lande enthält (das war ein „Culturkampf": und er ist noch heute nicht ausgekämpft!). „Der Witing von Samland" heißt eine leider wenig bekannt gewordene Tragödie Wichert's, welche an poetischem Werth, an Höhe des Problems und Schwung der Ausführung manche seiner viel mehr beliebten Bühnenwerke überragt: es ist die alte Geschichte: das liebe deutsche Publicum von heutzutage läßt sich viel lieber unterhalten als erschüttern und erheben: sehr ernsthaft droht — und zwar nicht nur den Provincialtheatern — die Gefahr äußerster Verflachung unserer Bühnenrepertoire. Auch die leichteren, aber immer mit echt künstlerischer Gewissenhaftigkeit gebauten Lustspiele Wichert's können bei dem Ungeschmack der Gegenwart kaum mehr den Wettbewerb von Machwerken aushalten, welche, unter Verzicht auf jeden Kunstwerth, statt auf Geist und Phantasie, lediglich auf das Zwerchfell wirken wollen. Dieser Zweck könnte doch noch einfacher und stärker erreicht werden, wenn man wieder, wie im Mittelalter, nach der Mahlzeit, zur leichteren Beförderung der Verdauung, oder nach geschlossenem Geschäft, zur Erholung jene drolligen Künstler kommen ließe, welche ihre Späße erfanden und zugleich agirten und wirklich noch mehr lachen machten, burlesker waren als die modernsten Lustspiele.

Dieses Herabsinken, diese Heruntergewöhnung des Geschmackes ist schon so tief hinabgestiegen, daß Shakespeare, Lessing, Schiller und Goethe in sehr vielen Städten nur

dann noch „volle Häuser machen“, wenn man den Besuchern die Hälfte des Eintrittsgeldes erläßt. Für ein modernes „Lustspiel“ zahlt der Deutsche gern und oft das volle Entrée, wenn man ihm aber alle drei Jahre „Wallenstein“ zumuthet, verlangt er es als billig, daß man ihm dafür nur halb soviel abverlangt. Man klagt über den Niedergang der Dichtung ernster deutscher Dramen; der Fall des deutschen Dramen-Publicums hat aber noch ganz andere Dimensionen.

Jener „Witing“, der Sohn eines heidnischen Preußen-Fürsten, wird als Kind von den Ordensherren gefangen, ohne seine Abstammung zu kennen als Christ und zum Ritter erzogen, geräth als Jüngling wieder unter seine Stammgenossen und tritt, empört über schwere Frevel der Ordenspriester, an die Spitze seiner für ihre Freiheit und ihr Volksthum kämpfenden Brüder, muß aber tragisch untergehen, da ihn doch seine ganze christliche und deutsche Cultur von diesen Barbaren trennt.

Manches würde der gereifte Dichter heute an dieser Jugendarbeit dramatisch geschickter gestalten: aber der Griff im Stoff ist höchst glücklich, das Problem echt künstlerisch und die Ausführung vieler Partieen vorzüglich. So ist tief poetisch gestaltet die Scene, in der dem Jüngling der plötzlich wieder gewährte Anblick des Meeres die Erinnerung der Kindheit wach ruft: das konnte so nur empfinden und darstellen wer seinen schönen ostpreußischen Strand so kennt und liebt wie Ernst Wichert.

Schon bald, nachdem ich diese in gar mancher Hinsicht für den Historiker und Poeten merkwürdige äußerste Ostmark deutschen Wesens als Insasse kennen gelernt, reizte mich, zumal nachdem ich den stahlblauen Arm des Meeres um den waldgrünen Strand des Samlandes und die weiße Düne geschlungen gesehen, die Ordensgeschichte gar mächtig zu künstlerischer Behandlung; aber wohlweislich ließ ich, abgesehen von ein par Balladen, die nur an die eine oder die andere Saite dieses reich besaiteten Harfenspiels rühren,

die Hand von diesem Stoff. Nur ein Sohn dieses Landes, der viele Sommer die Seeluft bei Rauschen geathmet, konnte hoffen, die hier schlummernden Schätze zu heben: dem Sohn der Berge, dem Süddeutschen würden sie sich spröde verschlossen haben: alles Studium kann hier nicht die Geburt uud den innigen Lebenszusammenhang ersetzen. Ich möchte auch keine alt-bairische Dorfgeschichte von einem Ostpreußen lesen.

Ernst Wichert hat den Hort gehoben: er durfte sich daran wagen. Und es war abermals wie bei jenem Drama ein im höchsten Grade glücklicher Stoff, der dem Verfasser gerade eine an Gegensätzen und Wirkungen sehr reiche Episode aus der Geschichte des Ordens in die Hand gab: die Zeit der Schlacht bei Tannenburg, die heldenhafte Vertheidigung der Marienburg nach jener Niederlage durch Heinrich von Plauen, die Wiederaufrichtung der schon für verloren geglaubten Macht des Ordens. Freilich war von diesem Stoff das poetisch wenig günstige Ende des Helden nicht wol zu scheiden: er ward bekanntlich abgesetzt und starb nach langer Haft in untergeordneter Stellung in der kleinen Burg Lochstädt. Das war nun einmal nicht zu ändern: einen anderen, etwa kriegerischen Untergang konnte man nicht dem Leser weiß machen: absichtlich brauche ich diesen Ausdruck: er ist bezeichnend für das, was der Dichter sich an geschichtlichen Stoffen erlauben darf und was nicht. Alles darf er sich erlauben, was er die Leute noch glauben machen kann: das ist aber nur zum Theil von seiner Kunst abhängig, zum größeren Theil von der Notorietät des Geschichtlichen. Es ist schon fast über das hienach Verstattete hinaus geschritten, wenn Schiller seine Jungfrau verwundet, aber siegreich auf dem Schlachtfeld sterben läßt, während wir Alle in der Schule lernten, daß sie gefangen und nach langem Proceß als Hexe verbrannt wurde; ich habe stets das Gefühl des Theatralisch-Gemachten, des Unwahren bei der letzten Scene dieses Drama's. Noch weniger verträgt der Leser solche Vergewaltigung der Ge-

schichte im Roman; doch kann man es, glaub' ich, noch wagen, einen wenig gekannten Ostgothenkönig des sechsten Jahrhunderts auf der Flucht aus der Gefangenschaft bei Ravenna statt in der Gefangenschaft zu Byzanz sterben zu lassen. Bei Plauen in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hätte das der Dichter nicht gedurft —: weil es ihm der Leser nicht geglaubt hätte. So blieb nur die Wahl: den im Uebrigen so dankbaren Stoff liegen lassen oder ihn trotz dieses Ausgangs aufnehmen und das Ende noch durch poetische Kunst möglichst erträglich gestalten. Wir danken dem Dichter, daß er den Stoff dennoch gewählt hat, und wir constatiren, daß er mit einer Geschicklichkeit, die den viel geübten Erzähler verräth, jenen mißlichen Ausgang so annehmbar gemacht hat als irgend thunlich. Außer dieser im Stoff gegebenen Schwierigkeit haben wir nur zwei Bedenken gegen das vortreffliche Buch, ein mehr allgemeines gegen den Bau: hin und wieder, zumal gegen das Ende hin, tritt an die Stelle dichterischer Gestaltung der Dinge mehr chronikenhafte Aufzählung oder Uebersicht der Geschehnisse; dann im einzelnen aber gegen Eine Gestalt: die im Anfang so vorzüglich gezeichnete Figur der jungen Polin sinkt gegen den Schluß tiefer als unsere ihr früher geschenkte Sympathie verträgt.

Das sind aber Nebensachen. Im Ganzen ist dieser Roman als ein vorzüglicher zu rühmen: der Verfasser hat außer dem warmen Herzen für seine Heimat höchst gründliche Kenntnisse ihrer Geschichte zu seiner Arbeit mitgebracht, und diese Cultur-Studien sind geschickt, echt künstlerisch, nie pedantisch-schulmeisterlich verwerthet: die Ordensritter, die Bürger von Danzig (diese ganz besonders: die in Danzig spielenden Scenen sind die vorzüglichsten desBuches), der Landadel des Eidechsenbundes, die noch halb heidnischen Ureinwohner, der Polenkönig und seine Großen sind in ihren Gegensätzen vortrefflich geschildert. Die Fabel, welche von zwei Liebesparen und der Jugendgeschichte des Helden getragen wird, ist spannend,

ohne all zu romanhaft zu sein, die Charakteristik der Hauptgestalten und auch mancher Nebenfiguren wolgelungen. Das Meisterstück der Composition, tief ergreifend, ist die „Sühne“, welche in einer Scene, da man Gewalt und Blutthat erwartet, eine echt menschliche, innerliche Lösung gewährt. Der liebenswürdige, nie aufdringliche Humor ist eine sehr wohlthätige Würze des an Statsactionen gefährlich reichen Stoffes. Schilderung und Erzählung bekunden überall wie das Talent so den echt künstlerischen Fleiß des Verfassers. Ich bin nämlich so altmodisch, daß ich das Zeugniß ernsten, mühevollen, nie sich selbst genügenden Arbeitens für ein Lob halte.

Inge von Rantum.*)

Die Erzählung hat vielfach Aufsehen erregt und neben warmem Beifall auch lebhafte Anfechtung erfahren. Beides ist wol erklärlich: das kleine Buch bekundet ein das Gewöhnliche hoch überragendes Talent, einzelne Partien sind geradezu glänzend und doch bleibt die Vollwirkung auf den mächtig angezogenen Leser schließlich aus. Die Geschichte soll hier nicht nacherzählt werden: sie ist höchst einfach: ein junger Mann, Dichter, wird auf der Insel Sylt hin und her gezogen zwischen einer herausfordernd schönen und heißen Russin und einer Schifferwittwe, deren Reiz vor allem in herber schweigsamer Insichgeschlossenheit liegt und ertrinkt durch einen Zufall, den freilich seine fieberwirre Aufregung herbeiführt. Das ist Alles. Aber mit welcher Virtuosität, ja — man darf das

*) Eine Sylter Novelle von E. Oswald. Frankfurt a. M. 1881, M. Diesterweg.

fast immer ohne Berechtigung gespendete Wort hier brauchen — mit welcher Meisterschaft ist — stellenweise wenigstens — diese simple Fabel erzählt, ist die Malerei der Oertlichkeit, der See- und Strand-Bilder, der ländlichen Staffage, aber auch der Hauptgestalten ausgeführt! Es giebt sehr wenige Leute in Deutschland, welche einzelnen Partien dieses kleinen Buches gleich Vortreffliches an die Seite zu stellen vermöchten. Ein schwerwiegendes Lob glauben wir damit auszusprechen, daß wir in dieser Sylter Geschichte ein tief verständnißvolles Studium von George Elliot finden, gefördert durch eine gewisse Wahlverwandtschaft der Talente und der Individualität: manches gemahnt hier an „Adam Bede“ und „The mill on the Floss“: überhaupt steht das Buch englischer Schriftstellerei nahe. Zu dem Vorzüglichsten zählt die Einkleidung der Erzählung: ein vortrefflich geschilderter gemüth- und geistvoller Mann in mittleren Jahren, verwachsen und krank, berichtet die Geschehnisse (mit herzgewinnender Selbstironisirung seiner Neigung zu der schönen Russin) brieflich seiner fernen Schwester. Warum vermag nun der Leser, der die Natur- und Selen-Malerei mit jener Freude genoß, welche nur fein gebildete Künstlerschaft zu bereiten versteht, doch am Schluß nicht den unzerpflückten Kranz dem Werk zu weihen, warum wird er nur hie und da, — aber nicht selten, — ein Lorberblatt auf den schönen Torso werfen? Antwort: weil die Handlung, weil die Architektur der Geschichte nicht befriedigt. Auch darin gleicht die Erzählung mancher englischen Novelle, deren virtuose Schilderungen den Mangel der künstlerischen Nothwendigkeit in der Handlung nicht zu verhüllen vermögen.

Es ist immer unbefriedigend, ja den Haupteindruck erstickend, läßt der Dichter den Leser im Ungewissen, auf welche Seite bei einem Conflicte er sich mit seiner Sympathie, mit seinen Wünschen stellen soll. Das passirt aber in diesem Buch dem Leser nicht einmal, sondern sogar zweimal. Die vor unsern Augen verlaufende Geschichte ist nur

eine Wiederholung der alten Syltersage von Ingburg und Ekke: und wie man bei der hier gegebenen Erzählung der Sage beim besten Willen nicht weiß, ob man mit dem Menschenmädchen oder mit dem Meerweiblein sympathisiren soll — hier liegt eine bei dem außergewöhnlichen hervorragenden Talent geradezu unbegreifliche Ungeschicklichkeit es Aufbaus — genau so ergeht es dem Leser bei der 1879 passirenden Geschichte: nachdem die Sylterin unverkennbar den Helden abweisen wird, beklagt man, daß er durch sie von der berauschenden „Sascha" abgezogen worden. Die eingestreuten Verse — der Held bringt jene Sage in ein Gedicht — sind zum Theil von erstaunsamer Schönheit (starker Einfluß von Theodor Storm!): zum Theil freilich muß man sich, um ihre Holprigkeit und allgemeine Gewaltthätigkeit zu entschuldigen, daran erinnern, daß der arme Junge elendiglich ertrunken ist, bevor er sie nochmal durchfeilen konnte, so daß Er die Verantwortung dafür nicht zu tragen hat.

Ist es nun nicht seltsam, daß ein Talent, welches in Schilderung und Charakteristik so Außerordentliches leistet, im Bau der Handlung Fehler begeht, die der ganz gewöhnliche gewerbemäßige Novellen-Fabricant vermeiden würde? Gewiß ist es seltsam. Einigermaßen aber erklärt es sich daraus — wohl gemerkt, ich bin nicht so ungalant, zu sagen, es erkläre sich daraus völlig oder nothwendig! — daß E. Oswald so wenig ein Mann ist wie es George Elliot war, sondern — eine Dame. Da ich dies Geheimniß nicht anvertraut erhalten habe, verletze ich kein Vertrauen, indem ich es verrathe. Fort und fort mußte ich, bei der Lectüre der Erzählung, bei Mißfallen und Beifall, daran denken: Alles, was Arabeske, was Decoration, was Feinheit der Beobachtung von Naturleben und Menschenleben ist — vorzüglich: dagegen der einfache Aufbau, das eherne Gerüst, der schicksalnothwendige Schritt der Handlung, kurz Alles, was viel minder begabten männlichen Geistern nicht schwer wird, nicht voll gelungen. Ich meine, diese Motivirung

der nicht ganz erreichten Vollkommenheit kann die Verfasserin am Wenigsten verletzen. Denn die Eigenart des Geschlechts haben Sappho und George Sand und George Elliote und Annette von Droste auch nicht verleugnen können: sie hängt mit den höchsten Vorzügen weiblicher Begabung zusammen und: omnis determinatio negatio, sagt der Altmeister Spinoza.

Aus seinem Geschlecht kann man so wenig fahren wie aus seiner Haut. Weh den Weibern, die es wagen: Mann werden sie nicht und Weib zu sein haben sie aufgehört.

Bei diesem Anlaß mache ich gerne merksam auf eine kleine Novellensammlung der gleichen Verfasserin, welche vor etwa zehn Jahren erschien und weniger Beachtung fand als sie verdiente: „Fern von der Welt Getriebe“ enthält eine Erzählung, wie eine edle Frau, welche durch Betrug ihres Vaters dahin gebracht worden ist, ihren Geliebten für treulos zu halten, und nun, diesen Vater zu retten, einen reichen, ungeliebten, aber sehr tüchtigen Mann geheirathet hat, nach mehrjähriger Ehe von dem zurückgekehrten, als schuldlos erkannten Geliebten sich entführen lassen will, aber im letzten Augenblick durch ihr erwachendes Kind, das weinend nach der Mutter ruft, bei der Pflicht zurückgehalten wird. Wenn bei „Inge von Rantum“ der feste männliche Strich der Zeichnung fehlt, muß man bewundernd anerkennen, daß jene Geschichte nur ein Weib so zart und feinfühlig schreiben konnte.

Max Schlierbach.*)

„Soll denn ganz zuwachsen der Pfad, den Klopstock
Einst gebahnt, den, griechischer Schönheit selig,
Hölderlin, und tönenden Schritts der ernste
Platen gewandelt? . . . . . .

*) Neue Gedichte. Berlin 1880, E. S. Mittler u. Sohn, K. Hofbuchhandlung.

Schön im Reim hinströmt das Gefühl; die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt:

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung,
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus."

Diese schönen, bezeichnenden Worte Geibel's gehen mir immer durch den Sinn, wenn ich an die Eigenart der Lyrik Max Schlierbach's denke. Ich meine, der ehrwürdige Meister (in dessen Schule wir Jüngeren Alle Reinheit der Form und Strenge des Stils zu lernen hatten, wie er sie von Platen und Rückert gelernt) muß seine ganz besondere Freude an diesen Dichtungen haben, welche wie eine Erfüllung obiger Aufforderung gelten mögen und als eine Bestätigung obiger Unterscheidung des Reims und der reimlosen odischen Rhythmen antiker Form. Nicht als ob Schlierbach nur reimlos dichtete: aber die reimlosen Rhythmen sind nicht nur sehr zahlreich bei ihm, stärker als bei andern modernen Lyrikern vertreten — sie tragen auch seine allerschönsten und seine meist characteristischen Gedichte: ja, bei manchen gereimten hat man den Eindruck, daß sie des Reims vielleicht besser entbehrten, daß ihnen der Faltenwurf der hellenischen Chlamys natürlicher anstände. Das erklärt sich aus der tiefsten Eigenart dieses bedeutenden, edeln Talents: Schlierbach darf nach Hölderlin als derjenige deutsche Lyriker bezeichnet werden, welcher von hellenischer Anschauungs- und Empfindungs-Weise am meisten erfüllt nicht nur —, gradezu beherrscht ist: noch viel stärker als in Platen und Geibel ist dieser Zug in ihm: und zwar steht er Hölderlin auch darin näher als den beiden jüngeren Meistern, daß neben der Freude an der Herrlichkeit antiker Götter und Menschen die tiefe Trauer um den Untergang ihrer olympischen und attischen Welt einen

durchgehenden Accord bildet: dazu tritt eine schmerz-geweihte Philosophie, welche es versteht, an kleine Anlässe sinnig tiefe Betrachtungen zu knüpfen, eine Erkenntniß, welche in ernster Entsagung gipfelt, mit jener tiefen, aber verhaltenen, männlich beherrschten Wehmuth, die uns des Lebens spätest gereifte, höchste Weisheit dünkt und sich über den Pessimismus und seine Miserabilität so hoch erhebt, wie der im Hades seinen schicksalsnothwendigen Tod tragisch und elegisch beklagende Achilleus über den unter Hieben zeternden Thersites: ich komme auf diesen Gegensatz tragisch-heroischer und pessimistischer Anschauung am Schlusse zurück.

„Omnis determinatio negatio,“ (sagt jener Spinoza, von dem Lessing meinte, die Frommen seien mit ihm umgegangen „wie mit einem todten Hund“: der große Verfasser des weisen Nathan ahnte nicht, da er dies in edler Entrüstung schrieb, wie man dereinst (1880) mit ihm umgehen werde!): d. h. in der Stärke eines Talentes liegt zugleich seine Schranke: und so wollen wir denn pflichtgemäß einräumen, daß auch bei Max Schlierbach dieses unvermeidliche Gesetz waltet: das Hellenistische, welches in unsere deutsche Bildung übergegangen, ist hier in Reinheit, Stilvollendung und kühler marmorner Vornehmheit zum Ausdruck gebracht wie kaum je zuvor: Goethe und Hölderlin übertreffen ihn: manchmal auch Platen und Geibel, jener an Plastik und Wucht, dieser an Weichheit und Wohllaut der Formen: aber sonst übertrifft ihn Keiner in der Annäherung an die Antike.

Da nun aber der Verfasser nicht in den Tagen des Perikles lebt, sondern in denen des eisernen Kanzlers aus Pommerland, da er gewerbemäßig nicht mit Marmor und Elfenbein, sondern mit Zählkarten und Sterblichkeitstabellen zu thun hat, da er nicht über die Amphiktyonen, sondern über den Bundesrath geschrieben hat, da er nicht athenäischer Chorage, sondern (ich hätte bald geschrieben: im Gegentheil —) königlich bairischer Regierungsrath ist, so enthält dieser Hellenismus Gefahren für seinen Träger. Zwar

nicht die Gefahr meine ich, daß das Hellenische angenommen, äußerlich, also willkürlich und gekünstelt sei: nein: ohne Frage ist in diesem jungen Bajuvaren, wenn die Seelenwanderung kein Wahn, irgend ein Landsmann und Zeitgenosse des Sophokles wieder lebendig geworden: das Griechenthum ist ihm nicht angelernt, sondern angeboren.

Aber gerade darin liegt die Schranke eines mehr fein als mächtig gearteten Talents. Denn der Hellenismus und die Antike überhaupt ist zwar Ein sehr köstlicher Importartikel unserer deutschen Cultur, aber er ist doch nur Ein Segment dieses Kreises: und der Einsicht wird sich auch der gedankenhelle Verfasser nicht verschließen, daß die Gefahr der Einseitigkeit, einer gewissen Monotonie in den Stoffen, noch mehr aber in Stil und Behandlung ihm nicht fern liegt. Durchaus nicht verlange ich Teutonen-Gebrüll, durchaus nicht will ich auch andere Leute stets nur mit Speer und Schild rasseln hören, wie man so fein treffend und so gütig meine Poesie und meine Neigungen characterisirt hat: aber zu beklagen ist doch, daß das Nationale in unserem Lyriker fast nur besteht in der freilich echt deutschen begeisterten Empfänglichkeit für die Antike und der verständnißvollsten Wiedergestaltung ihrer Stoffe und Nachbildung ihres Stils. Es fehlt doch der warme, volle Brustton manchmal auch da, wo ihn die Marmorkühle des immer vornehmen Ausdruckes zu ersetzen nicht vermag. Fügen wir bei, daß das berechtigte Selbstgefühl des Dichters im Gegensatz zu amusischem, banausischem Wesen, in der Art Platens vielleicht etwas zu häufig und manchmal ziemlich gereizt sich ausspricht, so haben wir Alles gerügt und getadelt, was ein böslicher „Merker“ nörgeln könnte und dürfen uns nun der Freude, augezeichnet Schönes warm zu loben, voll hingeben.

Schon in der (1872 in gleichem Verlag erschienenen) ersten Sammlung seiner Gedichte bekundet der Verfasser eine Formvollendung, einen Adel und eine Stilrichtigkeit des Ausdruckes, die Niemand heutzutage übertrifft als manchmal

Geibel. Acht Jahre später tritt uns der Dichter noch gereifter entgegen: Reisen, langer Aufenthalt in Hellas und in Ausonien haben seine Vertrautheit mit der Natur der classischen Länder und Inseln und mit den Geschichtsdenkmälern der classischen Völker vertieft, die Fülle seiner bevorzugten Stoffe vermehrt, seine Anschauungen reicher, lebenswahrer gestaltet: nur sehr, sehr wenige „Barbaren" haben den ewigen, den „ambrosischen" Schimmer, der um Athen leuchtet, den Edelrost der Jahrhunderte, der an den Mauern Roms haftet, so eindringend geschaut: die antiken Götter- und Heldengestalten, die unter Lorber und Epheu begraben schlummern, scheinen unter seinem sympathischen Blick leise zu athmen: die versteinerten Züge beleben sich zu traurig seligem Lächeln; wenn man die römischen Gedichte durchliest, glaubt man vom Monte Pincio die Sonne über die Campagna sinken zu sehen und man hört das leise flüsternde, fluthende Ziehen des Weltschutt führenden Tibers.

Aber auch die Weltanschauung ist dem Dichter in diesen Jahren männlicher gereift: die ungeduldige, anspruchsvollere Reizbarkeit der Empfindung, die herbe Unzufriedenheit mit dem Erreichten und Erreichbaren ist gewichen einer edeln, gedämpften, aber nicht mehr bitteren oder gar verbitterten Resignation. Es ist jene Weltauffassung, zu welcher fast alle höher begabten Männer unserer Zeit durch die harte Schule der Lebenskämpfe practisch im Character geführt werden, wie sie Philosophie und Geschichte, zumal vergleichende Religionsgeschichte, und Anthropologie und Völkerpsychologie und Naturwissenschaft unserm Geist als vernunftnothwendig aufdrängen, — eine Weltauffassung, deren feierlichen, ernsten, versöhnten Frieden wir uns weder von dem Gezeter der Zeloten noch von dem wüsten Gewinsel der Pessimisten stören und entfrieden lassen wollen, während wir gern die Vorstellungen sanfter und tiefer, weiblich gearteter Seelen respectiren, welche sich des Mirakels auf der Erde und der nachholenden Gerechtigkeit über den Wolken getrösten. Bei Schlierbach tritt die Resignation meist in

meditativer Gestaltung auf: er betrachtet das Werden und Vergehen in Geschichte und Natur, zahlt dem Schönen, das da untergeht, den Zoll der Wehmuth und zieht aus dem Schauspiel, welches alles Leben im Universum darbietet, Folgerungen für die menschliche Individualität, wobei bald die Klage, bald die gefaßte Ergebung, bald Moll, bald Dur die Stimmung beherrscht. Aber auch wo der Schmerz austönt, ist doch kein Pessimismus zu spüren: gegen diese Registrirung möchte ich den Schüler Homer's in Schutz nehmen: wol ist die Stimmung nicht selten vertreten, in der Achilleus im Hades das Leben auf der Oberwelt als das einzige, leider so kurze Glück preist: das ist Heidenthum, aber nicht Pessimismus. Da man auch mir wiederholt trotz heftigsten Widerstrebens jene Kategorie hat aufzwingen wollen, so darf ich vielleicht in aller Kürze hier anhangsweise auch von mir reden: ich verwahre mich feierlich dagegen: der Pessimismus ist mir in tiefster Seele zuwider: ich halte ihn für das Symptom einer siechen Sele, einer gebrochenen Kraft und für eine nationale Gefahr: meine Weltanschauung ist tragisch, aber nicht pessimistisch: ich glaube annehmen zu müssen, daß das Glück des Menschen nicht der Zweck des Universums ist, daß oft unverschuldet und ohne Ausgleich der Mensch leidet, untergeht, in guter Sache Schlechterem erliegt: aber ich lasse mich gar nicht darauf ein, zu untersuchen, ob des (unverschuldeten) Unglücks mehr sei auf Erden als des (unverdienten) Glücks — nach meiner Auffassung kommt es hierauf gar nicht an — und unterscheide mich auf das Allerschärfste vom Pessimismus darin, daß ich durchaus nicht die Welt als nicht existirend wünsche, sondern ohne Rückhalt diese Welt und das Menschenlos acceptire, den Menschen vernunftnothwendig für verbunden erachte, für das Gute, Schöne, Wahre, für Andere, für Volk und Vaterland zu leben, zu kämpfen, zu leiden, ohne Hoffnung auf andern Lohn als die Begeisterung dieses Kampfes: diese Begeisterung an sich erachte ich als das einzig wahre Glück, aber auch als genügend, das „Unglück"

aufzuwiegen. Diese Anschauung ist tragisch, heroisch, aber, wie ich glaube, gesund und männlich und das Gegentheil von Pessimismus, der consequent zum Selbstmord oder zur absoluten Willenslosigkeit führt.

Der Leser möge verzeihen, der auf eine Kritik Schlierbach's eingeladen war und nun mit einer defensio pro domo Felicis bewirthet wird. Aber ich rede nicht nur von mir: ich möchte gerade auch Schlierbach gegen jene Beurtheilung unter Schild nehmen.*) Und wenn die indignatio manchmal Verse macht, hat sie hier einmal Prosa herausgezwungen. Mußte ich es doch erleben, daß man den „Kampf um Rom“ ein nicht nur pessimistisches, nein, ein nihilistisches Werk genannt hat, dies Buch, das auf jeder Seite verherrlicht die begeisterungsvolle Hingabe an Volk und Vaterland, und solches Heldenthum nicht etwa nur als traurige Pflicht, sondern als höchstes Mannesglück und edelste Manneswonne preist. „Pessimistisch“, „nihilistisch“ hat man diese Auffassung wohl nur deßhalb gescholten, weil ich diese Pflichterfüllung fordere auch dann, wenn die Siegeshoffnung fehlt, weil ich sie fordere, auch ohne Leitung der Geschichte auf Erden durch das Mirakel und ohne Belohnung der selbstverständlichen Mannhaftigkeit vorauszusetzen. Solche freudig begeisterte Heldenhaftigkeit hat man mit den Namen belegt, die mir zu den verhaßtesten zählen. Die begreifliche Entrüstung darüber mag diesen Anhang entschuldigen.

*) Selbstverständlich wird ein Dichter deßhalb noch nicht zum Pessimisten, weil er in einzelnen Stimmungen, in seiner Lyrik, mehr den Schmerz als den Trost, ja auch wohl einmal trostlosen Schmerz ausdrückt. War Goethe Pessimist, weil er „der Menschheit ganzem Jammer“ Ausdruck gab? Leugnen wir den unverschuldeten Schmerz, wenn wir die Pflicht und die Möglichkeit behaupten, ihn zu überwinden? Oder leugnen wir, daß wohl auch einmal der Schmerz uns überwältigen, unser Denken und Dichten so pathologisch färben kann, daß wir — vorübergehend — jedes Trostes vergessen? Ein Anderes ist lyrische Stimmung unglücklicher Stunden, ein Anderes die Weltanschauung permanenter Verzweiflung und chronischen Jammers.

Heinrich Rückert

in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr.*)

„Herz gewinnend" ist dies Buch: lieb gewinnen muß man die greise Verfasserin, welche im sechzigsten Lebensjahr zum ersten Mal die Feder der Schriftstellerin ergreift, einen Wunsch der Verwandten des verstorbenen Freundes zu erfüllen in Zeichnung dieses Lebensbildes: lieb gewinnen und bewundern muß man den edeln, reinen, selbstlosen, nur dem Vaterland und der Wissenschaft lebenden Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird: und Alles, was man von den übrigen Gliedern dieser Familie aus dem Buch erfährt, erweckt oder vertieft ihnen unsere Liebe oder Verehrung.

Das einzige Schmerzliche — aber freilich bitter Schmerzliche — was dieses Buch, wie das ganze kämpfereiche Leben des Verewigten, durchzieht, soll hier nicht weiter berührt, nur mit einer Andeutung abgethan werden: es ist das unaussprechliche System, welches einen vortrefflichen Gelehrten, den Sohn eines der Classiker deutscher Nation, Jahre lang in unwürdiger Lebensstellung harren und leiden ließ, deshalb weil der Sohn des „weisen Brahmanen" unfähig war, seine Geistesfreiheit zu opfern, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Mögen die Tage nie wiederkehren, in welchen Preußen, berufen, die Fahne freier Forschung allen deutschen Staaten voran zu tragen, unter dem Hohn seiner Feinde die Wissenschaft der Orthodoxie zu unterwerfen trachtete. Heinrich Rückert hatte, der Wahrheit gemäß und durchaus nicht als der Erste, gesagt, daß die heidnischen Franken durch die äußerliche Annahme des (wenig verstandenen) Christenthums sittlich nicht gebessert wurden, sondern vielmehr, unter Beibehaltung

*) V. u. 318 S. Weimar 1880, Hermann Böhlau.

der alten Fehler ihrer barbarischen Rohheit, manches neue Laster: z. B. die Heuchelei, den Mißbrauch der Religion zu verwerflichen Zwecken, hinzu gelernt hatten. Das zu sagen war eine Sünde gegen den unheiligen Geist des Fanatismus und eine solche wird bekanntlich noch viel weniger vergeben als die gegen den wirklich heiligen Geist: den Geist der Wahrheit.

Es ist richtig, der „Kampf um das Dasein" stählt den Mann: aber dieser Kampf, unter allzu ungünstigen Umständen geführt, verzehrt die Lebenskraft vor der Zeit: Minister Falk, der sofort das nicht von ihm Verschuldete gut machte, kam allzu spät — Heinrich Rückert erreichte nur zweiundfünfzig Jahre. — —

Die meisten von Gelehrten oder berufsmäßigen Schriftstellern verfaßten Lebensbilder entarten in Panegyriken: dies schlichte Buch einer schlichten Frau enthält keine einzige Phrase, keine Uebertreibung im Lob: es ist ein Spiegel, der das Objective zeigt, nicht verschönt. Es war nicht nöthig, hier zu verschönen.

Die einfache, schmucklose Darstellung einfacher, wackrer, tiefer, nicht eben sehr gewandter Naturen — das ist gerade das Reizvolle an dieser Biographie. Wir sehen, wie schlicht, wie anspruchslos uud wie gesund in der Bedürfnißlosigkeit der deutsche Mittelstand, die deutschen Gelehrten und Dichter vor einem halben Jahrhundert, ja vor wenigen Jahrzehnten noch lebten: ich kann nicht finden, daß, wie die Lebensführung, so auch die Leistungen seither „vornehmer" oder „reicher" geworden sind: man macht unvergleichlich höhere Prätensionen und man leistet gewiß nicht entfernt so viel wie Friedrich Rückert, der Vater: Heinrich Rückert aber, den Sohn, übertrifft man am Leichtesten in Ruhmrede und Hohlrede: denn beide fehlten ihm ganz.

Wahrscheinlich ist es ohne viel Absicht und bewußte Kunst gelungen, daß die Verfasserin, mit geringster eigener Zuthat aus Briefen und Gesprächen ihren Stoff zusammen

tragend, eine Wirkung erzielt, wie sie die Meisterschaft vollendeter Schriftsteller-Technik nicht besser erreichen könnte: die psychologische Nothwendigkeit: wir sehen Groß-eltern, Vater, Mutter, Geschwister, Haus und Garten, Freunde, zuletzt die Gattin des Mannes uns vorgeführt und wir empfinden, wir begreifen, daß aus diesen Voraus-setzungen, aus dieser Gruppe von Menschen und Be-ziehungen ganz nothwendig diese Individualität und diese Lebensgestaltung erwachsen mußte. Wie wahrhaftig und natürlich und gesundfühlend sind alle diese Leute! Gleich die Kinderzeit in Coburg und Neuseß, das Stillleben in dem großelterlichen Hause (von der Mutterseite her: Archivrath Fischer in der Schloßgasse zu Coburg) ist ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte unserer nächsten Vorfahren. Auch für die Biographie Friedrich Rückerts liegen hier noch unverwerthete Schätze. Eine rührende Gestalt ist die feine, immer zarte, später leidende Gattin des Dichters, die Louise seines Liebesfrühlings. Wie echt mütterlich sorgt sie für den fernen Sohn, für sein äußeres Wohlbefinden, ja wie echt weiblich auch für seine Erscheinung, seine Kleidung und Wäsche! Zu dem jungen Privatdocenten in Jena wandern aus dem Elternhause, aus der Hand der Mutter nicht nur die herzerfreuenden heimischen Vorräthe — auch die mütterlichen Mahnungen, sich ja immer und zumal auf dem Katheder hübsch säuberlich und sorgfältig zu tragen.

Es soll hier auch von der Eintheilung, der Gliederung des Buches nichts weiter gesagt werden: der Leser soll es selbst genießen. In diesen Blättern zu lesen, das ist wie durch die Thüringer Waldberge hin zu wandern: erquickend weht uns vom Goldberg bei Neuseß, aus den Fluren und Wiesen der Lauter der Athem der unverfälschten Natur entgegen: der Natur in der Landschaft, der Natürlichkeit, der Frische und Wahrheit in den Menschen.

So lang im deutschen Volke noch solche Menschen leben, Männer und Frauen, wie sie hier vor uns hintreten,

so lange steht es noch gut um die Gesundheit deutscher Nation.

Hoffentlich ist es nur meine wehmüthige Einbildung, daß sie immer seltener werden.

Friedrich Rückert.

Eine Erinnerung mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters.

Weihevoll und feierlich wird mir zu Sinn und dankbare Rührung ergreift mich, gedenke ich der leisen, aber goldenen Fäden, welche mit dem poesie-umwobenen Dichterhause zu Neuseß mich verknüpfen.

Einiges, — nicht viel, — von meinen Beziehungen zu dem großen Dichter, dem herrlichen Menschen, mag nunmehr verlauten: ist doch bald ein Menschenalter darüber hingegangen. —

Sehr frühe hatte sich in mir die Phantasie geregt: in einer großen, schönen Folioausgabe von Schiller, die mein lieber Vater besaß, hatte ich lesen gelernt. Weise zwar hielten die Aeltern übermäßige Erregung der Einbildungskraft des Knaben nieder: aber sie konnten doch nicht hindern, daß ihr Gespräch, ihr lautes Studium der Rollen, das Vorlesen dramatischer und lyrischer Dichter in dem der Kunst geweihten Haus an der Königinstraße zu München an das Ohr, in die Seele des Kindes drangen: noch bevor ich flüssig lesen konnte, wußte ich gar manche Stelle aus der „Jungfrau“, aus „Wilhelm Tell“, aus der „Glocke“, dem „Taucher“ auswendig. Ein großer, wunderschöner Garten am Hause, dann der vor der Thür liegende waldähnliche „englische Garten“ weckten und förderten sehr früh das Naturgefühl, lenkten

Sinn und Neigung darauf, das Naturleben in Licht- und Wolken-Wechsel, aber auch im kleinsten Detail des Thiertreibens, des Pflanzenwebens zu beobachten, nachzuempfinden. Loben freundliche Leser meine Landschafts- und Natur-Schilderungen, so muß ich dankbar und bescheiden den flüsternden Büschen meines Gartens, den ragenden, rauschenden Bäumen jenes herrlichen Parkes und ihren Vögelein solches Lob überweisen als meinen frühesten Lehrern.

Das allererste kindische Lallen eigener Verse ward zum Schweigen gebracht durch ehrfürchtiges Schweigen vor — Homer: im zwölften Jahr, in der ersten Gymnasialclasse nach bairischer, als Ober-Tertianer nach norddeutscher Terminologie, lernte ich die Ilias kennen: sie wurde epochemachend für meine ganze Entwicklung; ich war ein mittelmäßiger, fast ein schlechter Schüler gewesen bis dahin: nur Geschichte etwa hatte mich interessirt: sonst aber war mir an der Schule das liebste gewesen — der Schulweg, der eine halbe Stunde lang war und durch den englischen und den Hofgarten führte: Schneeballen oder Kriegspielen verlängerte ihn oft auf eine Stunde: die dumpfe Schulstube, die enge Schulbank, das Aufpassen-müssen verleideten mir den Unterricht; zog er mich doch aus meinem geliebten Garten, aus dem Natur-belauschen und „Römer-“ und „Germanen-“ oder „Hohenstaufen-Spielen“. Aber die Ilias begeisterte mich mit Inhalt und Form gleich mächtig: ich weiß noch, ich gerieth in eine Art Rausch des Entzückens: diese Götter! diese Helden! diese Kämpfe! und diese Natur-Bilder! — Sofort ward die Odyssee dazu angeschafft und in zwei Wochen hatte ich, während wir in der Classe noch in den Anfängen des „Zornes des Achilleus“ staken, natürlich mit Hilfe der Vossischen Uebersetzung, aber doch im Original, Ilias mit Odyssee verschlungen. Als ich fertig war, fing ich von vorn an. Ich ward nun ein guter Schüler: ich merkte, das man Griechisch und Latein nicht blos deßhalb lernen mußte, damit der Staat die Gymnasiallehrer beschäftigen könne. Meine kindischen Verse verbrannte ich.

Schiller und mein Garten waren meine ersten Lehrer gewesen: Homer mein zweiter: mein dritter ward Friedrich Rückert.

In meiner Bücherei prangt ein schön in weißes Leder gebundenes, mit Goldschnitt und dem baierischen Wappen geschmücktes Büchlein; dessen Vorblatt trägt die Inschrift: Preis aus der allgemeinen Geschichte, zuerkannt dem Schüler der III. Gymnasial-Classe, Abth. B., Felix Dahn, München, den 25. August 1849. Ernst Luthardt. Es enthält: Friedrich Rückerts Gedichte, Auswahl des Verfassers, Frankfurt 1843.

Wie kommt Ernst Luthardt, der gewaltige Kriegsfürst der Lutherischen Kirche, zu Felix Dahn, dem Odhin-Verehrer? so frägt wohl der Leser.

Das hängt so zusammen.

In Baiern bestand damals (— und leider noch viel später: es ist das Verdienst erst von Sybels und von Giesebrechts, Abhilfe bewirkt zu haben —) die unaussprechliche Einrichtung, daß Geschichte für Katholiken und Protestanten getrennt und zwar von dem betreffenden Religionslehrer vorgetragen wurde. Die verschiedene Auffassung der Reformation, besorgte man wohl, könnte rückwirkende Kraft auch für die Darstellung der antiken und mittelalterlichen Geschichte äußern, wenn etwa ein protestantischer Geschichtslehrer sie den Söhnen Münchener Katholiken vortrüge: denn besonders auf Bewahrung der Katholiken vor dem protestantischen Gift war es wohl abgesehen. Ob der fragliche katholische Pfarrer oder protestantische Predigtamtscandidat irgend jemals seit seiner Gymnasialzeit ein Geschichtsbuch aufgeschlagen habe — danach frug man nicht: man verließ sich wohl auch hierfür auf den heiligen Geist. Die Hauptsache war die „Gesinnung“. Die Folge war freilich, daß manche dieser Lehrer in unverbergbare Verlegenheit geriethen, wenn ein fürwitziger Schüler eine Frage an sie richtete, welche über das von dem Herrn Professor für die Lection auswendig gelernte oder aufgeschriebene Pensum hinausging.

Da man dermalen (1881) in Preußen die gottlosen Falk'schen confessionslosen oder gemischten Schulen wieder aufhebt, empfehlen wir den Provincialschulräthen, folgerichtig, nach jenem von Abel'schen Muster in Baiern, doch auch einen katholischen Xerxes, einen lutherischen Romulus und einen protestantischunirten Attila einzuführen.

Aber ein englisches Sprichwort sagt: „it must be an evil wind blows nobody good"; und so hatte jene bornirte Einrichtung für mich die vortreffliche Wirkung, daß mein Lehrer wie in Religon so in Geschichte jener junge Candidat Ernst Luthardt ward: ein ausgezeichneter Lehrer! Treu und tief und warm trag' ich ihm Dankbarkeit im Herzen für die mächtige, in meiner ganzen Entwickelung nachwirkende Anregung, die er mir gab: den bereits erwachten Sinn für Geschichte hat er auf des Gewaltigste gefördert durch seinen geistsprühenden, lebendigen, nie im trockenen Auswendiglernen stecken bleibenden Unterricht —: er verwies uns stets geschichtsphilosophisch auf die „Bedeutung" der Geschehnisse.

Ich verschlang und excerpirte alle Geschichtswerke, die ich auftreiben konnte und nie entging mir in diesem Fache der „erste Preis". Später hat der hoch verdiente Mann meine philosophische Entwicklung natürlich nicht gut heißen können: aber wir sind bis heute gute Freunde und ich ein tief dankbarer Schüler geblieben: in „Odhins Trost" habe ich „Hluthardt, meinem Lehrer, dem Mönch aus Franken" eine kleine Votiv-Tafel dieses Dankes eingefügt.

Im Jahre 1849 nun wählte Luthardt, der auch meine poetischen Neigungen kannte, als Preisbuch für mich die genannte Sammlung von Rückert's Gedichten.

Alsbald las und studirte ich sorgfältig auch alle andern Werke Rückert's; Rückert, später dann Platen und Geibel, wurden meine Lehrer in der Form — dies Wort im weitesten Sinne gedacht.

Aber außer der vollendeten Meisterschaft über die Sprache zog auch die pantheistische Weltanschauung Rückert's („ster-

bende Blume"), zumal die Weisheit des Brahmanen, mich auf das mächtigste an: studirte ich doch schon auf dem Gymnasium Platon und Aristoteles und Spinoza, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, noch bevor ich die Vorträge Karl von Prantl's besuchen durfte, die dann entscheidend für meine Weltanschauung werden sollten.

Mit sechszehn Jahren 1850/51 bezog ich die Universität München: 1852/53 studirte ich in Berlin: außer Philosophie, Geschichte, Recht und Sprachen wurde allgemeine Literaturgeschichte von Moses bis auf Paul Heyse eifrig getrieben und — in vielen Sprachen — ganz ungeheuerlich viele Verse gemacht, glücklicherweise aber fast ausnahmslos verbrannt: sie waren meist nur als Sprach- und Form-Studien gemeint.

Die pantheistische Weltanschauung ward nun noch mehr befestigt und gereift: schon deßhalb blieb Rückert's Brahmane mein wahres Erbauungsbuch: den größten Eindruck machte immer wieder die Fülle der Schönheit und Weisheit und tiefsinnigen Einfalt, welche an das Kleinste das Größte zu knüpfen verstand, aus unscheinbaren Thautropfen das Göttliche hervorleuchten sah. Wohl gedenke ich noch, wie ich im Frühling 1853 zu Berlin in meiner höchst bescheidenen Studentenstube (Neuer Markt Nr. 9, 3 Treppen), wann die Glocken des nahen Doms an schönen Sonntagmorgenden in die Kirche mahnten, meinen Brahmanen ergriff und mit lauter Stimme daraus lesend, im Zimmer auf und nieder schritt, bis ich berauscht von Begeisterung und Andacht (— ja: Andacht, liebe Leserin: die Pantheisten sind sehr fromme Leute —) zum Hause hinaus stürmte und erst im Thiergarten, in den einsamsten Buschwegen, oft in strömenden Thränen unbestimmter Sehnsucht, Ruhe fand.

Rückert war der Apostel, jenes Buch das Evangelium des Pantheismus für mich geworden.

Nach München zurückgekehrt, legte ich mir nun ernstlich die Frage vor, ob ich irgend genügendes poetisches Talent besäße, um es verantworten zu können, einen Theil meiner

Zeit und Kraft der Wissenschaft zu entziehen und zur Ausbildung jener Begabung zu verwenden?

Denn — und das ist der einzige Punct, an dem ich Selbstlob nicht unterdrücken mag — ich war sehr bescheiden und voller Zweifel an meinen Gaben: von der olympischen Selbstzuversicht, welche heutzutage so viele jüngste Poeten in beneidenswerther Unfehlbarkeit beseelt, war ich sehr weit entfernt.

Und dankbar gedenke ich es meinen Eltern, daß sie es an scharfer Kritik nicht fehlen ließen, nicht durch Eitelkeit auf den Sohn diesen selbst eitel machten. Solche Selbstbezweiflung hat mich auch später glücklicherweise nicht verlassen: wollte ich doch aus lauter Bedenken, ob meine Kraft die Schwierigkeiten der Aufgabe lösen könne, noch nach der Uebersiedelung nach Königsberg im Jahre 1873 das bis zum Tode des Vitichis vollendete Manuscript des „Kampf um Rom" verbrennen; nur die dringenden Bitten meiner Frau brachten mich davon ab und bewogen mich, die Vollendung zu versuchen.

Während mich nun damals — Winter 1854 — solche Zweifel beschäftigten, las ich in einem Gedicht Rückert's, daß sein Geburtstag auf den 16. Mai falle. Da kam mir der Einfall, dem Hochverehrten zu jenem Tag eine kleine Freude zu bereiten. Ich vertiefte mich, alle seine Poesien nochmal durchgehend in seinen philosophischen und künstlerischen Entwicklungsgang und zeichnete in einem großen Gedicht seine poetische Individualität, seine Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Lyrik, Epik, Didaktik, auch des Dramas. Das Gedicht schickte ich ihm zu seinem Geburtstag, natürlich ohne meinen Namen zu nennen: Bescheidenheit, Schüchternheit, hielt mich davon ab: ich fügte nur bei, falls dem Gefeierten die Verse nicht ganz werthlos schienen, möge er mir gütig unter einer Chiffre poste restante ein kurzes Wort schreiben. Ich war fest überzeugt, daß ich keine Antwort erhalten würde.

Wie groß war daher meine Freude, meine Ueberraschung,

als ich bei der ersten Anfrage auf der Post wirklich ein Couvert aus Coburg vorfand, das folgendes Gedicht enthielt. Ich lief brennenden Kopfes damit an meinen lauschigen Lieblingsplatz im „englischen Garten“, tief in den Buschwegen des „Aumeisters“, und las die schönen Zeilen wieder und wieder.

Neuseß bei Coburg, Mai 1854.

Ich bin nun über meine Poesien
Soweit hinaus gekommen,
Daß sie beim Rückblick halb verschwommen
In Duft, dem Auge sich entzieh'n.
Wer hat mit Liebeszaubermacht
Mich selbst mir selbst im Bild so klar zurückgebracht?
Nie ward der Tag, von dem in Mitten
Der schöne Maimond ist entzwei geschnitten,
Der seinen Jugendschmuck nun schon vor mir entfaltet,
So oft daß ich daran gealtet,
Nie ward er schöner angebunden,
Mit Kränzen, sinniger gewunden,
Mit Wünschen, inniger empfunden,
Als ich in Deinen Blättern heut gefunden.
Was wünsch' ich Dir? was ich aus Deinem offen
Gelegten Innersten mit Zuversicht darf hoffen:
Daß Du des Lebens Kampf, den schweren,
Mit Glück bestehest und mit Ehren.

Friedrich Rückert.

Diese gütigen Worte ermuthigten mich nun zu einem weiteren Schritt. Wem konnte ich mit größerem Vertrauen die Entscheidung übertragen der mich quälenden Frage, ob ich ein der Pflege würdiges Talent besäße, als dem verehrten Dichter, der dem Unbekannten so freundlich geantwortet hatte? Als ich daher im Laufe des Jahres ein kleines episches Gedicht vollendet hatte, schickte ich zum folgenden 16. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg: das Manuscript von „Harald und Theano“, mit der Bitte, es zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat das Urtheil unter dem Pseudonym „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty“ — mein Schulcamerad, Bruder von Karl Piloty, den ich in das Vertrauen zog. Mit

ängstlicherem Bangen ward wol selten einer Entscheidung entgegen geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte: ich erbrach eilig und las:

Neusetz, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für Ihre reiche diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut, die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An zwei Stellen hab' ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird, einmal daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wol mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage, Sie scheinen mir etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß Sie weder lauter Reimpaare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung.

Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt, so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man beim letzten den ersten vergessen hat. Ihre Reimtheorie selbst ist streng genug und rein Platenisch; aber nicht gelernt haben Sie von diesem Meister, den unangenehmen Hiatus zu vermeiden, das ablautende e vor anlautendem Vocal; dagegen werfen Sie, was mir hart klingt, dieses e nicht selten vor Consonanten ab, besonders beim Zeitwort dann, wenn ein unmittelbar dazu gehörendes „ich", „er", ꝛc. aus metrischer Noth davon getrennt ist; z. B. hab' vieles ich geduldet. Nicht nur die Apostrophirung hab' halte ich für fehlerhaft, sondern auch die Abtrennung des „ich", wenn nicht ein besonderer Nachdruck darin liegt. Weil ich einmal beim schulmeistern bin, will ich einen wichtigen Punct berühren, der nicht die Construction des Satzes, sondern das Gedicht selbst betrifft. Gegen den epischen Ton selbst hab' ich nichts einzuwenden und nichts gegen dessen leichte lyrische Färbung und stellenweise Erhebung zur wirklichen jenem Ton unterlaufenden Lyrik. Damit ist wol auch der eigentlich unepische Gebrauch des erzählenden Präsens zuzugeben, welches ja schon Virgil gegen Homer durchsetzt. Nicht zugegeben aber wird von mir das Rückwärtsschlagen der Erzählung, das Zurückspringen von einer Scene zu einer der Zeit nach früher zu denkenden. Das Epos, nach meinen Begriffen, muß eben so stetig vorwärts schreiten, von Scene zu Scene wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen schon physisch unmöglich ist auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben solche Bühne vor der geistigen Anschauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wol, und damit sind Sie freigesprochen, daß keiner unserer Dichter dieses Gesetz erkannt hat, selbst Platen nicht, der in den Abassiden beständig dagegen sündigt. In Hermann und Dorothea ist das Gesetz beobachtet, aus dem göttlichen Instinct, der Goethe überall sicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung studiren wollen,

so gehen Sie die Zeitfolge der Odyssee durch. Unsere Leser wissen natürlich gar nichts davon, aber es hängt damit zusammen, daß sie alle Geschichten so chaotisch stoffmäßig aufnehmen, oder vielmehr an sich vorüberbrausen lassen. Es versteht sich, daß Sie an Ihrem Gedicht in diesem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der schönsten Scenen wegfallen. Aber ich wünschte zu wissen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?

Mit herzlicher Liebe

Ihr Rückert.

Da war der Jubel groß!

Sofort schrieb ich nun mit Nennung meines Namens und strömte meinen Dank und meine Freude aus.

Der Brief mit seiner jugendlichen Begeisterung muß dem Alten gefallen haben: denn alsbald erhielt ich folgende Zeilen.

Geliebter junger Freund!

Nun darf ich Sie nicht länger auf Antwort warten lassen, wie schwer mir auch die Feder geht. Anfangs waren es einige Besuche, die mich störten und zerstreuten, dann lähmte mich völlig Wochen lang der feindselige formlose Regenhimmel, der auch heute noch mich verdüstert, mich keinen hellen Gedanken denken, noch weniger schreiben läßt. Darum mach' ich's kurz ab, um desto weniger durch dumpfe Rede die klare warme Begeisterung, in der Sie schwimmen, zu dämpfen. Zuerst meinen Glückwunsch zu der siegreichen Doctorschaft und den aus dem Felde geschlagenen so und so viel Disputanten. Daß Sie „singend wie ein Spartaner" in den Kampf gingen, hat mir einen Freudenschauer erweckt. Das angestrebte Lehramt wird Ihrer Poesie kein Hemmschuh, sondern eine Balancirstange sein; jetzt aber sähe ich gern alsbald Ihr Gedicht gedruckt. Den Schlußgesang wegzulassen, rathe ich nicht, eine solche Zusammenfassung ist schließlich ja nothwendig; man soll nichts Neues daraus ersehen, sondern nur sich beruhigt und erhoben fühlen; auf den materiellen Inhalt kommt dabei gar nichts an, und ich

erinnere mich auch dessen gar nicht, sondern nur, daß mich sicher Form und Kürze befriedigte.

Es freut mich, daß Sie so gründlich tapfer gegen meine Forderung des dramatischen Fortschrittes im Epos ankämpfen, aber ich weiche um keinen Finger breit zurück. Ich räume der Lyrik nicht das Recht ein, auf diesem Gebiet ihre sonstigen Sprünge zu machen; und Ihre Autoritäten verwerf' ich: einige davon, wie Tasso und Cervantes, sind in der That nicht gegen mich. Ariosto gehört als Humorist nicht hierhin, Byron nicht als chaotisch formloser unkünstlerischer Ueberpoet, Platen's Abbassiden verwerf' ich eben wegen dieses Fehlers. Dagegen beruf' ich mich auf Wieland's Oberon, Goethe's Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister's Lehrjahre und Wahlverwandtschaften: doch der Streit ist nicht schriftlich abzuthun, wir wollen ihn mündlich durchkämpfen. In meiner Familie sind Sie geistig eingeführt und aufgenommen, und es steht nur bei Ihnen, daß Sie's auch persönlich werden, indem Sie den kurzen Flug von München bis hieher machen und bei uns weilen je länger, je lieber. Meine Frau zwar ist sehr leidend, wird Sie aber gleichwol gern sehen, und meine Töchter fragen mich häufig, ob ich Sie denn noch immer nicht eingeladen habe? Jetzt eben haben wir keinen Besuch, außer einer — es ist seltsam — jungen Russin, mit der meine älteste Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundschaftsbund schloß; da gerade jetzt keine großen Siege der Alliirten*) zu feiern sind, geht es ohne Collisionen ab. Mit Anfang des nächsten Monats erwarten wir unsern gewöhnlichen Feriengast, meinen ältesten Sohn, mit Frau aus Breslau, mit welchem Sie wol wegen naher Berührung Ihrer Fachwissenschaften sich ergiebig aussprechen und verständigen könnten, wenn die Unterhaltung mit mir selbst stockt: denn das Alter, das sonst geschwätzig machen soll, hat in Verbindung mit der Einsamkeit mich einsilbig gemacht. Nun

*) Es war das Jahr des Krimkriegs.

also, Sie sind auf's freundlichste eingeladen von uns allen und mir

dem Ihrigen

Rückert.

(Nicht datirt von Rückert, erhalten in München am 23. Juli 1855.)

Eine Einladung von Friedrich Rückert! In sein Haus! In jenes Neuseß das mir stets als der Inbegriff aller Natur-Poesie, das Ideal aller Dorf-Idyllen vorschwebte — freilich kannte ich es ja nur aus gelegentlichen Schilderungen Rückert's: zumal aus dem Gedicht:

Abschied von Neuseß.

„Neuer Sitz am alten Coburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz;
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeiten sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt.

Wer konnte glücklicher sein als ich! Das juristische Abgangsexamen von der Universität lag glänzend hinter mir, auch die Doctorprüfung war, und zwar zu höchster Zufriedenheit meiner Lehrer bestanden (ein wenig muß ich mich doch loben!), nur der Promotionsact stand noch aus: Rückert erfreute sich immer daran, daß ich, wie ich ihm wiederholt erzählen mußte, singend „wie ein Spartaner zur Schlacht", an einem herrlichen Frühlingsmorgen meinen geliebten englischen Garten entlang, in das Universitätsgebäude gegangen, dort die Clausur-Arbeit (Auslegung von Quellenstellen aus dem römischen und dem kanonischen Recht) zu machen: und die frohe Stimmung war das Omen eines glücklichen Zufalls gewesen: gerade die mir aufgegebene Stelle aus dem corpus juris Justinian's hatte ich in den letzten Wochen in allen ihren verschiedenen Auslegungen studirt und konnte jetzt die ganze ziemlich verwickelte Controverse und meine Entscheidung ohne Zögern aus dem Kopf niederschreiben.

Rückert's zweifellose Anerkennung meines Talents hatte mich gewaltig gehoben: ich glaubte von nun an fest an meinen Stern: und selten und nie auf lang hat er sich seither verdunkelt: es war eine frohe, frühlingsfreudige Zuversicht über mich gekommen: eine unbestimmte Ahnung, eine drängende Sehnsucht trieb mich vorwärts: mir war, alsbald müsse nun ein nie gekanntes Glück Einzug halten in mein Leben. — —

Mit Freuden gaben die Eltern die Erlaubniß zu der kleinen Reise, und an einem lachenden Sommermorgen fuhr ich von München nach Coburg, nach Neuseß, zu Friedrich Rückert! Ich sagte mir das manchmal leise vor: denn ich wagte kaum, es für wirklich zu halten.

Wie war mir so heiß und so bang und doch so wonnig zu Muth! Ich war in einem Rausche von Begeisterung, von Dank, von Poesie, von Ahnung, von verwirrender Sehnsucht; mächtig fliegt mir das Blut in Herz und Haupt: dazu die volle Pracht und Ueppigkeit des Hochsommers: das strahlende Blau des Himmels, die strotzenden Gefilde, die feuchte Wärme der wallenden Luft: mir schwindelte manchmal. Ich bin aus diesem Zustand seliger Berauschtheit nicht heraus gekommen, bis ich wieder nach München zurückgekehrt war. Ich schrieb Rückert die Woche, in der ich kommen werde, aber nicht den Tag: ich fand es „poetischer", ihn zu überraschen.

Höchst überschwänglich! wird man sagen. Gewiß: aber ich war gerade einundzwanzig Jahr alt. Und ich war doch ganz anders als die allermeisten Einundzwanzigjährigen, zumal wie sie heutzutage sind. Ich war mit all meinem Spinoza und Hegel — ein Kind, ein Knabe, der noch nichts erlebt hatte: wohl hatte ich ein Jahr in dem großen Berlin studirt, aber eben wirklich fast n u r studirt: ich war — wie soll ich sagen? — es klingt affectirt: aber ich weiß kein besseres Wort: ich war wie jung Giselher, da er die erste Fahrt von Worms thut und jung Dietlind findet. Sicher

war ich sehr überschwänglich, aber in Aufrichtigkeit, nicht in Affectation. Und wenn ein Poet mit 21 Jahren nicht überschwänglich ist — dann hat er wohl nicht viel Phantasie und — Temperament.

Nachmittags kam damals die Post von Lichtenfels her in Coburg an: — „abermals in sechzehn Jahren bin ich dann gleichen Wegs gefahren" — ich warf mein Ränzel im „Schwan" ab, wie damals das spätere Hotel Leuthäusser hieß, schleuderte dem Kellner, der mich fragte, ob ich nichts essen wolle? einen verächtlichen Blick zu — (ich! essen! auf dem Wege zu Rückert!) — frug „welches ist der nächste Weg nach Neuseß?" und stürmte hindann.

Nicht eine halbe Stunde mag Neuseß von der Stadt entfernt sein: aber viel zu lang schien mir der Weg auf der staubigen Landstraße: nördlich liegt Neuseß, das wußt' ich: so sprang ich denn bald über den Straßengraben nach links in die Felder und lief durch die Wiesen, mit und ohne Weg, auf die in der Ferne auftauchenden kleinen Häuser zu. Bald hielt ich in dem Dorf vor der Kirche. Links neben dieser stand, eine Ecke bildend, an der einen, der Süd-Seite, von einem schmalen aber lebhaft rinnenden Wasser umspült, ein nicht hohes, einstöckiges, ziemlich in die Länge gezogenes Haus: die Theile zur Rechten schienen Oekonomiegebäude: das Wohnhaus war wunderschön von grünem Schlinggerank überzogen. „Das ist sein Haus," sagte ich mir, und zog die Glocke. Alsbald öffnete sich oben an der Thür ein rundes Fenster und aus der Umrahmuug von grünem Weinlaub schaute auf mich herab — ein ganz prachtvoll schöner Mädchenkopf: mir schoß alles Blut in das Herz: eine Zeit lang blickte ich starr nach oben — sehr unpassendermaßen! — wie mir, zu meiner weiteren Verwirrung, nachgerade beifiel; endlich frug ich: „wohnt hier der Dichter Rückert?" Wieder höchst unpassend! Der Mann war ja Doctor, königlich preußischer ordentlicher Professor, vielleicht Geheimrath — und ich nannte ihn so kurzweg den „Dichter Rückert". Dieser neue Verstoß muß mich aber nicht sehr schwer ge-

drückt haben: denn als das schöne Mädchen nickte und mich fragend ansah, rief ich: „sagen Sie nur, der Harald sei da!" — Zu flog klirrend das Fenster, — ich glaube, mit einem leisen Schrei — auf flog alsbald die Thür und das schöne Mädchen stand vor mir, von der Sonne in dem sonst beschatteten Hausgang voll beleuchtet. Es war die ältere Tochter Rückerts, Fräulein Marie: sie war damals imponirend schön; ich darf es ja jetzt, obgleich sie selbst diese Zeilen lesen wird, nach bald dreißig Jahren, wohl sagen: eine stolze, fast allzu gewaltige Gestalt, größer als ich, mit dem mächtigen Bau ihres Vaters: tief dunkelbraune Locken fielen auf eine junonische Büste; prachtvolles Incarnat wie Pfirsichbraunroth färbte die vollen Wangen.

Das Fräulein blieb bei dem Vater, lange nachdem er seine unvergleichliche Frau verloren und die andern Kinder sich den eignen Herd gegründet, als seine treueste Freundin, Vertraute, Gehilfin, später als seine Stütze und Pflegerin. Das deutsche Volk hat ihr dafür zu danken, wie sie diese Pflichten der Pietät erfüllt hat.

Da ich zwei Augen im Kopf hatte, Lyriker und einundzwanzig Jahre alt war, versteht es sich von selbst, daß die blendende, ja beherrschende Erscheinung Eindruck auf mich machte; aber bei aller Bewunderung dieser fast allzu schimmervollen Schönheit konnte ich mich eines Gefühles nicht erwehren, das einen sehr seltsamen Contrast zu dieser Anziehungskraft bildete. Ich war ganz unfähig damals, mir diese Empfindung zu deuten: es war — es klingt freilich geradezu lächerlich — beinahe eine leise Furcht; heute kann ich es mir psychologisch ganz klar zurecht legen. Das Fräulein, gerade so alt oder vielleicht sogar etwas älter als ich, war ein in sich ganz fertiges Mädchen und mir kaum Einundzwanzigjährigem und noch sehr, sehr lange nicht Fertigem — trotz meiner Philosophie und sonstigen Wissenschaften so unvergleichlich, nicht geistig, aber menschlich überlegen, daß diese Empfindung unbewußt mich immer niederbeugte in ihrer

Nähe, so blendend, ja verwirrend die stolze südliche Erscheinung wirken mußte; sie sah leider so gar nicht deutsch aus, vielmehr süditalisch, sicilianisch; einmal legte sie echt italienische Tracht an: das war wie ein Bild von „Riedel in Rom". Aber in diese echt deutsche Landschaft und in meine deutsche Balladen-Phantasie paßte dies „Mädchen von Capri" nicht. —

Jedoch allzulang schon stehen wir beide in dem Hausflur. —

Das Fräulein führte mich durch das Haus in den Garten, wo der Vater wandelte: ich sah ihn von Weitem einen Weg, der von hochstämmigen Rosen umsäumt war, heran kommen.

Da ward mir doch noch ganz anders zu Muth, als bei dem Anblick des mächtigen Mädchens.

Eine ganz gewaltige, hoch gereckte Hünengestalt, breit von Schultern, ein mächtiges Knochengerüst, fast um zwei Haupteslängen mich überragend: hoch empor mußte ich blicken, wollte ich sein Auge treffen. Und welches Auge!

Eine Schirmmütze in das Gesicht gezogen: lange weißgraue Locken auf die Schultern niederwallend: ein langer Rock mit nicht endender Taille und bis auf die Knöchel fast reichenden Schößen, aus schlichtem Stoff, fast wie ihn die fränkischen Bauern tragen: keine Halsbinde: eine lange Pfeife in der Hand: die Züge des edeln Antlitzes ebenfalls mächtig, groß, stark ausgebildet — wie aus Eichenholz geschnitten: eine starke Nase, buschige Brauen: und ein Auge — wie ich es nie wieder gesehen auf Erden. Goldbraun die Farbe, wie das Auge des Königsadlers, und durchdringend hell und scharf wieder wie des Adlers, der Blick! Ich habe versucht, die herrlichste Gestalt gothischer Geschichte nach Rückerts Bild zu zeichnen: Dietrich von Bern, der weise große Theoderich, der Friedenskönig, wie ich ihn in seinen letzten Augenblicken im Anfang des „Kampfes um Rom" gezeichnet — er ist Friedrich Rückert nachgebildet.

Ein gewaltiges Antlitz: voll Gedankenhoheit und Gedankentiefe, ernst, strenge, ja einmal, da er in Unmuth ge-

rieth in Verurtheilung des Lob-Assecuranzwesens einer gewissen Coterie, war der Ausdruck von grimmig drohender Leidenschaftlichkeit fast erschreckend.

Aber wie konnte dieses ernste, ja herbe Antlitz verklärt, anmuthig leuchten, wenn er, was nicht selten, einen neckenden Scherz, oft in improvisirtem Reimspiel aussprach — zumal gegen seine geliebte Louise.

Er empfing mich mit einer väterlichen Güte, mit einer edeln Einfachheit und Schlichtheit, welche gleich nach den ersten Worten mir jede Scheu, jede Verlegenheit benahm. Mir war alsbald — das ist der Zauber einer wahrhaftigen Natur — als hätte ich ihn schon längst gekannt: und zutraulich, herzlich, wie der Sohn zum Vater: sprach ich zu ihm — aber freilich: eben wie der Sohn zum Vater immer empor! Mußte ich doch zu ihm fast so steil wie zu den Sternen aufsehen.

Ich weiß nicht mehr Alles, was wir besprochen an jenem Abend — sind es doch 25 Jahre! —: welchen Eindruck aber jene Tage auf mich machten, erhellt wohl aus der photographischen Genauigkeit, mit der ich so zahlreiche Einzelheiten in der Seele gespiegelt forttrage bis auf den heutigen Tag.

Aber sorge nicht, liebe Leserin, ich werde Dich nicht ermüden durch Erzählung von all dem Detail, das Dich nicht so interessiren kann, wie es für mich wichtig war und — blieb.

Gleich in jenen ersten Stnnden verhandelten wir über Rückerts in dem obigen Brief (S. 429) entwickelte Theorie vom Epos, die ich, mit einigen Modificationen, als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von „Harald und Theano" nach Möglichkeit befolgte. Ich mußte dann gleich am ersten Tage und an den folgenden lyrische Gedichte und Balladen vorlesen, bald ihm allein, bald in Gegenwart der Seinen: er beurtheilte Alles eingehend, tadelte, lobte, verbesserte gleich selber, wobei mir gewaltig imponirte, mit welcher Raschheit und Leichtigkeit der unerreichte, auch von Platen nicht er-

reichte Sprach-Gebietiger alle Schwierigkeiten von Reim und Metrum überwand, die mir unlösbar däuchten.

Auch an Witz und Humor fehlte es nicht: als ich ein Gedicht „Lorelei" vorlesen wollte, sprang er in komischem Unmuth auf und rief: „Von der will ich gar nie mehr was hören!" — als ob sie was Garstiges angestellt hätte. Von vielem, was er lobte, will ich nur eins anführen: „Ihre Balladen sind prächtig," meinte er. „Jede ist ein kleines Drama: ich glaube, Sie haben ein sehr lebendiges dramatisches Talent. Viel mehr als ich! Versuchen Sie doch einmal eine Tragödie — aus ihrer Lieblingszeit, so was wie Völkerwanderung oder Nibelungen."

Er litt es nicht anders — ich mußte auch unter seinem Dache schlafen! So hatte ich die Einladung gar nicht zu verstehen gewagt; mein Ränzel ward aus dem Gasthaus geholt.

Aber allmählich, nachdem sich meine Spannung unter dem Einfluß seiner väterlichen Freundlichkeit gemindert, gingen mir nun auch die Augen auf über die wunderbare Lieblichkeit dieses ganzen Landschafts- und Genre-Bildes. Das Thal der Lauter mit ihren Wiesgründen, die fernen Waldhügel, der Garten, das malerische, einfache, aber höchst behagliche Wohnhaus und — das Poesievollste, Stimmungsreichste von Allem — das unmerkliche Hinübergleiten des Gartens in das offene Feld, in die freie Wiese, in die Flur. Durch eine kleine Oeffnung im Gartenzaun traten wir — ich merkte es gar nicht — in die Feldflur: „des Vaters Fluchtpförtlein, sagten mir am andern Morgen die Töchter, falls unliebsamer Besuch auf die Hausthür zu kömmt" — und noch am ersten Abend führte mich Rückert auf einem wunderlieblichen Wiesenpfad hügelaufwärts nach seinem Lieblings-Platz, dem „Goldberg", den eine unvergleichlich mehr ortvertraute und berufene Feder darstellen soll.

„Ueber dem Hausgarten war ein zweiter, der Goldbergsgarten, welcher von einem jeden Glied der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Wo der Goldberg seine Halde
Sanft zum Mittagsstrahle kehrt
Und die Stirn mit Eichenwalde
Gegen Nord und Ost bewehrt.“

Es war eine Halde des sanft ansteigenden Hügels, der von Neuseß ab anschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berge und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke umzogen. In dieses bescheidenste Ideal eines Berggeländes baute sich der Dichter ein Gartenhaus, zweistöckig, mit nothdürftiger Wohnung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Aussicht, oben mit bedecktem Altan. Dort saß er auf einer Bank, nun morsch und verfallen, am liebsten allein, in seine Brieftasche die stillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte — dort zwanzig Jahre wandelnd und sitzend an jedem Nachmittag der leidlichen Jahreszeit — der störte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und gedichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodisches Sopha, der ständige Sitz, daneben ein kleiner Tisch, dessen Schubfach Pakete und Bücher, eine wechselnde Bibliothek enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verschwand. Denn die isolirte Lage brachte oft wunderliche Gäste, die Angst erregten: nur ihm nicht. Von den offenen Fenstern und der offenen Flügelthüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichste Bild; die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, seine Lieblingspflanze, mit ihrem lila und prächtig grünen Blatte; darüber eine stille Flur, sanft geneigtes Getreidefeld, nur durchschnitten von der selbst gebauten Straße mit ihren selbstgepflanzten Bäumen; dahinter Neuseß, echt dörflich, von seinem spitzen Thurm überragt: im Grünen versteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatralisch gekrönt von dem reichsten Bergkranz mit der Festung; endlich weiterhin

die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main — ein Blick nicht von erster Schönheit, aber von so wohliger, satter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm selbst nie satt geworden. Dieser Garten wurde sich selbst überlassen, nicht einmal die Wege verkiest. Hier durfte alles wachsen, wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden sich über die bemosten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er sonst nur der Schlußpunct seiner ausgedehnten Spaziergänge in der Neuseßer Gegend war. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er sich mühsam hinaufgeschleppt.

Als so alle seine Schöpfungen in Neuseß vollendet waren, da konnte man ihn zu fast unverändert beibehaltenen Stunden unter denselben wandeln sehen. Da waren es in den ersten Morgenstunden die kurzen Läufe, wie seinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Lust oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langsam von einer Pflanzung zur andern, und sagte ihr gute Nacht. Aber nie ist er aus seiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner selbst gewesen. Er ordnete an und wußte sachverständige und werkthätige Hände dafür anzustellen.

Seine große Freude waren die Vögel, die unter seinem Schutze eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten — Kukuk und Nachtigall — auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren."

So schreibt Heinrich Rückert, des Dichters Sohn, der allzu früh verstorbene Professor der Geschichte zu Breslau (abgedruckt in dem herzgewinnenden Buch von Frau Amalie Sohr, über dessen Leben und Wirken, Weimar 1880; oben S. 418).

Als es dunkelte, führte mich Rückert vom Goldberg auf einem zum Theil andern Weg in den Garten zurück und zu seiner Frau, in das große, helle Wohnzimmer in der Ecke des Hauses im ersten Stock, wo man bei jeder Pause des Gesprächs das flüsternde Rauschen des Wassers vernahm.

Frau Rückert, die Rose des „Liebesfrühlings", war

damals schon sehr leidend: die zarte, kleine, schmächtige Gestalt ruhte auf dem Sopha, von dem sie sich nicht oft erhob, so lang ich dort weilte; nie werde ich den selenvollen Blick des Auges, den sanften Wohllaut dieser Stimme vergessen! — „Da bring' ich Dir unseren Poeten," sagte Rückert, sich freundlich, der hoch Ragende, zu ihr nieder neigend. „Sieh nur mal, wie jung der noch ist." Wiederholt sagte er mir, er hätte mich viel älter geglaubt — wohl auch viel reifer, dachte er wohl. Ach ja: ich war sehr jung und sehr fern von der Reife. —

Wie eine Mutter fragte mich nun die feine Frau, langsam und leise sprechend, nach all den Menschen und Dingen, die sie mir die Liebsten, meinem Herzen Theuersten denken mußte: vor allem nach meinen Eltern nud Geschwistern.

Zu dem Abendbrod erschienen nun außer Fräulein Marie und ihrer Freundin, der oben erwähnten jungen Russin, Helene hieß sie — nur das weiß ich noch — die andern Glieder der Familie: der nun auch schon verstorbene Sohn, ein stattlicher Mann, hoch und stark wie ein Baum, welcher die ausgedehnte, mit dem Hause verbundene Oekonomie leitete: und einmal sah ich auch Etwas mit zwei blonden Zöpfen scheu durch das Zimmer huschen: es war die jüngste Tochter, Anna, ein Mädchen — oder Kind von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren. —

Früh gingen wir zur Ruhe. Rückert selbst führte mich in das mir bestimmte freundliche Zimmer, das in den Garten blickte. Die erste Nacht unter dem Dache Rückerts! Ich hatte gemeint, ich würde nicht einmal im Hôtel Schlaf finden. Aber die Natürlichkeit dieser schlichten Menschen, die Luft, die Landschaft, das liebliche Getammtidyll, die mich umgaben, hatten meine erste Aufregung wohlthätig aufgelöst: ich schlief vortrefflich und erwachte erst, als der helle Morgen in das Fenster leuchtete; vor dem Fenster aber, im Weingerank, sang hellen Tons mein alter elfischer Schutzgeist —: das Rothkehlchen. Und damit genug für

diesmal von Rückert und seinem Hause, und lange schon übergenug von mir.

Ich füge nur noch bei, daß der herrliche Mann echt väterlich, mild und weise sich gegen mich verhielt, vom ersten bis zum letzten Wort, das wir wechselten. Reich angeregt und gefördert, belehrt in tiefen Grundwahrheiten unserer Kunst schied ich von ihm: dankbar und treu bewahrte ich sein Bild und seine Worte im Herzen. Die Landschaft aber und die Staffage von Neuseß lebte fort und klang nach in gar manchem Gedicht, zumal in den „schlichten Weisen" der ersten Sammlung, auch in der Erzählung „Ernst und Frank" in den „kämpfenden Herzen" und in vielen Balladen. Noch manchen Wink und Rath verdanke ich späteren Briefen Rückerts. Aber wiedergesehen habe ich ihn nicht. Er starb 1866, nachdem er seine Louise schon 1857 verloren. Im Mai 1871 stand ich, tief bewegt, an seinem Grab.

Ende des dritten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnenschule des Lette-Vereins.